EGON ERWIN KISCH

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Herausgegeben von Bodo Uhse und Gisela Kisch

VI

EGON ERWIN KISCH

Geschichten aus sieben Ghettos

Eintritt verboten

Nachlese



Aufbau-Verlag Berlin und Weimar

1973

1. Auflage

Lizenz-Nr. 301. 120/24/73
Einband und Schutzumschlag Erich Rohde
Karl-Marx-Werk Pößneck V 15/30
Best.-Nr. 611 313 1
EVP 11,10

GESCHICHTEN AUS SIEBEN GHETTOS

AUSWANDERER, DERZEIT AMSTERDAM

Vom Giebel der Antoniuskerk streckt Christus die Arme dem Volk auf dem Waterloo-Plein entgegen. Meine Herrschaften, ruft er, kommen Sie doch zu mir. Ich führe die gleiche Ware, die Sie bisher von Moses & Aaron bezogen haben, nur ist mein Haus eleganter als das Ihres jetzigen Lieferanten.

Die beiden Schwurzeugen an seiner Seite sind überlebensgroße, vollbärtige, jüdisch aussehende Priestergestalten und können durchaus als Moses und Aaron gelten, wenn sie vielleicht auch Petrus und Paulus sind. Jedenfalls stehen sie da, linker Hand, rechter Hand, und protestieren durch keine Geste gegen die in goldener Antiqua behauptete Identität der beiden Religionen: „Qua fuit a saeclis sub Signo Moysis et Aaronis, stat salvatori renovata illustrior aedes." Zu Füßen dieser Werbung marktet der Adressat, das Amsterdamer Ghetto, jedoch niemand hat Ohren, zu hören, was der Mann in steinerner Geduld redet, niemand Augen, zu sehen, was auf der Kirche angeschrieben ist.

Noch beschwörender als der Christ strecken die jüdischen Budenbesitzer ihre Arme aus, noch lobpreisender, noch beteuernder, und der Passant ist vollauf mit der Prüfung der feilgehaltenen Ware beschäftigt; Mißbilligung markierend, fragt er nach dem Preis des von ihm ausgewählten Stücks, feilscht, geht, kommt wieder.

Ein Händler, der Heringe ausweidet und Pfeffergurken schneidet, tut so, als wäre er von einer kauflüsternen Menge umlagert, die bewundernd auf ihn weist, scheu seinen Namen flüstert und derer er sich nun erwehren muß. „Ja", ruft er mit Stentorstimme, „ja, ich bin der Heimann, das weiß doch jeder! Heimann ist bekennt! Ich bin ja *so* bekennt."

Nähen wirklich Käufer, und es gilt für Heimann zu handeln, so übernimmt es die Gattin, seinen Ruhm zu verkünden. Sie trägt einen „Scheitel" – Euphemismus für Pe-

rücke –, legt die Hände an den Mund und teilt der Welt mit, daß Heimann ja *so* bekennt ist. „Alles om een Dubbeltje", dröhnt ein Nachbar-Stentor; er faltet mit weit ausladenden, spitzfingrigen Bewegungen ein Paket Briefpapier und fügt einen Crayon, eine golden scheinende Uhrkette und einen Bonbon zu jenem alles, das für ein Dubbeltje zu haben ist. – „Nuttige Kadoches" hörst du anpreisen, und das soll weder berlinerisch noch jiddisch, sondern holländisch und französisch sein und bedeuten: nützliche Cadeaux.

Um Gemüse und Eier und Obst, um „Koscher Planten-Margarine", um Fisch und Geflügel und Fleisch, alles „Onder Rabbinaal Toezicht", kreisen Handel und Wandel auf dem rechtwinklig geknickten Waterloo-Plein; rostige Eisenbestandteile, fadenscheinige Kleider, zerbrochene Möbel, verbeultes Geschirr, Verkoop van 2e Handsch Gereedschappen en bruikbaare Materiaalen –der Abfall der Niederlande ist durchaus marktbares Gut.

So geht es von Morgendämmerung zu Abenddämmerung, wochentags auf dem Waterloo-Plein, sonntags kirmesartig auf der Oude Schans und in der Uilenburgstraat. Nur der Sabbat gibt Ruhe. Am Freitagnachmittag bricht Israel seine Zelte ab, die Pfosten, Plachen, Kisten und die unverkauft gebliebene Ware werden entweder auf Handkarren fortgeschafft, wobei schwarzlockige, magere Knaben die Wagenhunde sind, oder fahren auf dem Wasserweg von dannen. Zwanenburgwal, Wall der Schwanenburg, so poetisch heißt der Kai, an dem Frachtkähne voll mit alten Kleidern und alter Wäsche vertäut liegen und Gondeln mit Fahrradteilen (Amsterdam ist die Stadt der Juden und der Radfahrer und beteiligte sich dennoch nicht am Weltkrieg). Eine schaukelnde Zille voll splitternackter, defekter Schaufensterpuppen erweckt wegen der unzüchtigen Konstellationen der Figuren das Hallo der Gaffer an den Grachten.

Wenn ein Händler nur ein kleines Warenlager hat, eines, dessen Rest schnell eingepackt und in einem Koffer wegtransportiert werden kann, harrt er noch aus auf Waterloo. Jetzt, da die Konkurrenz abrollt oder abschwimmt, hofft er sein Geschäft zu machen, Nachbörse, Schleuderpreise, Ausverkauf, Sonderangebote, Restanten, Koopjes, Mezijes. Heimann ist noch immer da, die Menge ist noch immer

nicht da, deren Ansturm er schreiend zurückweist: „Ja, ja, Heimann ist bekennt."

Die drahtumfriedete Mitte von Waterloo-Plein ist ein Jugendspielplatz, zur Marktzeit und nach Marktschluß spielen hier Kinder, während ihre ärmeren Altersgenossen Karren abschieben oder die weggeworfenen Warenreste, alles, was auf dem Pflaster blieb, durchwühlen. Die zum Finale anschwellenden Rufe Heimanns, „Ich bin ja *so* bekennt", tönen herüber, aber es kann unmöglich sein Eigenlob allein sein, was diesen ins Marktgetriebe eingebetteten, typischen Großstadtspielplatz mit Wellen von Gestank erfüllt.

Für die kleinsten Kinder sind Sandhügel zum Buddeln da, für die größeren Schaukeln, für die noch größeren Turngeräte. Die größten kämpfen ein Wettspiel aus, in je einen Korb auf hoher Stange ist der Ball zu landen; in beiden Mannschaften spielen Burschen und Mädchen, kurzberockte Mädchen, das Tempo ist flugs, die Geschicklichkeit beträchtlich, und die Marktgänger, bepackt mit Einkäufen, bleiben am Drahtnetz stehen, vom Sportfieber ergriffen.

Selbst wenn die Turmuhr schlägt, blickt niemand auf, geschweige denn zum Christus, der unermüdlich die Arme nach solchen ausstreckt, die willens wären, anzuerkennen, daß seine Kirche nichts anderes ist als das, was jahrhundertlang unter dem Zeichen von Moses und Aaron stand und nun zu einem herrlichen Bau schöpferisch erneuert ward.

Du lieber Gott, Bekehrungsversuche hat man bei den Amsterdamer Juden schon unternommen, als sie noch keine Amsterdamer Juden waren. In Polen und Rußland kam man ihnen mit ganz anderen Missionsmethoden, mit Plünderungen, Schändungen und Pogromen, in Spanien und Portugal mit Kerkerverlies und Folterbank und Flammentod, und hat nichts, gar nichts ausgerichtet.

Die Kathedrale von Toledo, wahrlich ein gewaltiger lockendes, ein gewaltiger verwirrendes und gewaltiger einschüchterndes Bauwerk als diese Antoniuskerk, steht seither in einer judenleeren Straße; das hat sie nicht davor geschützt, heute „Calle Carlos Marx" zu heißen, und die Straßentafel mit diesem Namen ist just auf dem Palast des Torquemada und seiner erzbischöflichen Nachfolger be-

festigt. Die alabastergefütterten Synagogen von Toledo wurden zu katholischen Kirchen, die vertriebenen Inhaber der Stammsitze aber bauten sich auf der anderen Seite der europäischen Landkarte neue Synagogen. Nicht weit vom Waterloo-Plein liegen einander zwei gegenüber. Die „Hochdeutsche Synagoge", gegründet von denen, die vor den Landsknechten und Marodeuren des Dreißigjährigen Krieges und vor der Soldateska Chmelnitzkis flüchteten, und die Portugiesische. Die Portugiesische Synagoge gleicht nicht etwa der Prager Altneuschul, sie ist keineswegs ein verhutzeltes, sich verstecken wollendes Versammlungshaus von Illegalen, sie ist ein Prunkbau, eine Kathedrale auf jüdisch. Aufgerichtet ist sie mitten im Fluß, sie steht auf Pfählen oder gar, wie die Sage geht, auf Fässern mit schierem Gold. Das Kirchenschiff reckt sich auf Säulen aus rundbehauenem Granit himmelwärts, wie jenes der iberischen Kirchen, in die man die Juden zur Bekehrungspredigt oder zur Zwangstaufe schleppte.

Aus brasilianischem Palisander ist die Estrade mit dem Altar gezimmert. Sie, die „Tuba", erhebt sich in der Mitte des Hauses, ihr und einander sind die konzentrischen Bankreihen zugewendet, nicht allesamt gegen Osten wie in den Tempeln des Abendlands, wo die Beter nur den Rücken des Vorbeters sehen. Hier kehrt man sich der Ostwand erst dann zu, wenn aus der Bundeslade eine Thorarolle gehoben wird. Eine stammt aus dem ehemaligen Heimatland, die Flüchtlinge trugen sie über die Pyrenäen wie ein Fahnentuch nach verlorener Schlacht.

Sechshundertdreizehn Kerzen leuchten dem Gottesdienst, eine teure und unmoderne Beleuchtungsart, gewiß, aber da läßt sich nichts ändern, so war es in Granada, so war es in Lissabon, so muß es bleiben. Weil es in Granada und Lissabon so war, geht der Rabbi auch hier in Escarpins, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, die Gemeindefunktionäre tragen den flachen harten Jesuitenhut mit geschweifter Krempe und die Tempeldiener einen fulminanten Dreispitz wie damals in Spanien die Guardia Reale und heute die Guardia Civile. Der Chorregens, den Gesang der Waisenknaben dirigierend, hat ein Samtbarett aufgesetzt, als wäre er Scholar zu Saragossa.

In portugiesischer Sprache stehen auf einer Marmortafel die Namen der Gemeinde-Ältesten, unter deren Regierung die Synagoge erbaut wurde: „Parnassimos Senhores Yshac Levy Ximenes, Mosseh Curiel, Abraham Jessurun d'Epinoza, Daniel de Pinto, Ysrael Pareira, Joseph de Azveldo, Zagachi Gabay Aboab de Fonzara, Semuel Vaz, Osorio da Veiga und Henriquez Costino se estron est esnoga construída..." Die Beter begrüßen einander mit „boa entrada do Sabbat", welche Formel drüben bei den Hochdeutschen „Gut Schabbes" lautet, und anstatt „boa semana" wünscht man auf der anderen Seite der Straße nur eine „Gut Woch". Das Gebet für die Königin der Niederlande wird portugiesisch gesprochen, und streng hält man darauf, bestimmte Formeln der Gemeindedokumente in der Sprache derer abzufassen, von denen die Ahnen gemartert und davongejagt wurden, man wahrt Tracht und Gehaben und Gebräuche derer, die die Juden zunächst zu Spanien und dann in der ersten Emigration, in Portugal, steinigen ließen.

Dort im Süden waren sie, weil sie vor der Inquisition dem Glauben öffentlich abschworen und ihm insgeheim weiter anhingen, als Maranen, das heißt Schweinekerle, beschimpft worden. In der neuen Heimat wollten sie nun dartun, daß kein Caballero sie an Vornehmheit übertreffe, kein Grande grandioser und mit mehr Grandezza auftrete als sie.

Die niederländischen Provinzen der spanischen Krone, die protestantischen Holländer kämpften den Kampf der Auflehnung gegen die katholischen Usurpatoren, und die Opfer von Inquisition und Unduldsamkeit konnten bei den Feinden ihrer Peiniger auf um so gastlichere Aufnahme rechnen, als sie aus dem Stiefmutterlande nicht mit leeren Händen kamen, sondern außer der mitgebrachten Thorarolle auch den mitgebrachten Handel mit der Levante und Südamerika entfalteten. In der Kaufmannsfeste an der Amstel gab es keine „Judería", kein mit Mauern oder Ketten abgeschlossenes Judenviertel; jeder kreditwürdige Mann durfte das gleiche Bürgerrecht ausüben und seiner Religion obliegen – sofern es nicht die katholische war. Nur ein einziges Mal, es geschah zu Anfang ihres Aufenthalts, wurden die, denen man in Iberien vorgeworfen hatte,

unter dem Anschein katholischer Gebetstunden jüdische Gottesdienste abzuhalten, in Amsterdam bei einer Glaubensübung überfallen: man hielt sie für eine katholische.

Die jüdischen Caballeros stolzierten in Amsterdam einher, sie hatten Reichtum und Titel, auf ihren Grabsteinen und sogar auf den Etuis für ihre Gebetmäntel prangten Wappen. In den Museumsräumen der Alten Stadtwaage sieht man Beschneidungsmesser aus Achat mit Scheiden aus Robbenleder, Gewürzbüchsen aus Elfenbein, Brabanter Spitzenhauben für die Madrinis, die Mutter der Braut, und für die Padrinis, die Mutter des Bräutigams, Perlenstickereien, edelsteinbesetzte Tempelgeräte und goldenes Ostergeschirr. Als wichtige, wohlhabende und edle Geschlechter wollten die Emigranten gelten, und kein Geringerer als Goethe hat ihnen bestätigt, daß sie das seien, obgleich er die portugiesische Judengemeinde nie gesehen, vielleicht nie von ihr gehört hatte und nicht wußte, wem er das Gutachten ausstellte. In seinem Essay „Jacob van Ruysdael als Dichter" beschreibt Goethe ein Landschaftsbild; es stellt den Friedhof der Amsterdamer portugiesischen Juden zu Oudekerk dar, was Goethe unbekannt war. „Bedeutende, wundersame Gräber aller Art, durch ihre Formen teils an Särge erinnernd, teils durch große aufgerichtete Steinplatten bezeichnet, geben Beweis von der Wichtigkeit des Kirchsprengels und was für edele und wohlhabende Geschlechter an diesem Orte ruhen mögen."

Dieser Friedhof ist noch da, und obwohl Straßenbahn Nr. 8 direkt hinführt, ist er immer noch wildromantisch, man kann wirklich sein getreues Abbild für dichterische Phantasie halten. Unter den ältesten Katafalken liegen Granden: Samuel Palache, Gesandter des Sultans Mulay Sidan von Marokko, Mozes Jehuda Beori, embaixador Mohammeds IV. am Hofe Karls IX. von Schweden, Manuel Teixera, Resident der Königin Christine von Schweden bei der Hansa, die Gründer der Diamantschleiferei und berühmte Juweliere wie Manuel Baron Belmonte, Curiel und Duarte del Piaz, Kaufleute, die zwischen Brasilien und den Niederlanden segelten, Bringer von Kaffee, Tabak, Olivenöl. Auf den Grabsteinen liest man Namen und Insignien von Ärzten, Schüler der maurischen Heilkundigen, Joseph

Bueno, der ans Sterbebett des Prinzen Maurits gerufen worden war, sein Sohn, der Arzt Ephraim, genannt Bonus, Gómez de Sossa, Leibarzt des Kardinal-Infanten Ferdinand, Statthalters in den Niederlanden; Verfasser von Reisebeschreibungen, Übersetzer von Lope de Vega und Cervantes, Theologen und Philosophen liegen hier bestattet, darunter Doctor Semuel da Silna, der mit seinem „Tratado da Immortalidade da alma", erschienen anno criaçao do mundo 5383 (1623), die Exkommunikation Uriel da Costas ideologisch vorbereitete. Uriel da Costa ertrug nicht die Schmach des Bannfluchs, er widerrief, und sich dieser Schwäche schämend, entleibte er sich. Spuren davon, wie es die Emigranten den Mönchen Spaniens an Gottesgelahrtheit, Unduldsamkeit und Mystik gleichtun wollten, finden wir in den alten Drucken der Gemeindebibliothek, der Livraria Montezinos, eines der niedrigen Häuser, die die Synagoge wie ein Burgwall umgeben. Der Bibliothekar Don Silva Roza zeigt seine Schätze nicht gern her, am wenigsten gern die vom Ende des siebzehnten und vom Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, der Zeit des Sabbatai Zewi, der sich den Messias nannte. Keine Gemeinde der Judenheit schloß sich ihm mit solch bedingungsloser Inbrunst an wie die spaniolische zu Amsterdam. Sie hoffte, dieser Gott werde sie nun in das Gelobte Land zurückführen, auf dem gleichen Weg, den sie gekommen war: zunächst auf die Pyrenäenhalbinsel und dann – aber darauf legte sie ersichtlich keinen besonderen Wert – nach Jerusalem. Auf jener ersten Etappe, in Kastilien, Aragonien oder Portugal, würden die Heimkehrer vollberechtigte Granden sein mit dem Degen an der Seite und dem Orden vom Goldenen Vlies an der Brust, halleluja!

Als unstet, als unbodenständig, als ein Nomadenvolk gelten die Juden. Und dennoch zog es sie jahrhundertelang nach einer sie nicht liebenden Heimat, nach dem mächtigen Königreich, dem goldbetreßten Adel und dem prächtigen Zeremoniell, auch als dort von königlicher Macht und Adelsherren und Pracht längst nichts mehr übriggeblieben war.

Die Ostjuden auf der anderen Straßenseite haben solche Sehnsüchte freilich nie gehegt, die Rückkehr zum Zaren bot

keine Lockung, sie blieben mißtrauisch gegen den hergelaufenen Messias, leugneten seine Berufung, schmähten ihn. Über solche Gotteslästerung zeterten die Sepharden, gaben sich noch fanatischer an Sabbatai Zewi hin; die Männer aus Priestergeschlechtern mußten zum Zeichen, daß das Himmelreich auf Erden gekommen sei, an jedem Sonnabend die Gemeinde segnen (geschieht heute noch), und die alten Gebetbücher, die uns Don Silva Roza unwillig vorlegt, sind mit seltsamen, kupfergestochenen Titelblättern geschmückt: Sabbatai Zewi thront über den Wolken, eine Krone trägt er auf dem Haupt, Strahlen gehen von ihm aus, und Posaunenengel verkünden: „Du bist der Ewige, unser Gott, Sabbatai Zewi."

„Ein Schwindler ist er", schallte es von der gegenüberliegenden Seite des Jonas-Daniel-Meijer-Platzes zurück, „ein gemeiner Betrüger"; welch Bürgerkrieg des Glaubens durchwütete das Ghetto von Amsterdam.

Beweist die Bibliothek Montezinos das Interesse der Sepharden an Literatur, Wissenschaft und Theologie, beweist der Bau der Synagoge ihren architektonischen Ehrgeiz, der Inhalt der Vitrinen in der Alten Stadtwaage ihren Sinn für Kunstgewerbe und die Grabmonumente von Oudekerk ihr Verhältnis für Skulptur, so müssen wir, um ihre Beziehung zu Malerei und Zeichenkunst kennenzulernen, eine fünfte Örtlichkeit aufsuchen, ein Ghettohaus mitten auf Jodenbreestraat. Das hat Rembrandt van Rijn bewohnt, von Anfang 1639 bis Ende 1657, beinahe als einziger germanischer Bürger unter einer Anrainerschaft von Mittelmeerjuden und Ostjuden. (Genauso wie er hat sich lange vor ihm und fern von ihm Greco im Kern der Judería von Toledo angesiedelt, um den bewegten Typen des Alten Testaments nahe zu sein, wenngleich sich diese hinter dem Neuen Testament zu verschanzen begannen.)

In dem Haus Rembrandts wimmelte es von Juden, und noch heute wimmelt es von ihnen, der große Hausherr ist tot, aber seine Modelle leben. Die Regeln der mosaischen Religion untersagen es ihren Anhängern, sich ein Bildnis zu machen von dem, was in dem Himmel oben und auf der Erde unten ist, und natürlich auch, sich ein solches Bildnis machen zu lassen. Aber die Seele der Emigranten war von

der schmachvollen Vertreibung und von dem Wunsch erfüllt, das Beispiel ihrer hochgeborenen Peiniger nachzuahmen. Von Velázquez und Greco hatten sich die spanischen Notabeln porträtieren lassen, die Davongejagten ließen sich von Rembrandt malen, sie kamen freilich selten als Auftraggeber, sie gaben nur gern seinem Wunsche statt, ihm Modell zu stehen.

So entstanden die Bildnisse des Arztes Ephraim Bonus, des Philosophen Menasse ben Israel, die Rabbinerporträts, und viele hundert Typen aus Rembrandts Nachbarschaft füllen seine biblischen Stiche und Gemälde. Frauengestalten sind darunter, auch sie erhaschte Porträts von Jodenbreestraat und von Houtgracht, wie der Waterloo-Plein vor der Schlacht bei Waterloo hieß. Nur die „Judenbraut" ist keine Judenbraut, sondern Rembrandts reinrassisch arische Nichte, und der Bräutigam neben ihr ist kein jüdischer Bräutigam, sondern des Meisters Sohn Titus. Um so authentischer jüdisch ist auf dem berühmten Stich „Synagoge des handelsbewegte Treiben der hochbemützten und langbebärteten Gestalten vor den Tempelstufen. Rembrandts sephardische und aschkenasische Zeitgenossen leben auf seinen Gemälden als König Saul und dessen Harfenist David, als segnender Jaakob, als Haman und Esther, als der erblindete Belisar, als Abraham, der zur Opferung seines Sohnes ansetzt.

Unter Glas und Rahmen liegen im verwaisten Atelier Rembrandts die einzigen Buchillustrationen, die er gemacht hat, Blätter zu einer Prosadichtung seines Freundes Menasse ben Israel, betitelt „Pedro Precioso". Titelheld ist ein Stein, auf dem Nebukadnezar stand und der identisch ist mit dem Stein, den David auf Goliath schleuderte, und mit dem Stein, auf dem Daniel ruhte, als er seine Vision hatte, und auch mit dem Stein, auf den sich die Himmelsleiter Jaakobs stützte. Auf den Körper Nebukadnezars ist eine Landkarte mit vier persischen Provinzen gezeichnet, die nicht auf Rembrandts Kupferplatte entstanden war. Aus irgendwelchen närrisch-kabbalistischen Gründen hat der Autor und Drukker Menasse sie eingefügt, worauf Rembrandt wütend geworden sein und alle Beziehungen mit ihm abgebrochen haben soll.

Achtzehn Jahre wohnte Rembrandt in der Judengasse. An

dem Tag, an dem seine Gläubiger das Haus zum Zweck der Zwangsversteigerung amtlich inventarisieren ließen, am 27. Juni 1657, wurde auch ein jüdischer Bewohner des Ghettos aus der Gemeinschaft vertrieben. Diesen aber vertrieben seine Glaubensgenossen selbst.

Schwarzumflorte Kerzen staken in den ziselierten Silberleuchtern, in denen sich heute noch die Sabbatlichter in vielfachen Reflexen spiegeln, und das gleiche Widderhorn, das noch immer Beginn und Ende der hohen Festtage verkündet, dröhnte die Begleitmusik zu jenem von Verbannten ausgesprochenen Urteil der Verbannung: „Verflucht sei er zu allen Stunden des Tages, und er sei verflucht zu allen Stunden der Nacht. Verflucht sei er, wenn er sich niederlegt zur Rast, und er sei verflucht, wenn er aufsteht zur Arbeit. Verflucht sei er, wenn er ausgeht, und er sei verflucht, wenn er zurückkehrt. Der Zorn und der Grimm des Herrn Zebaoth werden entbrennen gegen ihn, der Herr Zebaoth wird seinen Namen auslöschen unter dem Himmel für ewig und immerdar."

Der solcherart Vermaledeite war Baruch Spinoza, sein Name ist nicht ausgelöscht, wenn man auch sein Konterfei im Mosaik der mosaischen Gestalten nicht zu entdecken vermag, die Rembrandt aus seiner Umwelt ausgewählt und für ewig und immerdar festgehalten hat. Rembrandt und Spinoza besaßen gemeinsame Bekannte. Spinozas Lehrer war jener Menasse ben Israel, den Rembrandt porträtiert und dessen Buch er illustriert hatte. Die Protektoren Rembrandts und Spinozas waren Vater und Sohn Huygens. Constantin Huygens entdeckte Rembrandts Genie auf dem Schüttboden einer Mühle am Rhein und verschaffte dem Müllerssohn Aufträge vom Prinzen Maurits von Oranien; der Sohn dieses Constantin Huygens, Christian, gab Spinoza Arbeit, er ließ bei ihm Linsen für die Mikroskope schleifen, durch die die Forscher jener Zeit die Natur zu beäugen begannen, um die Übereinstimmung mit ihren Theorien festzustellen.

Nur wenige Schritte voneinander entfernt wohnten Rembrandt und Spinoza. Sind die beiden einander je begegnet? Nichts ist davon überliefert, nicht Rembrandt hat ihn verewigt, erst Goethe, Marx und Lessing künden die Glorie von Spinozas Geist.

Die aber, die ihn ausstießen, sind so stolz auf ihn, wie sie

stolz sind auf die, von denen sie ausgestoßen wurden. Stolz wie die Spanier heiraten sie nur untereinander und schauen hochmütig auf die misera plebs hinab. Wohl würden sie niemals der Einladung Christi von der Antoniuskerk Folge leisten, aber noch weniger sich mit den Ostjuden auf der anderen Seite des Jonas-Daniel-Meijer-Platzes gemein machen.

Sie sind in ihrer Urväter Zeiten als Vertreter des heraufkommenden Handelskapitals vom eifersüchtigen Feudaladel Spaniens abgeschafft worden, wie andernorts die verschuldete Schlachta Polens auf ihre Gläubiger den Zorn des ausgebeuteten Volks lenkte. Ob südländische Sephardim oder nordländische Aschkenasim, sie sind gleichermaßen Opfer ihres Merkantilismus, Opfer des Konkurrenzneids. Dennoch verhehlen die Spaniolen ihre großbürgerliche Verachtung für den Kleinbürger nicht, selbst wenn der ihr Glaubensgenosse, ihr Leidensgenosse, ihr Exilgenosse ist. Flüchtlinge der spanischen Inquisition zu sein, dünkt ihnen etwas Vornehmes, wogegen sie in den Flüchtlingen der Pogrome, noch nach dreihundert Jahren, einen Armeleutegeruch spüren.

So viele von ihnen längst verarmt sind, sosehr die Gemeinde in Vermögensschichten zerfallen ist, die miteinander gar nicht verkehren, sie leben allesamt in der Einbildung weiter, „edelen und wohlhabenden Geschlechtern" anzugehören. Diamantenschleifer, auch arbeitslose, sitzen unter den Tempelleuchtern und sind darauf bedacht, es den anderen „parnassimos senhores" und den Ahnen an Würde gleichzutun; wer ihnen sagte, daß sie Arbeiter sind, würde sie beleidigen, wer ihnen von proletarischer Organisation zu sprechen wagte, gegen den würden sie ihren nicht vorhandenen Degen zücken. Sie und die stellungslos gewordenen Angestellten des Kaffee-Exports und des Tabakversands, die älteren wenigstens, warten lieber auf einen neuen Sabbatai Zewi, der sie via Kaffeebörse und Tabakbörse in die schönen Tage von Aranjuez führen wird.

Kein Sepharde von Amsterdam, und wäre er noch so bettelarm, würde auf dem Wochenmarkt von Waterloo-Plein oder am Sonntagsmarkt von Oude Schans als Verkäufer schaustehen oder gar seinen Namen preisgeben, wie es der Aschkenase tut, indem er ausschreit: „Heimann ist bekennt."

SCHIME KOSINER (UNHOSCHT) VERKAUFT EIN GRUNDSTÜCK

Von der Dummheit des Kaufmanns Schime Kosiner in Unhoscht sind noch heute viele Geschichten in Umlauf, die alle mit der Phrase beginnen: „Wenn ein Jud blöd ist..."

Zu seinen Lebzeiten war im weiten Umkreis seine Dummheit noch populärer, und Herr Gustav Dub, der rote Dub, rieb sich schon im voraus die Hände, als er erfuhr, daß das Geleise der projektierten Prag-Buschtiehrader Eisenbahn auch über das Grundstück Schime Kosiners in Unhoscht gehen werde.

Ja, wer die glänzenden Beziehungen des Herrn Gustav Dub, des roten Dub, kannte – und wer kannte sie nicht! –, konnte vermuten, er selbst habe die Eisenbahningenieure bewogen, die Strecke dorthin zu leiten. Eine solche Kombination wäre jedoch falsch, denn hätte Herr Gustav Dub, der rote Dub, seine eben geriebenen Hände im Spiel gehabt, hätte er sicherlich genau an der Stelle, wo jetzt „Simon Kosiner, Gemischte Warenhandlung" stand, das Bahnhofsgebäude hinbauen lassen. So aber hatte Herr Gustav Dub, der rote Dub, bloß aus dem (streng geheimen) Projekt ersehen, daß der zukünftige Schienenstrang eine Ecke des Kosinerschen Hauses streifen werde, nein, nicht einmal des Hauses, nur des Hofes.

Kaum zehn Meter im Geviert brauchte die künftige Eisenbahnlinie vom Kosinerschen Hof. Aber Herr Gustav Dub, der rote Dub, wußte, daß ihm die Prag-Buschtiehrader Eisenbahngesellschaft für dieses Stückchen Boden fünfhundert Gulden österreichischer Währung bezahlen werde, während er es dem dummen Schime Kosiner für höchstens zweihundert abzuknöpfen hoffte. Den Gewinn von dreihundert Gulden eskomptierte Herr Gustav Dub, der rote Dub, indem er sich die Hände rieb.

Er machte sich auf die Reise, sprach bei Bauern in Rusyn,

Hostiwitz und Jenetsch vor, erstand von ihnen komisch geformte Ausschnitte ihrer Parzellen („mit dem Plane in der Hand, kauft man sich das ganze Land", pflegte er zu sagen) und kam am Abend nach Unhoscht. Die „Gemischte Warenhandlung Simon Kosiner" war schon geschlossen, so daß Gustav Dub, der rote Dub, durch die Haustür eintreten mußte. „Mein Mann ist im Gewölb und schreibt", sagte Frau Kosiner, „kommen Sie, bitte, morgen wieder. Bei der Arbeit darf ihn niemand stören."

Das stimmte. Allabendlich nach dem Essen schloß sich Schime Kosiner im Laden ein, um am Stehpult zu schreiben. Im Wohnzimmer mußte von da ab vollkommene Ruhe herrschen, damit kein Ton zu ihm dringe, wenn er abends und nächtens arbeitete. Was aber arbeitete er? Solange er lebte, erfuhr es niemand. Selbst seine Familienangehörigen wußten nur, daß er ganze Riese feinen Ministerpapiers beschrieb, Unmengen von R-Federn und Kaisertinte verbrauchte und die beschriebenen Bogen in ein Schubfach versperrte, zu dem nicht einmal seine Frau einen Schlüssel besaß.

Über den Inhalt seiner Aufzeichnungen verriet er nichts, nur selten machte er eine Andeutung, indem er die Unterlippe bedeutungsvoll vorschob und langsam die Weisheit aussprach: „Philosophie ist eine große Sach."

Erst nach Schime Kosiners Tod wurde das Geheimfach geöffnet. Auf Tausenden von Bogen fanden sich Abschriften der Heineschen „Lorelei", manche in großen energischen Schriftzügen, manche in kleinen zierlichen, aber alle mit äußerst verschnörkelten Anfangsbuchstaben; insbesondere die Windungen des I, mit dem das Gedicht beginnt, waren oben und unten acht- bis zehnmal ineinandergeringelt, und unter jedem Exemplar des Gedichtes stand der Name des Autors, „Simon Kosiner, Unhoscht, Post Kladno".

Seinen Namen schien er überhaupt sehr zu lieben: viele Hunderte Blätter, beiderseitig beschrieben, wiesen nichts anderes auf als das Autogramm; es gab da Simon Kosiners in Steilschrift, Simon Kosiners in Liegeschrift, Simon Kosiners in Kursiv und in Fraktur, Namenszüge ohne Ortsbezeichnung, solche mit der Ortsbezeichnung Unhoscht, ohne Angabe der nächsten Poststelle und solche mit dem ausdrücklichen Vermerk „Post Kladno".

Sicherlich wäre diese Geistestätigkeit Schime Kosiners auch nach seinem Tode Geheimnis geblieben, wenn die Hinterbliebenen sich nicht entschlossen hätten, den ganzen dichterischen Nachlaß als Makulatur zu verkaufen, wodurch es geschah, daß man jahrelang in der ganzen Gegend kein Olmützer Quargel und keine Tüte Rocks-Drops kaufen konnte, ohne an Simon Kosiner, Unhoscht, erinnert zu werden und an ein Märchen aus uralten Zeiten, das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Herr Gustav Dub, der rote Dub, glaubte schon damals nicht an den Wert von Kosiners dringlicher Nachtarbeit, und so gab er sich durchaus nicht damit zufrieden, von Frau Kosiner für den nächsten Tag bestellt zu werden, als er, den Streckenplan der projektierten Prag–Buschtiehrader Eisenbahn in der Brusttasche, nach Unhoscht kam, um einen Winkel von zehn Geviertmetern zu kaufen. So oft und so laut wiederholte er Frau Kosiner seinen Wunsch, noch heute mit dem Chef des Kosinerschen Hauses zu sprechen, bis Schime Kosiner das begonnene Manuskript seines Gedichtes „Lorelei" in das Schubfach verschloß und die Tür seines geistigen Laboratoriums öffnete. Der Gast durfte in das Gewölb eintreten.

„Ich will mich hier ankaufen", beginnt Herr Gustav Dub, der rote Dub, „und weil Sie als der gescheiteste Mensch in der ganzen Gegend bekannt sind, Herr Kosiner, möchte ich mir vorher Ihren Rat holen."

„Fragen Sie nur." Schime ist nicht im geringsten geschmeichelt. Es ist ihm selbstverständlich, daß er als der gescheiteste Mensch in der ganzen Gegend bekannt ist.

Herr Dub tritt zum Ladenfenster, das mit Säcken voll Mehl, Grieß und getrockneten Feigen vollgepfropft ist, und blickt in die Landschaft hinaus. Ein Faß mit Matjesheringen macht sich penetrant bemerkbar. Die Luft ist kühl, und es dunkelt. „Da drüben möchte ich mir ganz gern ein Häusel bauen. Wissen Sie zufällig, wem das Feld gehört?"

„Das gehört dem Bauer Vejvoda – der wird es ohne weiteres abgeben. Felder hat er zuviel, und Geld hat er zuwenig. Sie müssen es ihm nur bezahlen."

„Aha, ich verstehe, Herr Kosiner: ich muß es ihm nur bezahlen. Sehr gut gesagt! Wenn ich es ihm bezahle, so ver-

kauft er es mir, wenn ich es ihm nicht bezahle, so verkauft er es mir nicht."

„Ganz richtig! Wenn Sie es ihm nicht bezahlen, so wird er es Ihnen nicht verkaufen."

Herr Gustav Dub, der rote Dub, nickt lebhaft. „Und wieviel kann der Vejvoda für das Feld verlangen?"

„Je mehr Geld Sie ihm geben werden, desto sicherer wird er es verkaufen, das sage ich Ihnen, ich, Simon Kosiner aus Unhoscht."

„Soso. Sehr interessant! Es war doch gut, Herr Kosiner, daß ich mich an Sie gewendet habe."

Kosiner wehrt bescheiden ab. „Ich bitt Sie, ich kenn doch hier die Leute. Ich pflege immer zu meiner Frau zu sagen: Wenn einer aus Unhoscht ist, kann er mir nichts vormachen."

„Ausgezeichnet!" lacht Herr Gustav Dub, der rote Dub. „Ausgezeichnet gesagt, ‚wenn einer aus Unhoscht ist, kann er mir nichts vormachen'. Das ist großartig ausgedrückt. Aber ich glaube, Herr Kosiner, Ihnen kann einer auch dann nichts vormachen, wenn er nicht aus Unhoscht ist."

„Na ja, ein bisserl Menschenkenntnis hat man schon."

Herr Gustav Dub, der rote Dub, schaut prüfend durch das Fenster. „Einen Nachteil hat die Geschichte. Ich möchte nicht, daß man mir so in das Haus hineinsieht. Ich hab das nicht gern, wenn die Leute auf der Landstraße fragen: Wem gehört die Villa da?" Pause scheinbaren Nachdenkens. „Wenn ich wenigstens einen Teil der Front in diesen Hof hineinbauen könnte, dann wäre mein Haus von Ihrem etwas verdeckt."

„In meinen Hof?"

„Nur ein Stückchen. Zehn Quadratmeter vielleicht. Sagen wir ... bis zu dem Hühnerstall dort."

Herr Kosiner denkt nicht lange nach – der Hof ist groß genug, und ob der Abort und der Düngerhaufen in der oder in der anderen Ecke stehen, ist egal. „Wenn Sie es bezahlen – warum nicht?"

„Bezahlen, bezahlen! Was kann ich da viel bezahlen, für ein Stückerl Hof ...?"

„So? Das sagen *Sie*. Ich aber, ich hab mich schon so gewöhnt daran, daß dort die Jauche ist und unser Abort – sehen Sie das Herz in der Tür? Das habe ich selbst ausge-

schnitten, bevor ich geheiratet habe, damit meine Frau immer vor Augen hat, wie lieb ich sie hab."

„Sie haben das selbst ausgeschnitten?"

„Ja, eigenhändig – es ist wie vom Drechsler, man kann das jetzt nicht sehen, Sie sollten sich das einmal bei Tag anschauen."

„Wirklich, sehr sinnig ist das. Aber was haben wir davon, reden wir von Tachles: Wieviel wollen Sie für den Winkel?"

„Unter zwölf Gulden kann ich's nicht hergeben, soviel kostet es mich selber."

Herr Gustav Dub, der rote Dub, kann das Lachen kaum unterdrücken. Er unterdrückt es dennoch, denn Schime Kosiner schielt ihn forschend an, ob ihm der Preis nicht zu hoch sein wird. (Zwei Gulden, denkt Schime Kosiner, würde ich eventuell noch nachlassen.) Herr Gustav Dub aber, der rote Dub, denkt gar nicht daran, etwas abzuhandeln. Bei einem Einkauf von zwölf Gulden nicht weniger als vierhundertachtundachtzig zu verdienen, das ist Profit genug. „Weil Sie's sind, Herr Kosiner, und weil Sie das Herz in die Klosettür eingeschnitten haben" – er hält ihm die Hand hin –, „bin ich einverstanden."

Kosiner schlägt ein, hat aber doch noch Angst, es könnte aus dem Kauf nichts werden. „Und wenn Sie morgen das Feld von dem Vejvoda nicht kaufen?"

„Das macht nichts. Ich habe Ihnen meinen Handschlag gegeben, und unser Kauf gilt."

„Unser Kauf gilt! Wann bekomm ich die zwölf Gulden?"

„Wir können gleich den Kontrakt machen, und dann kriegen Sie sofort Ihr Geld."

„Sehr gut. Machen wir gleich den Kontrakt, und dann krieg ich sofort mein Geld. Ich pflege immer zu meiner Frau zu sagen: Wenn man dir gibt, so nimm, wenn man dir nimmt, so schrei!"

„Ausgezeichnet! Also, wo haben Sie Feder und Tinte?" Herr Gustav Dub, der rote Dub, zieht ein Formular aus der Tasche, beklebt es mit einer Fünfzehn-Kreuzer-Stempelmarke und will zu schreiben beginnen. Das aber möchte Kosiner selbst tun, und wir, die wir aus seinem Nachlaß seine Leidenschaft fürs Schreiben kennen, begreifen es vollauf.

Herr Gustav Dub, der rote Dub, diktiert, und Schime Kosiner schreibt, glückselig, weil er schreiben darf, glückselig, weil er zwölf Gulden bekommen wird. Unbedacht wiederholt er alle Klauseln, von denen bisher nicht gesprochen worden ist, alle Phrasen, von denen er nichts versteht, alle grundbücherlichen Angaben, deren Kenntnis bei dem ortsfremden Vertragspartner ihn gar nicht überrascht, und bringt alles mit den verschnörkeltsten Schnörkeln zu Papier.

Dub (diktierend): „Ich, Endesgefertigter, Simon Kosiner in Unhoscht, alleiniger Grundstücksinhaber des Areals Katasterzahl 734 C ..."

Kosiner (schreibend): „... Areals Katasterzahl 734 C ..."

„... Komma, Eintragung römisch IV, pagina 39 des Bezirksgrundbuches ..."

„... römisch IV, pagina 39 des Bezirksgrundbuches ...", schreibt Schime Kosiner, und es fällt ihm nicht auf, wieso die Nummer seines Grundstücks dem fremden Besucher bekannt ist.

„... trete hiermit heutigen Tages an Herrn Gustav Dub, Realitätenvermittler in Weinberge bei Prag ..."

„... Realitätenvermittler ...", wiederholt Schime Kosiner schreibend, ohne daß diese Berufsbezeichnung irgendeinen Verdacht in ihm weckt.

„... für den heute in bar erhaltenen Kaufpreis von Fl. 12 – in Worten: zwölf Gulden österreichischer Währung – den an die Liegenschaft Katasterzahl 112 des Landwirtes Boleslaw Vejvoda ..."

„... Katasterzahl 112 des Landwirtes Boleslaw Vejvoda ..." Die Frage, woher der Besucher den Vornamen des Bauern drüben kennt, drängt sich dem Schreibenden nicht auf.

„... angrenzenden Teil meines Hofes im Ausmaße von zehn Quadratmetern ab und erkläre, auch bei besonderer Wertsteigerung und bei Weiterverkauf an den Fiskus oder an eine Gesellschaft ..."

„... auch bei besonderer Wertsteigerung und bei Weiterverkauf an den Fiskus oder an eine Gesellschaft ..."

„... auf deren Bevorstehen mich übrigens Herr Gustav Dub ausdrücklich aufmerksam gemacht hat ..."

„... ausdrücklich aufmerksam gemacht hat ..."

„... keinerlei Regreßansprüche zu stellen und keinen Protest einzulegen ..."

„... einzulegen ..."

„... Die grundbücherliche Eintragung kann morgen von Herrn Dub beim Kladnoer Bezirksgericht durchgeführt werden. Neue Zeile: Urkunddessen ..."

„... Urkunddessen ..."

„... wurde obige Erklärung ..."

„Wie?" Schime Kosiner zuckt plötzlich auf. „Wie?"

Herr Gustav Dub, der rote Dub, wiederholt: „... wurde obige Erklärung ..."

„Wie? Was heißt ‚wurde'?

Herr Gustav Dub, der rote Dub, wiederholt nochmals: „... wurde obige Erklärung von mir geschrieben ..."

Schime Kosiner ist sehr unruhig. „Was für ein ‚wurde'? Was für ein ‚wurde'?"

Herr Gustav Dub, der rote Dub, verbeißt mit Mühe sein Lachen, er wirft hin: „Sie wissen nicht, was ‚wurde' bedeutet, Herr Kosiner?"

„Nein! Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so ..." Gewiß hätte er sein ganzes Gedicht aufgesagt, wenn ihn nicht Herr Gustav Dub, der rote Dub, begütigend unterbrochen hätte, um ihm zu erklären, daß „wurde" ein ganz harmloses Hilfszeitwort sei. Schime Kosiner aber ist aufgesprungen und hört ihm gar nicht zu. „Von ‚wurde' haben wir nichts ausgemacht, kein Wort ist von ‚wurde' geredet worden, und jetzt wollen Sie mir auf einmal ein ‚wurde' in den Vertrag hineinschmuggeln! Was für ein ‚wurde'?"

Gut, gut! Herr Gustav Dub, der rote Dub, ist durchaus bereit, das Wort wegzulassen. „Also schreiben wir ‚ist obige Erklärung von mir geschrieben worden' ..."

In Schime Kosiner ist aber nun einmal ein Verdacht erwacht, seine Erregung wächst, steigert sich zum Zorn, ist nicht mehr zu dämmen. „Gar nichts schreiben wir" – er reißt den Vertrag in Stücke –, „was für ein ‚wurde'? Er schlägt mit der Faust auf das Ladenpult. „Sie haben mir ein ‚wurde' einreden wollen – kommt sich daher aus Prag mit seinem ‚wurde', so ein rothaariges Gigerl – schauen Sie, daß Sie hinauskommen!"

„Aber, Herr Kosiner, bedenken Sie doch ..."

„Bedenken? Gar nichts brauch ich zu bedenken, Sie Gauner, Sie Betrüger, Sie! Hinaus!"

Zitternd vor Wut, mit geballten Fäusten steht er da. „Hinaus! Oder ich schlag Sie tot, Sie Strolch, Sie ... Sie ... Sie Zuchthäusler, Sie! Sie ... Sie ... Sie Wurde!"

Herr Gustav Dub, der rote Dub, drückt sich blaß und schlotternd aus der Tür ins Wohnzimmer. Er will Frau Kosiner ansprechen, ihr die Sache erklären, aber hinter ihm erscheint der augenrollende Schime Kosiner. „Hinaus, sag ich! Hinaus aus meinem Haus, Sie roter Hund, Sie, oder ..."

Was bleibt Herrn Gustav Dub, dem roten Dub, übrig, als zu flüchten? Er flüchtet.

Schime Kosiner kehrt in das Gewölb zurück und schlägt die Tür hinter sich zu. Aus dem Schubfach holt er das Fragment der „Lorelei". Er will weiterschreiben, „... ergreift es mit wildem Weh ...", aber seine Hand bebt noch. Er rennt zum Ladenfenster, reißt es auf, schleudert ein Kilogewicht auf die finstere Landstraße, in die Richtung, in der Herr Gustav Dub, der rote Dub, verschwunden ist. „Wurde", schreit er dazu, „ich werd dir schon geben ‚wurde'!"

Dann geht er zu seinem Arbeitstisch, nimmt das unterbrochene Gedicht auf:

Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er blickt hinauf in die Höh'.

Das „Wurde" spukt ihm noch im Kopf, und die Schnörkel gehen ihm nicht von der Hand, aber allmählich gestalten sie sich freier, bei der Zeile von „Fischer & Kahn" sind sie bereits schön rund, die Unterschrift „Simon Kosiner, Unhoscht, Post Kladno" hat den üblichen Schwung, und nach Monatsfrist verkauft er die zehn Quadratmeter große Ecke seines Hofs an die Prag-Buschtiehrader Eisenbahngesellschaft zum gerichtlichen Schätzwert von zweihundertfünfzig Gulden.

LOBING, PENSIONIERTER REDAKTEUR

Lobing, pensionierter Redakteur – erführe der alte Lobing, daß sich diese drei Worte auf ihn beziehen, er würde ihnen ein geharnischtes Dementi entgegensetzen: Weder heiße er Lobing, noch sei er pensionierter Redakteur. Eine solche Erklärung von seiner Seite müßte als authentisch und unanfechtbar gelten; denn jeder weiß doch selbst am besten, wie er heißt und welchen Beruf er hat.

Nur gerade für Lobing, den pensionierten Redakteur, stimmt das nicht. Er weiß wirklich nicht, daß er Lobing heißt und ein pensionierter Redakteur ist.

Es war auch nicht immer so. Mehr als vierzig Jahre lang war er ein aktiver Redakteur und hieß Löwi, an mehr als vierzigmal dreihundertfünfundsechzig Abenden behandelte er je eine Nachricht oder einen Standpunkt oder eine Forderung teils mit Empörung, teils mit Belehrung, teils mit Verehrung, bis alles zusammen genau zwei Spalten à hundert Zeilen lang war und sich an der Spitze des Blattes sehen lassen konnte. Im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts haben sich alle wichtigen und viele unwichtige Vorgänge die Behandlung durch den Redakteur Löwi gefallen lassen müssen. In jedem seiner Leitartikel loderte die dem Abonnentenstamm bekömmliche Erregung über das Verhalten dieses oder jenes Staatswesens auf, der Leser am Frühstückstisch oder sonstwo mußte ihn mit dem langsamen Kopfschütteln der Anerkennung zu sich nehmen und dazu brummen: „Der gibt es ihnen heute ganz schön!"

Löwi war streng und gerecht. Wohl züchtigte er seinen jeweiligen Gegner, aber er ließ es dabei an wohlmeinenden Ratschlägen nicht fehlen, und diese wurden in einer so würdigen, ja feierlichen Sprache vorgebracht, daß die europäerfeindlichen Mandarine der chinesischen Kaiserin oder der französische General Mac-Mahon oder die Projektanten des Suezkanals das häufig die zweihundertste Zeile abschließende „Caveant consules" sicherlich beherzigt hätten,

würden sie den betreffenden Leitartikel Löwis gelesen haben.

Sie haben ihn nicht gelesen und haben sich die Folgen selbst zuzuschreiben. Davon abgesehen sind sie um ästhetische Genüsse gekommen, denn Löwi verstand es wie kein zweiter, eine einfache Behauptung mit Schwung und Wucht und Hohn hinzuschleudern. „Wahrlich nimmermehr", weissagte seine scharfe Feder am Tage vor der Schlacht bei Königgrätz, „wahrlich nimmermehr werden es die feigen Horden des in unauflöslichem Verfall begriffenen Preußenvolkes wagen, die jämmerlich gestammelten Drohungen des törichten Gernegroß Bismarck wahr zu machen und ihre rostigen Waffen zu erheben versuchen gegen die siegesgestählte, glorreiche Monarchie, deren vom hehren Geiste Vater Radetzkys durchpulstes Heer der wilhelminischen Soldateska fürwahr alsbald ein zweites Cumae bereiten würde ..."

Solches und ähnliches verkündete Löwi vierzigmal jahrein, vierzigmal jahraus. Wenn er zu diesem Behufe von der neunten bis zur zwölften Nachtstunde an seinem Schreibtisch saß, durfte es niemand wagen, auch nur ein Wort an ihn zu richten, denn Löwi schrie jeden Störer mit Stentorstimme an: „Zur Erregung brauche ich Ruhe!"

Selbst Nachrichten, die sich auf das Thema des in Entstehung begriffenen Leitartikels bezogen, nahm er während des Schöpfungsaktes nur im äußersten Notfall entgegen. Er haßte Telegraf und Telefon, das waren Büttel Luzifers, ausgesendet, um die schönstgeschliffenen Prämissen eines Leitartikels ins Gegenteil zu verkehren und dadurch die eben gezogenen ehernen Folgerungen aufzuheben.

Neuerungen gegenüber, von denen dem Leitartikel keine direkte Gefahr zu drohen schien, gab sich Löwi modern, sogar die Erfindung des Automobils erweckte sein Wohlgefallen, wenngleich er es nicht unterließ, seinem Lob die Einschränkung hinzuzufügen: „Ein Verkehrsmittel kann es allerdings niemals werden."

Was er noch mehr haßte als Telefon und Telegraf, war das „Klavier des Teufels". In der Ära des Handsatzes war der gänzliche Umbau eines Leitartikels schon aus zeitlichen Gründen unmöglich gewesen, der Setzer brauchte genauso-

viel Zeit, wie Löwi brauchte, um zu dichten. Als das erste Klavier des Teufels, die Setzmaschine, aufgestellt wurde, war es mit der Sicherung des Leitartikels vorbei. Jede noch so spät einlaufende Nachricht barg die Möglichkeit, in einen Leitartikel umgemünzt zu werden. Allerdings nicht von Löwi selbst. Ihm, der vierzig Jahre lang allmitternächtlich die Redaktionsstube mit der Sicherheit verlassen hatte, der Welt die richtige staatsmännische Beurteilung der Lage geliefert zu haben, ihm widerfuhr es nun wiederholt, daß er morgens an der Spitze des Blattes etwas las, was mit dem gestern abend von ihm Verfaßten in keiner Weise identisch war.

Eine andere Generation von politischen Journalisten war auf den Plan getreten, die ihre Wichtigtuerei und Eitelkeit unter der Maske von Zynismus und Selbstverspottung verbargen. Diese wendigen und spritzigen Gesellen genossen die Protektion der beiden neuen Herausgeber, die die Zeitung mit dem Tode ihres Vaters übernommen hatten und beweisen wollten, daß sich das Blatt gewendet habe, gleichgültig, wie. Vor allem paßten ihnen die zu jüdischen Namen des Redaktionspersonals nicht, die Pollak, Kohn und Löwi, und so erwirkten sich die Herausgeber für eine dem Regierungschef erwiesene Gefälligkeit den Gegendienst, die Namen der Redakteure kumulativ ändern zu lassen.

Der alte Löwi kam bei dieser Gelegenheit zu dem Namen Lobing. Als er sich aber weiterhin nur „Löwi" nannte und als die Herausgeber eines Tages bemerkten, daß er sich im Quittungsbuch konsequent als Löwi unterschrieb, fiel ihnen ein: Sie hatten vergessen, ihn von seiner Namensänderung zu benachrichtigen. Nun ließen sie es schon dabei bewenden und nahmen auch davon Abstand, dem alten Lobing, der immer seltener und schließlich überhaupt nicht mehr zur Abfassung von Leitartikeln herangezogen worden war, von seiner Versetzung in den dauernden Ruhestand Mitteilung zu machen.

So weiß Lobing, der pensionierte Redakteur, weder, daß er Lobing heißt, noch daß er ein pensionierter Redakteur ist.

An jedem Monatsersten nimmt er seine Pension in Empfang, die er für sein Gehalt hält, die Zwischenzeit verbringt er in der Redaktion, die Räume streng und würdig und allzeit leitartikelbereit durchmessend, gleichsam auf den

Kothurnen, auf denen er einst je zweihundert Zeilen lang die Tagesereignisse begleitet hat.

Anfangs machte sich die Redaktionsjugend das Gaudium, ihn nach verschiedenen Aktualitäten zu fragen, von denen er keine Ahnung hatte, und sich an seiner gespreizten Antwort zu ergötzen. Später hörte der Spaß auf, Spaß zu sein, und man ließ den Alten in Frieden und Feierlichkeit durch die Zimmer wandeln. Was in ihm vorging, ahnte niemand. Bis an einem Sommertage des Jahres 1923 ein junger Redakteur aus Langerweile oder Übermut das Bedürfnis fühlte, Lobing anzusprechen.

„Was sagen Sie zur Abschaffung der Todesstrafe?"

Lobing hielt inne in seinem Löwengang, faltete die Hände auf dem Rücken und reagierte mit der Gegenfrage, die jeder erraten wird, der auch nur einen einzigen der Lobingschen Leitartikel gelesen hat. Mit erhobenen Brauen und erhobener Stimme fragte er: „Von wannen kommt Euch diese Wissenschaft?"

„Das Parlament hat es beschlossen."

Er hob den Finger. „Wobei füglich zu bedenken ist, daß jede beschlossene Änderung der Verfassung oder der Gesetze zuvörderst der Approbation des Kaisers bedarf."

„Welches Kaisers?" stieß der verblüffte Kollege hervor.

Belehrend und dennoch vorsichtigerweise den Namen des Kaisers vermeidend, gab Lobing zur Antwort: „Seiner Apostolischen Majestät des Kaisers von Österreich, Königs von Ungarn, Königs von Böhmen . . ."

Er hätte sicherlich den ganzen großen Titel deklamiert, aber der Kollege ließ ihn nicht einmal bis zum König von Lodomerien und Illyrien kommen, geschweige denn zum Gefürsteten Grafen von Tirol, zum Herrn von Görz und Gradiska oder gar zum König von Jerusalem, sondern unterbrach ihn: „Wir haben doch keinen Kaiser mehr!"

„Höre ich recht? Keinen Kaiser mehr? Was haben wir denn, mit Verlaub zu fragen?"

„Eine Republik haben wir."

Ganz fest sah Lobing den Sprecher an. „Seit welchem Zeitraum soll denn diese von Ihnen behauptete Staatsform der römischen res publica hierzulande Kraft und Geltung besitzen?"

„Seit fünf Jahren."

Lobing zuckte zusammen. „Seltsam und befremdlich!" Dann wandte er sich jäh um und nahm mit erregten Schritten seinen Aufundabgang durch die Redaktionsräume wieder auf.

Staunend schaute der Urheber des Gesprächs dem Alten nach, der einst alles Geschehen der Zeit ausführlich und kategorisch zu beurteilen hatte und nun vom Ausgang des Weltkriegs, vom Umsturz keine Kenntnis mehr besaß. Vielleicht, so dachte der Jüngere, vielleicht habe ich ihm diese Tatsachen zu rücksichtslos beigebracht, ihn dadurch gekränkt, daß er vor mir eine beschämende Lücke bloßlegen mußte.

Er eilte dem alten Lobing ins andere Zimmer nach, ihn zu begütigen. „Aber, Herr Löwi, Sie wissen doch natürlich, daß wir eine Republik haben, Sie wollten doch nur einen Spaß ..."

„Nein", fiel Lobing, der pensionierte Redakteur, ihm ins Wort, elementar brach ein jahrzehntealter Groll gegen seine Hintansetzung hervor, Verbitterung und Beschwerde, „nein, ich hab das natürlich *nicht* gewußt. Ich bin ja in dieser Redaktion das fünfte Rad am Wagen. Mir sagt man doch nichts."

Und dieses schreiend, ballte er die Fäuste gegen einen Feind, der ihm die wichtigsten Ereignisse verheimlichte.

ROMANZE VON DEN BAGDAD-JUDEN

Das Territorium, auf dem die Exterritorialen wohnen, gehört keiner der neun chinabeherrschenden Großmächte, es gehört den Juden und den Jesuiten.

Heute soll von den Juden die Rede sein, denen wie jeder andern Völkerschaft eine Rolle im imperialistischen Ausbeutungsstück um Schanghai zugewiesen ist.

Wer den Theaterzettel dieser Vorstellung nicht kennt, kann die große Revue nicht verstehen.

Zwangszölle Zwangsanleihen Zwangseinfuhr		England
Nachtwächter der vorigen		Indien
Leibgarde der vorvorigen		Russische Weißgardisten
Korruption Opiumspelunken Kuppelei		Frankreich
Wächter der vorigen		Annam
Spitzel Huren	Personal der vorigen	Russische Emigranten
Militär. Exekutive durch Krieg und Provokationen		Japan

Kinderarbeit Standard Oil Tobacco Comp. Entnationalisierung durch Missionen und Colleges	Amerika
Milit. Ratgeberei Waffenhandel	Deutschland
Grundstückspekulation	Juden
Schuldeneintreibung	Portugiesen
Spiel (Hai-Alai)	Basken
Einheimische Helfershelfer der Fremden	Kuomintang

Man darf das nicht zu schematisch nehmen. Nicht selten springt einer aus seinem Rollenfach in ein anderes über.

Wir wollen uns, wie erwähnt, heute mit den Juden befassen, genauer gesagt, mit den Bagdad-Juden, dem indischen Opium und der Schanghaier Bodenspekulation. Ihr Stammgeschlecht ist die Familie Ibn Schoschon, die zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts aus Spanien geflüchtet ist, um den Schrecken der Inquisition und der Zwangstaufe zu entgehen, und sich in Bagdad niederließ. Dort rüsteten die Ibn Schoschon Karawanen aus und handelten mit Gewürzen. Aber flüchten zu müssen, schien Familienschicksal zu sein, ein Pogrom vertrieb sie aus Bagdad. 1832 kamen sie über die persische Hafenstadt Abuschir nach Indien und wurden dort unter dem Namen Sassoon so reich, wie es sobald kein Nabob war.

Das könnte man als Beweis für jüdische Tüchtigkeit und für Jehovas Protektion ansehen, wenn nicht gleichzeitig die gleichzeitig mit ihnen aus Persien gekommene Familie Tata, Religion: Feueranbeter, ein ebenso märchenhaftes Vermögen erworben hätte. Abdullah David Sassoon machte viel in Baumwolle, Dirabji Jamsetji Tata mehr in Erzgruben, sonst aber haben ihre Schicksale sehr viel Ähnlichkeit mit-

einander. Sowohl die Tatas wie die Sassoons gründeten Banken und schoben Opium nach China. Beide erhielten auch die erbliche Würde eines englischen Baronets, jedoch das geschah erst zwei Menschenalter später und nicht wegen der Sassoonschen Baumwollplantagen oder wegen der Tataschen Erzgruben, vielmehr wegen des Opiums, das heißt auch nicht wegen des Opiums, vielmehr wegen des Geldes, das beide mit dem Opium verdient hatten – wie ihr wißt, wird man nur für Verdienste geadelt.

Weder Gott Jehova noch Gott Feuer verschaffte den Herren Tata und Sassoon die unermeßlichen Reichtümer und den englischen Adelsbrief, sondern Gott Wirtschaft.

Eben hatte die Ostindische Kompanie ihr Monopol des Exports nach China an den Privathandel abgeben müssen, und die englischen Kaufleute verlangten nun, daß alle Tore zu dem ihnen zugesprochenen Markt gewaltsam und weit geöffnet würden. Englische Baumwoll- und Wollwaren und vor allem indisches Opium sollten dem reichen Reich der Mitte mit energischen Mitteln aufgezwungen werden.

„Bis 1830", charakterisiert Karl Marx die Situation beim Eintreffen von Tata und Sassoon, „bis zu welcher Zeit die Handelsbilanz für China ununterbrochen günstig war, gab es eine ständige Silberzufuhr aus Indien, England und den Vereinigten Staaten nach China. Seit 1833, namentlich seit 1840, nahm die Silberausfuhr aus China nach Indien einen das Reich des Himmels fast erschöpfenden Umfang an. Daher die strengen Erlasse des Kaisers gegen den Opiumhandel, die mit noch heftigerem Widerstand gegen seine Maßnahmen beantwortet wurden. Außer dieser unmittelbaren wirtschaftlichen Folge hat das mit dem Opiumschmuggel verbundene Bestechungswesen die chinesischen Staatsbeamten in den südlichen Provinzen völlig demoralisiert. Wie man im Kaiser gewöhnlich den Vater ganz Chinas sah, so betrachtete man seine Beamten als Väter der ihnen unterstellten Distrikte. Diese patriarchalische Autorität, das einzige moralische Band, das die ungeheure Staatsmaschine zusammenhielt, wurde durch die Korruption der Beamten, die durch die Unterstützung des Opiumschmuggels erhebliche Gewinne einheimsten, allmählich untergraben. Das geschah in der Hauptsache in denselben südlichen Provinzen, in

denen die Rebellion einsetzte. Es erübrigt sich wohl zu bemerken, daß in demselben Maße, in dem das Opium die Herrschaft über die Chinesen erlangte, der Kaiser und sein Stab pedantischer Mandarine ihrer Herrschaft verlustig gingen. Es hat den Anschein, als mußte die Geschichte dieses ganze Volk erst betrunken machen, bevor sie es aus seinem traditionellen Stumpfsinn aufzurütteln begann."

Das Mittel, dessen sich die Geschichte bediente, um dieses ganze Volk betrunken zu machen, war das Opium, drei Sorten indischen Opiums: das kaffeebraune Patna, das hellere und teuere Malwa und das noch hellere und noch teurere Benares.

Und die Tat, mit der das endlich aus seinem traditionellen Stumpfsinn aufgerüttelte Volk sich aufzulehnen begann, war die Verbrennung von 20 291 Kisten indischen Opiums im Hafen von Kanton, 16. Juni 1836.

Noch heute behaupten die Engländer, diese Vernichtung sei – ähnlich der Versenkung von englischem Tee im Bostoner Hafen, die die amerikanische Revolution startete – ein Konkurrenzmanöver der chinesischen Mohnpflanzer gewesen, nichts weiter. Und die Chinesen behaupten noch heute, der Anbau von Opium in China sei damals minimal, die Verbrennung der Kisten nichts als eine Maßnahme gegen die Vergiftung des Volkes gewesen.

Vergiftung des Volkes? Soll man vielleicht ein einträgliches Geschäft aufgeben, weil es zur Vergiftung eines Volkes führt? Bedeutet etwa die Schädigung der englischen Handelsbilanz weniger als die Vergiftung von einigen Millionen Chinesen? Zuerst der Profit, dann die Humanität.

Karl Marx stellt fest, warum den Kolonialherren dieser Gifthandel aus zwei Gründen wichtig sein mußte. „Gleichzeitig ist im Hinblick auf Indien zu bemerken, daß die englische Regierung dieses Landes ein Siebentel ihrer Einkünfte aus dem Verkauf von Opium an Chinesen bezieht, während ein bedeutender Teil der indischen Nachfrage nach britischen Waren gerade von der Produktion dieses Opiums in Indien abhängt."

Unter solchen Umständen konnte sich England die Verbrennung des Opiums nicht gefallen lassen. England begann

den Opiumkrieg, der mit der Niederwerfung Chinas, mit der Schaffung von Vertragshäfen, mit der ungehinderten Einfuhr von kaffeebraunem Patna, hellem Malwa und ganz hellem, ganz teurem Benares endete.

Elias David Sassoon, einer von den acht Söhnen des Firmengründers, kam 1850 nach Schanghai, um sich zu etablieren; nicht er allein freilich, englische Firmen wie Jardine, Matheson & Co. und Amerikaner wie Russel & Co. hatten schon längst am Kai des neuen Vertragshafens ihre Hulks vertäut, in die das Opium von den Segelschiffen abgeladen und unter Zollverschluß gelagert wurde, bis es der chinesische Zwischenhändler übernahm.

Die Importeure verdienten Multimillionen. Solange, bis eintraf, was Karl Marx in einem Artikel der „New-York Daily Tribune" vorausgesagt hatte: „Gewiß ist es richtig, daß ein Verzicht der Chinesen auf den Opiumgenuß nicht wahrscheinlicher ist als ein Verzicht der Deutschen auf Tabak. Da aber, wie verlautet, der neue Kaiser für die Mohnkultur und die Herstellung des Opiums in China selbst eintritt, ist es klar, daß der Herstellung des Opiums in Indien, den indischen Staatseinkünften und den kommerziellen Quellen Hindostans in nächster Zukunft ein tödlicher Schlag droht."

Als der tödliche Schlag gefallen, der indische Export der Konkurrenz des chinesischen Opiums fast erlegen war, wurde dem englischen Gewissen erlaubt, sich im Unterhaus zu regen. Im Vollzug dieser verspäteten, also rechtzeitigen Anwandlung trat die Schanghaier Opiumkonferenz unter dem Vorsitz von Sir Alexander Hosie zusammen und beschloß, die Einfuhr fremden Opiums jährlich um zwanzig Prozent zu drosseln, so daß sie nach fünf Jahren ganz eingestellt sein sollte.

Dieser Beschluß und die Tatsache, daß China in puncto Opiumherstellung Autarkie erlangt hatte, veranlaßte die Firma Sassoon, sich vom Opiumimport ab- und der Grundstücksspekulation zuzuwenden, die auch nicht von Pappe ist. Heute noch blüht dieses Sassoongeschäft, die Straßenbahnen und Omnibusse Schanghais, die Banken und Chinas wolkenkratzendster Wolkenkratzer, das Cathay-Hotel, gehören dazu, und dem Sohn Elias David Sassoons, Sir Victor, ward das

größte Glück zuteil, das einem Juden in Ost und West zuteil werden kann: er heiratete eine leibhaftige Rothschild.

Und doch wird die Karriere der Familie Sassoon in den Schatten gestellt von der eines jungen Mannes ihrer Firma: Silos Aron Hardoon. Dieser junge Mann, 1931 hochbetagt gestorben, war als Bagdader Jude geboren, begraben aber ist er als chinesischer Buddhist, mitten im einstigen Vergnügungspark von Chang-Hsu-Ho.

1862 war Silos Aron Hardoon, wie viele seiner Bagdader Glaubensgenossen, wie Eli Cadoorie (heute auch schon Sir), wie Shahmoon (auch schon Filmmagnat), wie Edward Ezra (auch schon Hotelbesitzer), Angestellter der Firma Sassoon geworden. Fünf Jahre lang blieb er in Hongkong, dann kam er in die Zentrale nach Schanghai, und hier machte er sich als Opiumhändler und Grundstücksspekulant selbständig. Er kaufte die halbe Nanking Road, kaufte die Szechuen Road bis zum Soochowkanal, kaufte die halbe Bubbling Well Road mitsamt jenem Vergnügungspark, in dem er sich allein vergnügen wollte.

Im Jahre 1911, als im dreitausendjährigen Kaiserreich Revolution und Republik Platz gegriffen hatten, begann Hardoon mit ci-devants, mit Machthabern von gestern, zu spekulieren. Auf seinem ummauerten Besitz in der Bubbling Well Road nahm er den ehemaligen Vizekönig von Kanton, Chen Hsuan-luang, den Räubergeneral Chang-Shun von Nanking und andere Entthronte auf – die blutigen Begleiter der großen Tsu-Hsi auf ihrem Weg von einer kaiserlichen Konkubine zur Kaiserinwitwe (mit Überspringung der Etappe: Gattin) und zur sechzigjährigen Alleinherrschaft über das Reich der Mitte. Mit-Konkubinen, Mit-Witwen, Prinzen und kaiserliche Mündel hatten aus diesem Wege geräumt werden müssen, und Tsu-Hsi, genannt der Alte Buddha, hatte sich denen dankbar gezeigt, die die höfischen Mordgeschäfte besorgten. Aber bei Ausbruch der Revolution konnte keine Kaiserin mehr die verhaßten Höflinge schützen. Sie flüchteten vor dem Haß des Volkes auf das exterritoriale Terrain Hardoons.

Eine Zeitlang wurden allabendlich Bomben über Hardoons Gartenmauer geschleudert, Bomben, die Chang-Shun, Chen Hsuan-luang und den anderen Provinztyrannen galten. Den

Hausherrn störte das keineswegs. Hardoon kümmerte sich nicht um die politische Beliebtheit oder Unbeliebtheit seiner Gäste, er hatte sie ja nicht aus Menschenfreundlichkeit aufgenommen, sondern in der Absicht, ihnen ihre Schlösser und Latifundien billig abzukaufen.

Die Wohltätigkeit, mit der er den Gott seiner Väter seinen Geschäften geneigt machen wollte, entfaltete er dementsprechend nur unter seinen Glaubensgenossen. Er erbaute die prunkvolle Ohel-Moses-Synagoge in Schanghai, adoptierte zwölf Kinder, fünf europäische und sieben chinesische, und ließ sie in jüdischem Glauben erziehen. Hardoon ging oft unerkannt aus, um sich die Objekte seiner Wohltätigkeit selbst auszusuchen, man nannte ihn deshalb den Kalifen Hardoon al Raschid.

Am 15. Juni 1931 starb er, und nun erfuhr man, daß er sich in den letzten Jahren seines Lebens vom Judentum abgewandt. Zwar bestattete ihn die israelitische Beerdigungsbrüderschaft, doch fiel auf, daß das Gartentor blau drapiert und mit den weißen chinesischen Zeichen der Trauer beschrieben war.

Zwanzig Tage später lud Frau Eliza, die Tochter eines Sampanschiffers, mit der Hardoon fünfzig Jahre lang gelebt hatte, öffentlich zu einer buddhistischen Totenfeier für Hardoon ein. Sechs hohe Bonzen rührten die Trommeln, bliesen die Pfeifen, schlugen den Gong und brachten Rauchopfer dar, und die gottesdienstlichen Geräte wurden aus einem Buddhatempel herbeigetragen, der im Garten der Villa stand und von dessen Existenz bisher niemand etwas gewußt hatte.

Mit Bestürzung vernahmen dieses die sephardischen und aschkenasischen Juden, und ihre Bestürzung steigerte sich zu Schmerz und Entsetzen, als das Testament bekannt wurde. Wehe, wehe! Der verblichene Glaubensgenosse hinterließ seiner Synagoge und seinen jüdischen Kindern und den wohltätigen Vereinen und den Schnorrern von Schanghai keinen roten Kupfer! Silos Aron Hardoon, der reichste Mann östlich von Suez, hatte ausdrücklich sein ganzes Vermögen, zweihundert Millionen Dollar in bar und den Grund und Boden von Schanghai, seiner Gattin vermacht.

Herr Trebitsch-Lincoln, der die Hochstapelei liebt, sich

als Hochstapler auszugeben (er lebt jetzt das Leben eines buddhistischen Mönchs, indem er in der deutschen Pension Pasche wohnt und philippinische Revolutionäre gegen Bargeld an den Galgen liefert), verbreitete eilig das Gerücht, *er* habe Hardoon zu Buddha bekehrt. Doch ergab sich bald, daß Herr Trebitsch-Lincoln mit Herrn Hardoon nicht mehr zu tun gehabt hat, als er mit Gautamo Buddha zu tun hat.

Keine Phantasie hingegen war Hardoons Testament, keine Phantasie war das Zeter und Mordio, das die übergangenen Verwandten anstimmten: Eliza sei gar nicht Hardoons Gattin ... sie habe nur mit ihm gelebt ... er sei als Bagdader Jude Untertan des Königs von Irak geblieben ... nach mesopotamischen Gesetzen habe er gar nicht das Recht, einer Frau, die nicht vom gleichen Stamm und vom gleichen Glauben ist, sein Vermögen zu vermachen ...

Ein armer Vetter des Toten namens Ezra Hardoon klagte auf Erbauflassung. Die berühmtesten Rechtsanwälte kamen aus London herbei, aber als sie die Akten Silos Aron Hardoons einsahen, erklärten sie, es sei nichts zu machen, der Jude sei als Buddhist gestorben und habe die Absicht kundgetan, sein Vermögen, das er von den Chinesen erworben, wieder den Chinesen zurückzuerstatten. Es wäre unfair, eine Sache zu vertreten, die so ausdrücklich dem Willen des Toten zuwiderlaufe.

Jawohl, einen so edlen Standpunkt vertraten die Rechtsanwälte und fügten nur ganz nebenbei hinzu, sie könnten den Prozeß auch deshalb nicht führen, weil Herr Ezra Hardoon nicht in der Lage sei, ihnen einen Vorschuß zu bezahlen.

EX ODIO FIDEI...

In der Teinkirche liegt, das ist sicher, der Knabe Simon Abeles begraben. Tritt man vom Ring aus durch den Haupteingang ein, so findet man im rechten Schiff unterhalb des Chors die braune Grabplatte irgendeines Bürgers in die Erde eingelassen; unter ihr, behauptet der Kirchendiener steif und fest, sei auch der Kupfersarg des Simon Abeles. Nach alten Chroniken aber soll dieser in der Kreuzkapelle liegen, und zwar an der Epistelseite des Kreuzaltars, nicht weit von Tycho de Brahes Grab, unter der Marmortafel, auf der vierundzwanzig lateinische Zeilen eingemeißelt sind:

„Simon Abeles, ein zwölfjähriges Jüdlein, folgte Gott und flüchtete in das Kollegium Clementinum der Gesellschaft Jesu, der heiligen Taufe zuliebe, im September des Jahres 1693; nach wenigen Tagen aus der Gastfreundschaft verräterisch verschleppt, durch Schmeichelei, Drohungen, Mißhandlungen, Hunger und abscheuliche Haft zu Hause heimgesucht, erwies er sich stärker als dies alles und starb durch die Hand seines Vaters und dessen Freundes am 21. Februar 1694. Der heimlich beigesetzt gewesene Leichnam wurde am sechsten Tage exhumiert, behördlich untersucht und war bis zur Versiegelung des Sarges ohne jeden häßlichen Geruch, von natürlicher Farbe, gänzlich unerstarrt, angenehm anzusehen, und rosenfarbenes Blut entströmte ihm. Aus dem Altstädter Rathause wurde er mit wunderbarem Leichenprunk unter einzigartigem Zusammenlauf und gerührter Teilnahme des Volkes getragen und hier beigesetzt am letzten März 1694."

In der Sakristei der Teinkirche hängt ein Porträt, der Judenbub herzig idealisiert, rotes Wams, weiße Perücke, Galanteriedegen, Kruzifix in der Hand, und in einer Kartusche die Inschrift: „Hic gloriose sepultus est Simon Abeles Catechumenus, ex odio fidei Christianae a proprio parente Hebraeo occisus."

Die Beisetzung des Judenkindes in der Christenkirche ge-

schah während eines Prozesses, der Erregung und Aufsehen hervorrief. Das Jahrhundert der dreißigjährigen Religionskriege sank seinem Ende zu. Die Enkel der Rebellen, der Fenstersturzer, der Hingerichteten, der Eingekerkerten und der Vertriebenen hatten den neuen Adel, die neue Beamtenschaft, die neue Lehre und sogar die neue Staatssprache anzuerkennen gelernt. Aber tief unter ihrem Bewußtsein fraß, vererbt als Komplex, das Gefühl, unterworfen worden zu sein. Hatte das alles sein müssen? Sehet her: die Juden, vielhundertjährig verfolgt – sie haben noch ihre Religion und ihre Gebräuche und ihre Sprache! Die Brüder vom Orden Jesu, als religiöse Besatzungstruppen des militärisch unterworfenen Landes hereingekommen, fühlten nur allzuwohl, daß sie erweisen müßten, Verkünder der alleinseligmachenden Kirche zu sein, für jeden, der anderen Glaubens sei, also nicht nur Feinde der Böhmischen Brüder und anderer Protestanten, sondern auch Feinde der Juden. Gustav Freytag hat über den Fall des Simon Abeles die kleine Schrift der Jesuitenpatres Eder und Christel gelesen, welche im Jahre 1694 unter dem Titel „Mannhafte Beständigkeit des zwölfjährigen Knaben ..." erschienen ist, und auf Grund dieser charakterisiert er die große Affäre so: „Wer den Jesuitenbericht unbefangen beurteilt, wird einiges darin finden, was die Erzähler zu verschweigen wünschen. Und wer mit Abscheu auf die fanatischen Mörder sieht, der wird den fanatischen Priestern keine Teilnahme zuwenden. Sie werben durch Spione und Zuträger, durch Versprechungen, Drohungen, Aufregungen der Phantasie ihrem Gott, der dem Gott des Evangeliums sehr unähnlich ist, Scharen von Proselyten zum ‚Abwaschen'; sie benutzen einen jammervollen Mord mit der Geschicklichkeit erfahrener Regisseure, um ein wirkliches Trauerspiel in Szene zu setzen, und den toten Leib eines Judenknaben, um durch Pomp, Flitter und massenhafte Aufzüge, womöglich durch Wunder, ihren Glauben bei Christen und Juden zu empfehlen. Ihr Fanatismus, im Bunde mit der bürgerlichen Obrigkeit und willfährigem Gesetz, steht gegen den Fanatismus eines geschmähten, verfolgten, leidenschaftlichen Stammes – List und Gewalttat, Frevel und verkümmerte Sittlichkeit hier wie dort."

Ohne Zweifel wäre das Urteil des Kulturhistorikers noch

vernichtender gegen die Jesuiten ausgefallen, wenn er außer dieser privaten Broschüre der zwei Ordensbrüder, die ihm an sich schon verdächtig vorkam, die offizielle Darstellung gelesen hätte, auf Befehl Kaiser Leopolds herausgegeben unter dem Titel „Processus Inquisitorius, welcher von dem Appellationstribunal wider beide Prager Juden Lazar Abeles und Löbl Kurtzhandl wegen des Ex odio Christianae Fidei ermordeten zwölfjährigen Simon Abeles, als Sohn des ersteren, verführet, und zur mehreren Erhöhung des christlichen Glaubens, auch zur fruchtbaren Auferbauung Jedesmänniglichen samt den dienenden Haupt-Inquisitionsakten und anderwärtigen dabei unterlaufenen sehr wunderseltsamen Begebenheiten in offenen Druck gestellt worden. Prag, bei Caspar Zacharias Wussin, Buchhändlern."

In dieser Flugschrift, sosehr sie sich bemüht, das Verfahren im Fall Simon Abeles als ein gerechtes und die Justifikation als verdiente hinzustellen, wäre Freytag nicht nur auf manches gestoßen, „was die Erzähler zu verschweigen wünschen", sondern er hätte auch auf die Vermutung kommen müssen, daß die „fanatischen Mörder" vielleicht überhaupt keine Mörder, sondern im Gegenteil Opfer eines grauenvollen Justizmordes waren – ex odio fidei, aus Glaubenshaß.

So viele Darstellungen dieser Angelegenheit es auch gab – nicht eine durfte sich mit der Verteidigung der Beschuldigten befassen, denen ja nicht einmal ein Rechtsbeistand bewilligt worden war. Hundert Jahre später, im Fall des Touloser Hugenotten, wurde wie im Fall des Prager Juden weder die Absicht des Sohnes zum Religionswechsel, noch der durchgeführte Mord erwiesen, und hier wie dort fielen die Väter als Opfer von Pfaff und Pöbel. Aber während Jean Calas durch das flammende Libell Voltaires postmortal seinen Freispruch fand, haben Lazar Abeles und sein Freund niemanden gefunden, der ihre Verteidigung übernommen. Nur die Anklageschrift sagt in dem, was sie verschweigt, und in dem, was sie angibt – sehr wider ihren Willen –, genug zugunsten der beiden aus.

Der „Processus Inquisitorius" beginnt mit dem Satz: „Im Jahre 1694 den 25. Februarii wurde bey einer Hochlöblichen Königl. Statthalterei zu Prag ... eine Schriftliche Denuncia-

tion eines in der Prager Juden-Statt an einem Jüdischen Kinde beschehenen Mordes ohne Namensunterschrift eingereicht, dess ausführlichen Inhalts wie folgt."

Daß diese Anzeige von den Jesuiten herrührt, geht auf den ersten Blick hervor und wird in jeder Zeile bestätigt; es heißt zum Beispiel darin, daß der Knabe seine Bereitwilligkeit zur Taufe im September des Vorjahres „bey dem Wohl-Ehrwürdigen P. Andrea Müntzer, Sc. Jesu Collegii, allhier zu Prag bey S. Clemens Rectore derenthalben angegeben und in Gegenwart noch etlicher andern Patrum, als P. Guilielmi Dworski, P. Johannis Eder und Patris Johannes Capeta eyferigst gebeten habe ..." – durchwegs Tatsachen und Namen, die man ja nur im Kollegium wissen konnte.

Tatsächlich rühmt sich auch P. Johann Eder in seiner Broschüre, er selbst habe einen Konzipisten der Statthalterei, der von einem Juden namens Josel (das ist Josef) Mitteilung von diesem Vorfall erhielt, zur Überreichung der Anzeige veranlaßt: „Nachdem ich Nachricht davon erhalten und der jüdische Angeber mehrmals mit Ernst zu treuem Bericht ermahnt worden war, schrieb er am folgenden Tag den ganzen kläglichen Verlauf nieder, um ihn der hochadligen Statthalterei zu überreichen." Dieser Satz ist – von dem jesuitisch angewendeten Pronomen „er" ganz abgesehen – vollkommen erlogen, denn „obwohlen man Ihme" (dem Herrn Statthaltereyconcipisten Herrn Constantin Frenkin, den man als Verfasser der schriftlichen Anzeige eruiert hat) „zugleich scharf eingebunden, diesen seinen ersten Jüdischen Anbringer namens Josel zur Stelle zu bringen, so hat er doch solchen zur selbigen Zeit nicht erfragen können". Die Anzeige des Beamten hütet sich jedoch, eine solche nachdrückliche Befragung oder Ermahnung des angeblichen Gewährsmannes zu behaupten, weil dann erklärt werden müßte, warum er bei einer derart gründlichen Verhandlung den Informator nicht zuerst nach seinem Familiennamen befragt habe.

Am nächsten Tag werden bereits die Exhumierung, Transportierung der Leiche ins Rathaus, eine Menge von Verhaftungen (Krankenwärter Hirschl Keffelet, Friedhofsaufseher Jenuchem Kuranda, zwei Dienstmägde) und Recherchen vorgenommen. Gerüchte durchzüngeln die Stadt, die bald in hellen Flammen der Erregung steht. Die Statthalterei

muß in dem Dekret, mit dem sie die Untersuchung dem Appellationsgericht überträgt, dieses gleichsam bitten, man möge ihr „von demjenigen, was etwa in hoc passu nach und nach hervorkommen und in das Publikum einfallen möchte, gleichwolen auch Nachricht geben, damit hiernach respectu erstgedachten Publici jedesmal die gehörige Notdurft zeitlich fürgekehrt werden möchte". Unter dem Einfluß der vom Eifer der Behörden aufgepeitschten Öffentlichkeit steht nun die ganze Angelegenheit.

In der Anzeige, auf Grund deren die Untersuchung eingeleitet wurde, war nur eines apodiktisch angegeben: daß das Kind vergiftet worden sei, „... mit Gift im Wein unerbärmlich hingerichtet". Während der Examinationen, von deren Foltern wir zwischen den Zeilen lesen können, gesteht also endlich Hennele, die auf dem Kleinseitner Rathaus in Haft gehaltene Köchin des Abeles, daß der kleine Simon durch Gift umgekommen sei. Bisher hatte sie, in Übereinstimmung mit dem Vater und der Stiefmutter des toten Kindes, erklärt, es sei an den Fraisen gestorben, nunmehr aber gibt sie die Antwort: „Ich will die Wahrheit sagen: der Vater hat ihm etwas zu essen gegeben; so ist er darniedergefallen." Und auf die Frage, was dies gewesen sei, fügt sie hinzu: „Er hat ihm einen Hering gegeben."

Also ein Geständnis der Mitwisserschaft, strikte Angabe des Giftmords durch eine Augenzeugin! Nur hat sich inzwischen herausgestellt, daß in der Leiche von Gift keine Spur ist. Der Grund zur Einleitung der Untersuchung ist also ebenso falsch gewesen wie die der Köchin abgepreßte Aussage.

Dennoch wagen es die beiden obduzierenden Doctores medicinae und die beiden Chirurgen nicht, angesichts des von Amts wegen inaugurierten Verfahrens und der bereits entfesselten Empörung, einen natürlichen Tod festzustellen; in dem kurzen Exhumierungsprotokoll, das in seiner Leichtfertigkeit der Tatsache hohnspricht, daß achtzig Jahre vorher ein Anatom vom Range des Jessenius in Prag gewirkt hatte, konstatiert man „über den linken Schlaff eine frische runde Wunde von eines Groschens Größe, von einem Schlag herkommend" (tödlich? tief? Hautabschürfung? – nichts wird darüber gesagt), „und ein Bruch der vertebra colli".

Das wären also zumindest zwei Schläge, jedoch das lakonische Protokoll schließt mit den Worten, der Junge hat „von einem gewalttätigen Schlag umkommen müssen".

Das Appellationstribunal läßt sich dadurch, daß der angezeigte und bereits „bewiesene" Giftmord keineswegs verübt worden ist, nicht stören und entschuldigt den Irrtum folgendermaßen: „... denn es konnte wegen des Gifts und der heimlichen Begräbnus" (auch die Behauptung, der Knabe sei nächtlich verscharrt worden, hat sich nämlich als falsch herausgestellt, die Beerdigung hatte öffentlich stattgefunden) „ohnmöglich so genau und wahrhaft gleich in limine von einem Fremden, und zwar in dem Abelischen Hause nicht sonderlich bekannten Juden ausgesagt werden".

Demnach sind die Mitteilungen des „Josel" deshalb unrichtig, weil er im Hause des geheimen Mordes nicht sonderlich bekannt war, aber diese Angaben haben nichts mit der angeblichen Angabe zu tun, die Angabe des Angebers gilt doch – der Mord muß verübt worden sein! Das Gutachten der medizinischen Fakultät, „mit nachdrücklicher Verordnung" abverlangt, entscheidet, man müsse auf gewalttätigen Tod des Knaben ermessen und schließen. Die Judenschaft richtet an die Untersuchungsbehörde die Frage, ob die Leiche nicht bei der Ausgrabung beschädigt worden sein könne; diese Anfrage, die zur Einholung des Fakultätsgutachtens Anlaß gab, bleibt unbeantwortet.

Tragikomisch, wie sich nun das Tribunal bemüht, die Widersprüche der Beweisführung (zum Beispiel Giftmord – Totschlag) zu erklären, während es die Tatsache, daß die Aussagen der Beschuldigten und der Entlastungszeugen übereinstimmen, als vorher getroffene Vereinbarung zu entwerten versucht. Alle Festgenommenen geben unabhängig voneinander an, die Schläfenwunde sei der Rest einer abgeschabten Krätze, „welches also vorzusagen, sogar ein kleiner mitvorgerufener Bub von acht Jahren, der nebst ihnen noch im Hause war, angelernt und instruiert war". Also hatte Lazar Abeles für den Fall der Exhumierung nicht nur Frau und Magd (die jetzt in Haft sind), sondern auch ein kleines Nachbarkind instruiert, obwohl er doch dessen Vorladung nie ahnen konnte!

Die Beschuldigten stellen in Abrede, daß der kleine Simele jemals entlaufen sei, um sich taufen zu lassen. Hier wären die Jesuitenpatres, von denen ja offenkundig die erste Anzeige stammte und die nachher behaupteten, sie hätten mit dem Kinde geradezu eine Disputation geführt, als Zeugen einzuvernehmen. Dies geschieht nicht. Übrigens liegt die angebliche Flucht des Kindes vier Monate zurück und kann daher nicht der Anlaß eines Totschlags sein. Wollte man schon Flucht und Mord als erwiesen und als in gegenseitiger Beziehung zueinanderstehend annehmen, so wäre weit eher die Erklärung möglich, das Kind habe wegen Mißhandlungen eines entmenschten Vaters diesem damals zu entfliehen versucht und sei der späteren Fortsetzung dieser Mißhandlungen erlegen; doch ist auch hierfür kein Anhaltspunkt in den Akten des Processus Inquisitorius.

Das Kind soll von den Jesuiten einem getauften Juden namens Kafka in Logis gegeben worden sein, von dem es Lazar Abeles zurückholte. Dieser Kafka ist abgängig, und die Rolle, die ihm in absentia zugeteilt wird, vollkommen unklar; einmal heißt es, daß ihm das Kind geraubt wurde, ein andermal, daß er im Einvernehmen mit Lazar Abeles gestanden.

Dagegen taucht eine andere Zeugin auf, ein getauftes jüdisches Kind: die kleine Sara Uresin, die in diesem Fall die Sendung Semaels übernommen hat, ist ein dreizehnjähriges, körperlich verkrüppeltes und – wie selbst die Anklage nicht verschleiern kann – sittlich verkommenes Geschöpf, das die Jesuiten, wäre es entlastend aufgetreten, nicht zärtlich als „Mägdlein", sondern als „freches Judengör" bezeichnet hätten. Sie erscheint „wie gerufen". Man höre:

„Und da nun ein Hochlöbl. Appellations-Collegium in reifer Erwägung alles dessen, vielmehr dahin angezielt, man möchte sich äußerst bemühen, einige, bevoraus jüdische, Zeugen noch aufzubringen, durch welche eine Confrontation in contradictorio veranlaßt werden konnte (weilen man zum öfteren in denen Jüdischen Inquisitionen wahrgenommen, daß bei ihnen weit mehrers eine Confrontation, da der eine Jud dem andern was ins Gesicht gesagt, als die Tortur selbsten zur Bekanntung der Wahrheit ausgegeben und gewürcket hat), so erscheint auf eine ganz unverhoffte Weis ein gewis-

ses Jüdisches Mägdlein Namens Sara Uresin, gegen dreizehn Jahr alt, welches in wirklicher Christlichen Lehr bey einer Christin sich aufgehalten und von dieser Inquisition etwan von weitem gehört, von sich selbsten und von freien Stücken . . ."

Und diese so prompte Wunscherfüllung namens Sara Uresin (P. Eder erklärt ihr Erscheinen auf übersinnliche Weise) sagt beim Königlichen Obergericht, zu dem sie den Weg allein gefunden haben soll, all das aus, was die Untersuchungsrichter beim gegenwärtigen Stand der Untersuchung gerade wissen wollen: daß sie im Vorjahr im selben Haus gedient (!) habe, gerade als Simon weggelaufen sei, um sich taufen zu lassen, daß dessen Vater gesagt habe, es sei besser, wenn der Bub verrecken würde, ihn dann mit einem Scheit Holz blutig geschlagen habe. Das Mädchen wird mit Lazar Abeles konfrontiert. „Gott soll mich strafen, wenn ich dieses Kind jemals gesehen habe", ruft er aus. Trotzdem hat ihm doch eben dieses Mägdlein „ganz standhaft, herzhaft und bar aller Scheu oder Schrecken" alles ins Gesicht wiederholt.

Nach dieser ergebnislosen Konfrontation wird Lazar Abeles „in seine vorige, hart an der Uhr des Rathauses in dem Turm bestellte Custodiam, jedoch mit beiden Füßen und eine Hand wohl verwahret, geführet".

Wenige Stunden nachher wird er erdrosselt aufgefunden.

Die Justiz kam nicht umhin, über diese Tat, die als Selbstmord bezeichnet wird, ihre Verwunderung zu äußern. Denn erstens hat ja das Judenmägdlein „doch nichts als einige Praeliminaria wegen des Christ-Catholischen Eyfers des Knabens ihme ins Gesicht zu sagen gewußt", und zweitens ist der Selbstmord für einen dermaßen gefesselten, dermaßen bewachten Häftling etwas kompliziert: Er hat „sein harrassenes Band, mit welchem die Juden sich zu umgürten pflegen, vom Leib abgenommen, solches an ein doppeltes eisernes Gatter in der Höhe, wozu er vermittelst eines Stücklein Holzes gelanget, angebunden und sodann, seinen Hals darin steckend, sich selbsten erhenket oder vielmehr erdrosselt".

Es scheint, sagt die Denkschrift, durch diese belanglosen Vorhaltungen des Mädchens Uresin „sein leichtfertiges, ver-

rohtes Herz und Gewissen dergestalten gerührt worden zu sein", daß er sich umbrachte.

Trotzdem also eine tätige Reue behauptet wird, kann dies die Leiche nicht vor Verurteilung schützen. Der Tote wird rechtskräftig schuldig gesprochen und das Urteil vollstreckt, das Herz wird ihm herausgerissen und um das Maul geschlagen, sodann der Leichnam gevierteilt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Seiner Frau und der Köchin Hennele sagt man nichts von dem Tod des Hauptbeschuldigten. Unter Drohungen und der Vorspiegelung, Lazar Abeles habe alles eingestanden, bleiben sie bei der Beteuerung seiner Unschuld. Das Mägdlein, „in privato auf Jüdisch gekleidet", wird mit der Köchin konfrontiert, die nun zu allem, was das Kind angibt, ihr Ja sagt und schließlich hinzufügen muß, der Vater habe den Knaben umgebracht. Durch Gift. Es folgt die Konfrontation der Köchin mit Frau Lea Abeles, die in der vorhergegangenen Nacht von Herzkrämpfen heimgesucht wurde. Auch sie sieht, da schon die Köchin wider besseres Wissen zur Belastungszeugin gepreßt wurde, daß alles verloren ist. Um ihren Mann zu retten, von dessen Tod sie keine Ahnung hat, gibt sie an, ein Bekannter, der nicht mehr in Prag weilt, ein gewisser Löbl Kurtzhandl, habe das Kind – erwürgt.

Kurtzhandl wird in Manetin verhaftet, und die Untersuchung gegen ihn nimmt ihren Lauf. Der Knabe Simon aber wird als ein „in proprio sanguine" getaufter Christ mit beispiellosem Pomp öffentlich beerdigt, wie es der Erzbischof Hans Friedrich von Waldstein nach eingeholtem Rat der Theologen und Kanonici beschlossen hat. Am 25. März 1694, „in ipso festo Simonis Tridentini pueri, aeque a Judaeis martyrisati", bestimmt eine Kommission, wo das Kind beigesetzt werden soll.

Eine Woche später findet das Begräbnis statt; die Leiche, die am 22. Februar auf dem jüdischen Friedhof begraben, fünf Tage darauf exhumiert worden und einen Monat lang im Rathaus aufgebahrt gewesen ist, wird offiziell als ohne den geringsten üblen Geruch befunden. Auch die zweite Seligkeitsprobe stimmt auffallend: „. . . wie nicht minder die an dem zerbrochenen Genack empfangenen Todeswunden

stets und allezeit ohne Unterlaß das frischeste und schönste Blut gleich als eine Brunnenquelle ausgeworfen hatten, bei welcher Gelegenheit sich viel aus den Anwesenden um ihre Schnupftüchlein in diesem rinnenden Blut zu netzen versucht" (versucht!) „haben, welchem Exempel auch sogar ein Wundarzt der Evangelischen Religion nachgefolget!"

Löbl Kurtzhandl, gegen den sich in den Akten auch nicht der Schatten eines Verdachts finden läßt, wird am 19. April 1694 zum Tode verurteilt. Wie er behandelt wurde, geht aus einem Erlaß Kaiser Leopolds I. an das Königliche Appellationstribunal hervor: „Der Inschluß" (eine Beschwerde) „gibt euch des mehrern zu vernehmen, daß der von euch zum Tode verurteilte Löbl Süsel Kurtzhandl, Prager Jude, weder selbst, noch seine Befreundte, von dem wider ihn publizierten Sentenz irgendeine Abschrift und auch keinen Rechtsfreund ex officio erhalten können." Der Kaiser befiehlt, der rechtlichen Ordnung nach zu verfahren, die Exekution vorläufig zu sistieren und dafür zu sorgen, daß „dem Condemnierten selbsten in carceribus das Leben nicht abgekürzt werden möge, wie es dem Verlaut nach mit seinem Complicen geschehen sein solle".

Das Appellationstribunal antwortet Sr. Majestät, der Verurteilte wolle nur verschleppen, worauf Leopoldus „in dieser sehr ärgerlichen Criminalsache" dem Kurtzhandl nur eine vierzehntägige Rekursfrist gewährt, schließlich das Halsurteil bestätigt, „weilen an schleuniger Bevollziehung dessen dem Publico so viel gelegen, ohne allen Anstand und Erstattung weiteren Rekurses an ihm exequieren lasset".

Entkleidet, in die dreischneidigen, den Gliedern unterlegten Brecheisen gebunden, steht er auf dem Galgenberg, damit ihm durch „etlich und dreißig Stöße" von dem achtzig Pfund schweren Rad Ober- und Unterschenkel abgestoßen und der Brustkorb mit Eisenschienen eingedrückt werde. Ein Pater schreit dem Malefikanten ununterbrochen zu, er möge den christlichen Glauben annehmen; nach dem elften Stoß soll Kurtzhandl geantwortet haben, daß er hierzu bereit sei; nun wird er getauft und nimmt den Namen „Johannes" an, worauf ihm die Henker die Augen verbinden und er „den letzttödlichen Stoß auf den Hals empfängt und,

durch diesen von den Sinnen verlassen, unter starkem, aus Mund und Nase entsprungenem Blut nach zweyen anderen Stößen selig in dem HERRN entschlafen ist, mit billiger Verwunderung aller Beywesenden, welche die wunderwirkende Hand Gottes und dessen unergründliche Barmherzigkeit nicht genugsam loben und preisen kunnten".

In der St.-Pauls-Kirche wird der vormalige „verstockte Mörder" Löbl Kurtzhandl als ein „bußfertiger katholischer Christ" namens Johannes beerdigt.

DIE MESSE DES JACK OPLATKA

Wenngleich kein sonderlich originelles, wenngleich ein billiges, so ist es doch ein Gleichnis, das vom ausgelaufenen Ei.

Sonst verwendet Jack Oplatka keinerlei solche Vergleiche. Sonst erzählt er (gern und) sachlich, vielfach von technischen Termini und amerikanischen Interjektionen unterspickt, von seinen Konflikten und Berufen, absolut wahr, jedoch höchst unglaubwürdig. Sich dieser Unwahrscheinlichkeit bewußt, müht er sich, eben durch Sachlichkeit, Sachkenntnis, Termini und Genauigkeit alles zu beweisen.

Aber: „Das Auge – es ist auf dem Boden gelegen, wie wenn ein faules Ei ausgeronnen wär." Mit diesem Vergleich weicht er immer der Antwort aus, wenn man ihn fragt, wieso seine rechte Augenhöhle leer ist. Seit wann? „Bei einer Keile ..." Ja, aber wo ist diese Keilerei gewesen? „Das war über dem großen Jam."

Er war nämlich in Amerika, wie wir uns schon aus der Durchsetzung seiner Berichte mit amerikanischen Brocken denken können, und er ist stolz darauf. Über den großen Jam ist er bereits als ganz kleiner Junge durchgebrannt; nach einem Überfall auf seinen Lehrer. Bald ist er wieder zurückgekommen. (Ist er doch jetzt erst neunzehn Jahre alt.) Seither läßt er sich „Jack" nennen (vormals hieß er „Kobi"), trägt Watte in den Rockschultern, Scheitel in Haarmitte, Nacken rasiert, Hosen breit und aufgekrempelt, keine Hosenträger, keinen Stock. Spricht oft von drüben, aber nichts davon, warum und wo es war, daß einmal sein rechtes Auge auf amerikanischem Boden lag, wie wenn ein faules Ei ausgeronnen wäre.

Zu wetten ist, daß es bei einer Keile mit einem „Orl" war, wie das jüdische Jargonwort für einen Christen lautet. Oh, nicht etwa, daß er ein Christenhasser wäre! Im Gegenteil. Er ist aus religiösem Ghettohaus, und scheu respektiert er die Frömmigkeit Andersgläubiger. Er achtet die „Frömmig-

keit an sich", ist – vorausgesetzt, daß diese Worte existieren – panreligiös, allfromm. Seine Plattenkollegen sind fast ausnahmslos Arier, die nehmen ihn für voll, und sicherlich ist er stolz darauf, daß er nicht wie ein Jude aussieht, obschon er darauf stolz ist, daß er ein Jude ist. Sich immer – natürlich bloß außerdienstlich, man wird es sehen – nachdrücklich dagegen wehrt, wenn man ihn für einen Orl hält. Und wie nachdrücklich!

Gegen die Christen hat er nur eines einzuwenden: sie halten die Juden für Feiglinge.

Diesem Irrglauben entgegenzutreten, sie von diesem Wahn zu bekehren – das hält Jack Oplatka für seine Sendung. Fällt je in seiner Hörweite eine gegen Juden gerichtete Äußerung, läßt sich je in seiner Sehweite eine Gebärde antisemitisch deuten, so ist ihm das gegrüßter Anlaß zu Rache und Radau, zu gewalttätigstem, rohestem Dementi jener Ansicht von der Feigheit aller Juden. (Ob er sich nun wirklich deshalb zu seiner Propaganda der Tat, seiner handgreiflichen Aufklärungsmission entschlossen hat und so, aus der Theorie heraus, gewollt zum Gewalttäter wurde, oder ob sie einem rassengemäßen Ressentiment oder gar einfacher Rauflust entstammt und die ethische Rechtfertigung erst aposteriorisch zurechtgelegt ward – dieses werden früher oder später die Gerichtspsychiater entscheiden.)

Übrigens wartet er keineswegs immer auf einen Anlaß zu solchem Dementi der Tat. Plötzlich steht er zum Beispiel im Kaffeehaus auf. Geht auf einen gesichtsroten Feldwebel zu, der friedlich seine Hand im Schoße (seiner Begleiterin) ruhen läßt. Geht auf ihn zu, und mit der Frage „Wer ist ein beschissener Jud?" versetzt er dem Ahnungslosen einen Schlag ins Gesicht und das Lokal in Aufregung.

Gegenhieb. Prügelei. Parteienspaltung. Sausen von Biergläsern. Zersplitternde Kaffeetassen. Kellnerinnen kreischen. Entsetztes Niederhalten eines gar nicht so ernst gemeinten Säbels durch viele Hände. Ein bisserl Blut. Hinauswürfe. Arretierungen; zumindest Arretierung Jack Oplatkas.

Man fragt ihn (man fragt ihn nicht): „Warum hast du die Rauferei angefangen, der Feldwebel hat doch keinen Ton gesprochen?"

„That's right. Aber der Orl soll nicht meinen, ein Jud fürchtet sich."

Wie gesagt: sonst hat er nichts gegen Christen und Christentum. Ist sogar, im Gegenteil, dessen treuester Diener. Was Leute aus bürgerlicher Welt schwer zu begreifen vermögen. Herr Süß ist so einer. Der dicke Herr Süß kam zufällig einmal ins Café Savoy in Begleitung des Journalisten K., eines Freundes von Jack Oplatka.

Jack zum Journalisten: „Gut, daß du kommst. I have something for you. Du mußt einen Artikel hineingeben in die Zeitung, was das für eine Wirtschaft ist in den Prager Tumes ..."

Herr Süß, aufhorchend, einen Artikel an seiner Quelle zu vernehmen, aufhorchend, daß ihm kein Wort des berühmten Jack Oplatka verlorengehe oder unverständlich bleibe, unterbricht: „Verzeihen Sie, Herr Oplatka, was sind Tumes?"

Eine leere Augenhöhle richtet sich, unwillig ob solcher Unbildung, dem fremden Frager entgegen. Doch wird der belehrt, daß „Tume" der Ausdruck jüdischen Jargons für „Kirche" ist.

„Was ist denn los in den Prager Tumes, Jack?"

„Also, das ist so: You know, ich arbeite schon acht Monate bei Janku ..."

„Beim Pater Janku, ja?"

„All right, bei Sankt Heinrich. Schon seit Trinitas. Vorher war ich doch Pompesfunebre, und einmal hat ein Ministrant gerade vor der Missa pro defunctis in der Sakristei die hinfallende Krankheit bekommen, so hab *ich* mir das Hemd angezogen und hab ihn vertreten. Seit Sonntag Trinitas bin ich dort der ständige Ministrant. Trotzdem der Janku die Heinrichsschule hat, mit Schuljungen genug, die umsonst ministrieren möchten, bloß aus Kowed."

„Warum verwendet er also die Buben nicht?"

„Früher hat er's ja gemacht. Aber ich bitte dich: nimmt er Musterknaben, solche blasse Bürscherl, dann werden sie nach ein paar Tagen krank, wenn sie jeden Morgen um sechs Uhr in der Kirche sein müssen. Oder sie schlafen nachher in der Schule ein. Ist das ein Wunder? Always aufpassen auf das Stichwort, das ganze Siderl lateinisch aus dem Kopf

hersagen, immerfort steif herumlaufen, das schwere Meßbuch auf dem linken Arm oder mit dem Meßpult oder mit der Kanne oder mit dem Räucherfaß von der Epistelseite zur Evangeliumseite, sieben Meter breit ist das Altarschiff von Sankt Heinrich und hat sechs Stufen, immerfort hinauf- und herunterrennen mit lauter Machlojkes! ... Das ist keine Kleinigkeit for such a child. Läßt er aber kräftige Jungen ministrieren, dann treiben sie in der Sakristei lauter Lausbübereien – hat denn so ein junger Orl eine Ahnung davon, was ein heiliger Ort ist, ein Sanctuarium?"

„Du möchtest also, daß ich einen Artikel gegen die Verwendung von Kindern zu Ministrantendiensten schreiben soll?"

„O no, my boy, das ist mir ganz egal. Trotzdem man das gewiß verbieten sollte. Aber für mich ist das keine Konkurrenz. Janku weiß, daß er sich auf mich verlassen kann. An Wochentagen bei der stillen Messe ministrier ich ganz allein, am Sonntag bin ich der Oberministrant und trag dem Geistlichen den Weihkessel nach und das Aspergill ..."

„Pardon, Herr Oplatka, was ist ein Aspergill?"

Das rechte Auge Jacks höhlt sich geschmeichelt-mißtrauisch-bedrohlich dem zwischenfragenden Herrn Süß entgegen. „Son of a bitch! Lange werden Sie mich nicht häkeln. Zuerst verstehen Sie nicht jüdisch, dann verstehen Sie nicht katholisch ... Was verstehen Sie eigentlich?"

Aber dann – stolz auf Amt und Wissen – gibt er doch die Erklärung: „Das Aspergill ist ein Lulew, verstehen Sie? Ein Weihwedel!! – ... Also, das Aspergill trag ich, und ich zünde beim Sanctus die Sanctuskerze an; wenn eine Missa solemnis bei ausgesetztem Allerheiligsten ist, bin ich unter den vier Ministranten der Obermacher, der Räucherfaßträger; und bei einem Begräbnis oder einer Prozession, wenn die andern weiße Rochetten ohne Ärmel anhaben und die Kerzen tragen, hab ich eine Dalmatika an und gehe mit dem Kreuz dem ganzen Leichenzug voran ... Ich bin eigentlich gar kein Ministrant mehr, ich bin schon eine Art Schlattenschammes, der zweite Mesner."

„Also was hast du eigentlich gegen die Tumes? Was für einen Artikel soll ich denn in die Zeitung geben?"

„Ja, richtig! Also gestern sagt der Veverka, der Küster von Sankt Heinrich, zu mir, ob ich hinausgehen will in die Scharka, in der Andreaskapelle die Messe zu ministrieren, er werde sich in der Heinrichskirche für diesmal mit den zwei Buben behelfen. Warum? frag ich. Da erzählt mir der Veverka a long story, es ist ein Kaplan dagewesen, der gehört zum Strahower Stift, aber Sonntag liest er bei Sankt Andreas das Hochamt, und er hat geklagt, es war bis jetzt ein Ministrant dort, ein armer Blödsinniger, der hat dreißig Jahre draußen ministriert, aber in dieser Woche ist er gestorben, und es ist Unordnung dort, weil die Kapelle keinen Mesner hat, und der Kaplan hat verlangt, der Veverka möcht hinauskommen, die Sachen ein bisserl herzurichten. Der Veverka hat aber doch keine Zeit, Landpartien zu machen, und da hat er dem Kaplan versprochen, er wird mich schicken. Ob ich hinausgehen möcht? Gut, sag ich, ich geh hinaus. ‚Sie werden ja verschlafen, Oplatka: Um halb neun ist die Messe, um acht müßten Sie dort sein, und Sie haben fast eine Stunde zu gehen.' – Machen Sie sich keine Sorgen! sag ich, ich sitz bis sieben Uhr früh im Café Kagoj, dann geh ich hinaus. Verschlafen könnt ich nur eine Nachmittagsmesse."

„Und heute früh warst du draußen?"

„Ja. Halewaj ich wär nicht hinausgegangen! Wir haben heute nacht Kotesek gespielt, Gottes Segen bei Kohn, und um sieben Uhr war ich gerade im schönsten Verlieren. Was nutzt das, sag ich mir, Gottesdienst ist Gottesdienst, bin aufgestanden, hab mein Geld im Schüsserl gelassen und bin hinausgegangen in die Scharka, im ärgsten Kot. Wie ich hineinkomm in die Sakristei, hab ich schon gesehn! Das war eine Wirtschaft, das kannst du dir gar nicht vorstellen! Fingerdick ist der Staub überall gelegen. Die Meßgewänder: mindestens seit zwei Jahren nicht gewaschen, die Volants abgetrennt, ich hab sie anspendeln müssen, weil ich Angst gehabt hab, sie fallen während der Messe hinunter. Die Stola war direkt zerfranst, mein Ehrenwort! Das Birretum war auf der einen Seite eingetepscht. Die Lavabotücheln waren ungewaschen zusammengefaltet. Die Patena war nicht einmal zugedeckt, und die Reserveoblaten für die allgemeine Kommunion waren ganz staubig. Das ist doch die

höchste Hygienie! Ich hab die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Hochwürden, hab ich gesagt, das soll ein Gotteshaus sein? Das sieht aus, mit Vergeben, wie ein ..."

„Und der Kaplan?"

„What could he do? Geschämt hat er sich vor mir. Hat mir beweisen wollen, er hat den meschuggenen Ministranten nur aus Mitleid nicht hinausgeworfen. Und hat mir lange Geschichten erzählt, daß der auch beim Hochamt alles verdreht hat: Beim letzten Evangelium, wo man das kleine Kreuz schlagen soll, hat er das große Kreuz gemacht, und wenn er am Altar vorbeigekommen ist, wo das Allerheiligste im Tabernakel drinnen ist, hat er die Kniebeuge mit beiden Knien gemacht statt mit einem Knie, aber grad ausgerechnet beim ‚Domine non sum dignus' hat er bloß die mittlere Reverenz gemacht statt der tiefen. Konstant hat er das Meßbuch so gelegt, daß der Rücken gegen die Altarmitte gekehrt war statt der Schnitt. Beim zweiten ‚Kyrie eleison' soll er antworten: ‚Christe eleison' – natürlich hat er *auch* gesagt: ‚Kyrie eleison!' Beim Levate ist er niedergekniet, beim Flectamus genua ist er aufgestanden! Ausgerechnet wenn er die Klingel getragen hat, ist er gestolpert, und ..."

„Na gut, und was war mit dir?"

„Ich hab also ministriert. Es waren genug Leute da. Auch die Wirtin von der ‚Schmukyrka'. Die ist gleich in der ersten Bank gesessen. Sie kennt mich noch aus der Zeit, wie ich mit der Peptscha das Verhältnis gehabt habe – damals war ich oft in der ‚Schmukyrka' tanzen. My word of honour, ich hab mich vor ihr geniert, mit solchen Meßgeräten zu ministrieren! Sogar die Monstranz war angelaufen, und zwischen den Strahlen hat der Staub gesteckt. No, und wie ‚Ite missa est' war, bin ich in die Sakristei gegangen und hab die Sachen in Ordnung gebracht. Eine Dose mit Amor hab ich gefunden, aber was nützt mir die Putzpasta, wenn kein Lederlappen da ist? Da bin ich auf eine Idee gekommen – gebenscht sei mein jüdisch Köpferl! –, ich hab ein zerrissenes Zingulum zerschnitten, ein altes wollenes Zingulum, und damit das Räucherfaß blankgescheuert, das Insensorium, und den Deckel vom Missale und die Trinkgefäße. Zum Kaplan sag

ich dann, die Monstranz muß unbedingt auch einmal ordentlich gereinigt werden, ich werde das gleich machen."

„Und das hat er zugelassen?"

„Belehren hat er mich wollen! Daß das Venerabile nur von einem gereinigt werden darf, der die höheren Weihen hat. Darauf hab ich ihm geantwortet: Wegen einem bisserl Staub soll ich mich vielleicht ins Fürsterzbischöfliche Seminar einschreiben lassen?! Da hat er gelacht, und ich hab die Monstranz geputzt, daß sie wieder etwas gleichsieht; at the end hat er auch ein wenig am Ciborium herumgerieben – damit er sagen kann, *er* hat es gereinigt – laß er verdienen! – Und ich bin wieder in die Sakristei gegangen; die Ornate und das Pluviale hab ich zusammen mit dem Lavacrum und den Lavabotücheln in ein Bündel geschnürt, daß man sie nach Brewnow in die Klosterwäscherei schicken kann, alles geordnet und war fertig. Da legt mir der Kaplan – so soll ich leben und gesund sein! – fünfzehn Zal hin ..."

„Was?"

„Ja, ja, fünfzehn Kreuzer als Lohn! Zuerst hab ich ihn angeschaut, ob er meschugge ist. Was ist das, frage ich ihn. Fünfzehn Kreuzer bekomm ich bei Sankt Heinrich, also mitten in der Stadt, aber herauszulaufen in der Nacht, einen Weg von einer Stunde im ärgsten Dreck, vom Spiel bin ich aufgestanden und hab mein Geld dortgelassen, und hier hab ich alles ausgeputzt, und Sie geben mir fünfzehn Kreuzer? – Sagt er, er kann mir nicht mehr geben, der alte Ministrant hat auch nur fünfzehn Kreuzer bekommen, und die Ministrantengebühr ist dem Kaplan für ein Quartal im vorhinein ausbezahlt worden, und er kann jetzt nicht *mehr* aufrechnen, und er zahlt nur fünfzehn Kreuzer. Da bin ich aber wild geworden. Messe *lesen* kann ein jeder, hab ich ihn angeschrien, Sie haben doch jedes Wort im Buch vor sich, aber der Ministrant muß alles auswendig können! Wenn ich Ihnen statt des Evangeliums ein Kochbuch hinlege, so müssen Sie ja Powidelbuchtel aufsagen statt Dominus vobiscum! Sie stehen ruhig oben und lassen sich bedienen, aber der Ministrant soll herumspringen wie ein Schalksnarr mit seinen Schellen, und dafür wollen Sie ihm so einen Hungerlohn zahlen? Das ist christliche Nächstenliebe? Eine Gaunerei ist das!"

„Und der Kaplan? Der hat sich das gefallen lassen?"

„Er hat natürlich auch angefangen zu schreien und zu schimpfen. Und wie er geschimpft hat, hab ich gesehen – – traurig genug, daß ich das von einem Seelsorger sagen muß –, was er für einen schoflen, gemeinen Charakter gehabt hat. So ordinäre Worte hat er gebraucht: Bankert, Dreckkerl, ich bin, hör ich, ein Wichtigtuer, und ob ich glaube, daß er ohne mich das nicht zusammengebracht hätte, und wenn mir die fünfzehn Kreuzer zuwenig sind, soll ich sie dalassen, und ihn kann ich – Damned my soul, bin ich in Wut gekommen, schon will ich ihm zwei Fraß geben, da schreit er weiter – und jetzt hab ich gewußt, warum er mich schon früher immer so von der Seite angeschaut hat – er schreit, er läßt nicht mit sich feilschen, er ist kein stinkender Handeljud ... Wie er das gesagt hat – du weißt nicht, was das für mich bedeutet ..."

„Ich weiß es, ich kenne dich, Jack!"

„O nein, in so einem Moment kennst du mich nicht! In so einem Moment kenn ich mich selber nicht! In so einem Moment können mich zehn Leute halten, das nützt nichts. Da kann ein Wachmann schreien: ‚Im Namen des Gesetzes', ich höre nichts. Ob du's glaubst oder nicht: ich sehe dann nur mit meinem rechten Aug, und Ohrensausen spür ich. Also, wie er das vom stinkenden Juden sagt, pack ich den schweren Altarleuchter ... da hat er aufgeschrien: Sacrilegium immediatum! Und das war wie ein Wunder: es hat mich zur Besinnung gebracht.

Daß er auf lateinisch erschrocken ist – vielleicht auch, weil er mich damit als einen kirchlichen Funktionär angesprochen hat – eigentlich weiß ich selbst nicht, warum – aber was ein Sacrilegium immediatum ist, weiß ich ganz genau!! Also, ich bin im Augenblick zu mir gekommen und hab ihn vor mir stehen gesehen mit einem Gesicht wie das Billardtuch da und die Hände von sich gestreckt vor Angst. Ich hab den Leuchter auf den Tisch gestellt und langsam gesagt: Geben Sie mir noch fünfzehn Kreuzer.

Ohne ein Wort zu reden, hat er sie hingelegt, ich hab die dreißig Zal eingesteckt, das kleine Kreuz geschlagen (ich weiß ganz gut, man soll das große Kreuz schlagen, aber ich hab so eine Wut gehabt!) und bin gegangen."

Mit einem Ruck trinkt Jack sein Bierglas leer. „That's the whole story. Aber das hab ich mir unterwegs vorgenommen: Wenn ich dich treffe, werde ich dir das erzählen, daß du in die Zeitung hineingibst, was das für eine Wirtschaft ist in den Prager Tumes. Damit da einmal eine Ordnung hineinkommt!

Du mußt schreiben: Jeder Ministrant soll fünfzehn Kreuzer bekommen pro stille Messe, zwanzig Kreuzer per Hochamt am Sonntag oder Feiertag, bei einer Totenmesse die Ministranten zusammen zehn Prozent von der Messespende, und für die Kapellen auf dem Friedhof oder in den Vorstädten soll eine Zuschlagsgebühr festgesetzt werden, zehn Kreuzer per Kilometer zum Beispiel ..."

Herrn Süß aber, in seinem jüdischen Empfinden empört, entringt sich der Ausruf: „Wie können Sie als Jude ministrieren?!"

Eine Augenbraue über ausgeronnenem Ei zieht sich empor. „Sie Ochse, wie können Sie glauben, daß ich als Jud ministrier? Ich ministrier doch als Orl!"

DANTONS TOD UND POPPERS NEFFE

Auf dem Friedhof Errancis neben der Barriere von Monceau vermoderten die geköpften Leichname der Brüder Frey aus Brünn mit den geköpften Leichnamen von Danton und Camille Desmoulins im gleichen Grab. Die beiden Frey hatten einander brüderlich umarmt, bevor sie sich dem Fallbeil darboten.

Als sie zum Richtplatz gefahren wurden, an jenem 16. Germinal des Jahres II (5. April 1794), vernahmen Danton und Desmoulins keinen Zuruf der Freundschaft oder des Mitgefühls, wohl aber mußte ihr Ohr das alte Spottlied hören, das zur Schmähung ihrer auf dem Karren mitfahrenden Konventskollegen Chabot und Basire angestimmt wurde:

Connaît-on jamais rien de pire
Que Chabot, Merlin et Basire
Et jamais rien de plus coquin
Que Chabot, Basire et Merlin!

Den Brüdern Frey galt nicht einmal ein schmähender Vers. Nur Fetzen des unartikulierten Lärms, der die drei Karren von der Conciergerie zum Revolutionsplatz begleitete, mochten sich auf die Finanzspekulanten beziehen, die Mitglieder der Volksvertretung korrumpiert, Revolution und Republik an den Rand des Abgrunds geschoben hatten.

Nicht das Gefängnis, nicht das Tribunal und nicht das sichere Schafott hatten Danton im Gerichtssaal zum Ausbruch der Raserei getrieben, zur Raserei hatte Danton getrieben, daß man seinen Fall mit der Affäre des Deputierten Chabot zusammenwarf, der sich für eine zarte Braut und für bares Geld kaufen ließ. Mit Chabot und dessen Komplizen, mit Börsenjobbern und Aktienschiebern muß Danton auf ein und derselben Anklagebank sitzen, mit den beiden Bankiers Frey mitten durch das Volk von Paris fahren und

sein entströmendes Blut mit dem der Spekulanten vermengen.

„Siegmann Gottlob Junius Frey, sechsunddreißig Jahre alt, geboren zu Brünn in Mähren, wohnhaft zu Paris, Rue d'Anjou, Faubourg Saint-Honoré,

Emanuel Frey, sechsundzwanzig Jahre alt, aus Brünn in Mähren gebürtig, wohnhaft Rue d'Anjou, Honoré, Bruder des obigen und, ebenso wie dieser, Schwager des Chabot,

sind angeklagt als Urheber, Begünstiger und Antreiber der Verschwörung, die angezettelt wurde, um die Volksvertretung durch Korrumpierung einiger ihrer Mitglieder herabzuwürdigen und eine Zersetzung des Konvents zu erzielen."

So steht es im Strafantrag, den Fouquier-Tinville am 9. Germinal des Jahres II erhebt.

„Die Brüder Frey", sagt der öffentliche Ankläger, „ausländische Exaristokraten, Exbarone, sind Agenten Englands und des Wiener Kabinetts, wenn sie sich auch mit dem Schleier des revolutionären Patriotismus maskieren. Sie seien zu Wien in effigie gehängt und ihre Güter dortselbst beschlagnahmt worden, gibt ihr Schwager Chabot an, um ihre Liebe zur Freiheit glaubhaft zu machen, aber trotz dieser Vermögenskonfiskation haben sie Mittel gefunden, um ihrer Schwester eine Mitgift von zweihunderttausend Livres zu schenken und solcherart Chabot zu bestimmen, eine Ausländerin aus der Aristokratenklasse zu heiraten. Niemals haben Korruptionisten ihre Fallstricke mit größerer Verwegenheit und größerer Ruchlosigkeit ausgespannt, niemals haben Verschwörer mit schamloserer Offenheit den wahren Zweck ihrer Triebkräfte aufgezeigt. Der dänische Hofadvokat Deiderichsen (Diederichs), der in Wien gelebt hat und 1792 nach Frankreich kam, ist der Agent der Gebrüder Frey und ihrer Spekulationen; seine ganze Haltung stellt ihn als ausschließliches Werkzeug ihrer Komplotte dar. Obwohl er angibt, nur von Almosen der besagten Brüder Frey zu leben, verleiht er an Privatpersonen beträchtliche Summen, entfaltet ein üppiges Leben, tätigt wichtige Handelsgeschäfte mit dem Ausland und versucht schließlich – in dem Augenblick, da er die verbindende Kette dieser zahlreichen Machenschaften als beschädigt oder gar als

zerbrochen erkennt – das französische Gebiet mit Geldbeträgen zu verlassen, die ihm angeblich von besagten Brüdern Frey übergeben wurden."

Die Brüder Frey hatten nichts Geringeres geplant, als die Nationalversammlung zu veranlassen, einen Scheinbeschluß auf Auflösung der Indischen Kompanie, der prosperierendsten französischen Importunternehmung, zu fassen. Mit den wertlos werdenden Aktien wollten sich die Brüder Frey eindecken und sie nach der offiziellen Veröffentlichung des Konventsbeschlusses gut verkaufen. Denn im Nachsatz sollte dem bisherigen Verwaltungsrat das Recht zugestanden werden, die Gesellschaft zu liquidieren und deren laufende Geschäfte abzuwickeln.

Am 17. Vendémiaire (8. Oktober 1793) hält Delaunay, ein gekauftes Subjekt, die Rede gegen die Indische Kompanie; die Fanfare, mit der er seinen Auflösungsantrag hinausschmettert, die Schilderung der Steuerhinterziehung, der Korruption, daß der Verwaltungsrat die abgabenpflichtigen Aktien in Verschreibungen umgewandelt habe, ist gellend. Um so leiser die Chamade des Nachsatzes. Sie soll im Lärm der Empörung verhallen.

Aber der Konvent ist nichts weniger als eine Abstimmungsmaschine, die Mitglieder dieses Parlaments verbinden den Heroismus, der sie vor den Machenschaften von Monarchismus und Reaktion nicht zittern läßt, mit Hellhörigkeit gegenüber den Tricks der Revolutionsgewinnler. Kaum hat Delaunay geendet, als Fabre d'Eglantine die Tribüne besteigt. „Nach den Angriffen des Berichterstatters", sagt er, der Dramatiker, dem man in Kunstfragen eine größere Beschlagenheit zutrauen würde als in Finanzdingen, „nach diesen schwerwiegenden Vorwürfen gegen die Indische Kompanie muß ich mein Erstaunen darüber äußern, daß er nicht ihre vollständige, sofortige Auflösung beantragt hat. Gegen Leute, die die Nation um fünfzig Millionen geschädigt haben, kann man nicht streng genug vorgehen. Daher stelle ich den Antrag: die Regierung beschlagnahme unverzüglich sämtliche Waren der Gesellschaft und lasse sie durch staatliche Organe verkaufen. Ferner mögen sämtliche Geschäftsbücher versiegelt werden, damit man alle Beweise für die Betrügereien der Verwaltungsräte finde."

Auch Robespierre spricht gegen den Berichterstatter, unterstüzt den Antrag von Fabre d'Eglantine. Es werden Abänderungsvorschläge gemacht und die Angelegenheit einer fünfgliedrigen Kommission überwiesen, bestehend aus Fabre d'Eglantine, Ramel, Cambon und den beiden Bestochenen: Delaunay und Chabot.

Die Schieber müssen also noch eines der Ausschußmitglieder korrumpieren, um die Mehrheit zu haben. Das ist nicht so leicht, wie es sich die Brüder Frey denken. Sie geben Chabot hunderttausend Franken, damit er Fabre d'Eglantine besteche. Als jedoch Chabot diesem im Vorraum zum Sitzungssaal den Entwurf der Verordnung vorlegt und die Unterschrift verlangt, prüft Fabre das Elaborat, streicht sofort den Satz durch, daß die Compagnie des Indes ihre Geschäfte selbst zu liquidieren habe, den Satz, auf den es den Bankiers ankommt, und schreibt, das Manuskript auf den Knien haltend, die von ihm im Konvent vorgeschlagene Fassung hinein.

Chabot wagt es nicht, Fabre d'Eglantine das Geld anzubieten, wagt aber ebensowenig, seinen Auftraggebern einzugestehen, daß er keinen Mut zum Bestechungsversuch hatte, sondern behauptet, Fabre habe die hunderttausend Franken genommen. Durch Einfügungen und Radieren fälschen Chabot und Delaunay das Schriftstück und übergeben es dem Büro des Konvents zur Expedition.

Die Brüder Frey hatten Chabot gut einzuspannen gewußt, nachdem sie in ihm den Mann gefunden, der im Staate allmächtig, „der erste Franzose nach Robespierre" war. Chabot, Sohn eines Kochs in Saint-Geniez-d'Olt, von einem unwilligen Mitglied des Kapuzinerordens zum begeisterten Mitglied des Jakobinerklubs geworden, handhabte das Wort meisterhaft als Redner und als Schriftsteller, aber kein Nachruhm hat ihm geblüht; die reaktionären Geschichtsschreiber verurteilen ihn als Montagnarden, die sozialistischen als Mitschuldigen an der Korruptionsaffäre Frey.

In der Gesetzgebenden Versammlung bildete Chabot, Abgeordneter des Départements Loire-et-Cher, mit Merlin und Basire den linken Flügel, vom rechten angefeindet und durch den Spottvers gehöhnt.

Nie sah man Narren, die so roh
Wie Merlin, Basire und Chabot.
Kennt man ein schlimmeres Getier
Als Chabot, Merlin und Basire?
Kein größrer Schelm ward gesehn
Als Basire, Chabot und Merlin!

Am Abend des 9. August 1792, als der Faubourg Saint-Antoine aufstand, um gegen die Tuilerien zu ziehen und dem Königstum den Garaus zu machen, war Chabot unter den Führern der Bewegung; er leitete als Abgesandter des Konvents die Niederwerfung der Konterrevolution in Lyon und wies energisch die Ersatzansprüche zurück, die die Grundherren nach Abschaffung der Feudalrechte zu erheben wagten. In den blutigen Septembertagen trat er für die Schonung einiger Abbés ein, deren Integrität er aus seiner geistlichen Vergangenheit kannte. Chabot sprach und stimmte für die Hinrichtung Ludwigs XVI.; aber gegen das Gesetz, alle Bourbonen und Orléans zu verbannen, da er Vertrauen in die freiheitliche Gesinnung des Herzogs Philippe Egalité setzte. Die von Marat propagierte Diktatur bekämpfte er, um den Sturz der Girondisten, die Revolution vom 31. Mai 1793, machte er sich verdient.

Diesen Tag und seine Helden feiert Junius Frey in einer Broschüre „Abenteuer des Vaters Nicaise oder der Antiföderalist", und Chabot revanchiert sich, indem er in einer Rede eine zweite Schrift des Junius Frey, „Philosophie sociale", zitiert und den Autor mit Locke, Sokrates und Christus vergleicht.

Längst verkehrt Chabot in der Rue d'Anjou, wo die Brüder Frey offene Tafel halten, wie schon die Tatsache erkennen läßt, daß der Küchenhaushalt jährlich fünfzigtausend Franken verschlingt. Bunt ist die Gesellschaft an ihrem Tisch, Sansculotten und Gräfinnen, Diplomaten und Freimaurer, Schauspielerinnen und Schieber; ein Freund des Junius Frey ist Proly, der für die Revolutionsregierung Kurierdienste leistet und keines Geringeren unehelicher Sohn sein soll als des Fürsten Kaunitz, Staatskanzlers von Österreich; im Hause Frey treffen sich der Mainzer Arzt Georg Wedekind, ein Freund Georg Forsters, der sächsische

Anwalt Saiffert, der ein antiklerikales Stück über den in Rom ermordeten Sekretär der französischen Gesandtschaft, Basville, schrieb, die Deputierten Hérault de Séchelles und Julien aus Toulouse.

Dem Gerichtsakt verdanken wir die Beschreibung des Freyschen Hauses: Im Vorsaal steht auf bronzenem Sockel die Büste des Brutus, Kupferstiche vom Ballhausschwur und von den Grabmälern Marats und Lepeletiers hängen an der Wand, das Mobiliar ist mit grün-weiß gestreiftem Seidenstoff bezogen, die Seidenvorhänge mit Vierecken in den gleichen Farben gemustert, den Kamin schmückt eine zierliche Stutzuhr aus blauem und weißem Marmor, von einem Amor aus unglasiertem Sèvresporzellan gekrönt; das Inventarverzeichnis zählt weiter auf: vier Lehnstühle, zwei Sessel, einen Toilettetisch aus Mahagoni, einen großen Spiegel, einen breiten Schrank, der auf blauer Marmorplatte das Reliefporträt Ciceros trägt, und ein Himmelbett aus vergoldetem Holz, umhüllt von gelb und weiß gemusterten, mit weißem Taft gefütterten Vorhängen.

Léopoldine, die Schwester der Freys, sitzt züchtig in ihrer Mädchenstube, zeigt sich den Gästen niemals. Dieses stille Mädchen mit dem zarten elfenbeinernen Gesicht, den mandelförmigen Augen, dem schwarzen Haar und der goldenen Mitgift wird des wilden Chabot Frau. In seiner während der Haft verfaßten Rechtfertigungsschrift „Wahrhafte Geschichte der Heirat des François Chabot mit Léopoldine Frey als Widerlegung auf alle hierüber ausgesprengten Verleumdungen" gibt Chabot an, Junius Frey habe diese Ehe veranlaßt. „Glandy, einer meiner besten Freunde und mein Verwandter, wurde von seiner Gemeinde nach Paris entsendet, um beim Konvent eine Entschädigung für den Kampf gegen das Banditentum im Dép. Lozère durchzusetzen. Er wohnte bei mir in der Rue St-Honoré. Ich wollte ihm Versailles zeigen, wo ich erst einmal gewesen war, und zwar nur nachts, damals als ich die Schweizer vom Regiment Chateau-Vieux abholte. Ich lud zu dieser Landpartie die Brüder Frey und die Damen ein, da sie sich während meiner Abwesenheit Glandys angenommen hatten. Die Brüder Frey hatten wiederholt von ihrer Schwester gesprochen, die ich für verheiratet hielt, weshalb ich äußerte, das Ehe-

paar möge mitkommen. Darauf lachten die Freys: ‚Léopoldine ist erst sechzehn Jahre alt und hat außer uns noch keinen Mann gesehen.' Auf der Landpartie verliebte sich Glandy in das Mädchen. Als wir zu den Freys kamen, erschien nach dem Essen auf unsere Bitte Léopoldine und spielte mit soviel Liebreiz und Grazie auf dem Spinett, daß Glandys Verliebtheit noch flammender wurde. Er ersuchte mich, ich möge für ihn um die Hand Léopoldines anhalten. Als ich daraufhin den Junius Frey befragte, ob er seine Schwester verheiraten wolle, erwiderte er, er habe bereits daran gedacht, sie zu meiner Frau zu machen. Ich schwieg, teilte aber die Antwort dem Verliebten mit, der darauf drang, ich möge für ihn einen ausdrücklichen Heiratsantrag vorbringen. Ich tat dies und erhielt von Junius folgende Antwort: ‚Um meine Schwester hielten bereits Millionäre an (Junius nannte mir die Namen), ich habe sie abgewiesen. Wenn sie der ehemalige Herzog von Chartres freien wollte, würde ich ihn ebenso ablehnen. In Frankreich bist nur du es, der des Mädchens würdig ist. Den Glandy schätze ich als deinen Freund und als einen guten Menschen, aber meine Schwester kann ich ihm nicht geben.' Zunächst war ich sprachlos. Nach einer Weile bemerkte ich, Glandy sei Inhaber eines gutgehenden Geschäftes, während ich ja nichts besitze als den äußerst unsicheren Pensionsbetrag des gewesenen Kapuziners. Frey erwiderte: ‚Besäßest du mehr, so würdest du niemals meine Schwester bekommen, denn dann wärest du korrupt und konterrevolutionär. Ich gebe sie dir mit einem Heiratsgut von zweihunderttausend Livres. Solltest du jedoch jemals die Sache des Volkes verraten, dann mußt du auf meine Freundschaft und auf jede Erbschaft verzichten. Denn wenn du Léopoldine heiratest, werde ich ledig bleiben, und du wirst das Haupt unserer Familie in Frankreich sein. Mein Bruder Emanuel ist impotent, er kann niemals Vater werden.'"

Chabot habe sich Bedenkzeit erbeten, zuerst vierundzwanzig Stunden, dann eine zwölfstündige Verlängerung, innerhalb welcher ihm seine Klubkollegen eindringlich rieten, seinem Ruf als Schürzenjäger durch die Heirat ein Ende zu machen.

Am 27. September 1793 zieht Chabot in das Hotel der

Rue d'Anjou, um der Rache seiner bisherigen Geliebten Juliette Berger zu entgehen, deren Gefährlichkeit er ahnt. Sie schürt gegen ihn, und schon am 30. glaubt Chabot sich durch eine Rede schützen zu müssen, in der er ganz allgemein vor einer Verschwörung von Weibern warnt, welche die Mitglieder des Konvents zu verleumden beabsichtigt.

Nach weiteren drei Tagen proklamiert er im Sitzungssaal der Jakobiner seine Verlobung, indem er erklärt, dem Laster der Flatterhaftigkeit entsagen und seßhaft werden zu wollen, seine Bedürfnislosigkeit und Armut betont und – um allfälligen späteren Vorwürfen der unrechtmäßigen Bereicherung vorzubeugen – hervorhebt, seine Erwählte sei durchaus kein Mädchen ohne Heiratsgut. Die Trauung werde kein Priester vornehmen, sie werde um acht Uhr morgens stattfinden, damit Chabot den Beginn der Konventssitzung nicht versäume.

Er lädt die Mitglieder des Klubs zur Zeremonie ein, aber die Einladung wird mit Eiseskälte aufgenommen. Scheint es ihm nur so oder ist es Wirklichkeit, daß einer seiner Klubkollegen das Lied summt, das er bisher nur von rechts gehört: „Vit-on jamais rien de plus sot, Que Merlin, Basire et Chabot..."

Am nächsten Tag bringen die „Annales de la République française" über die Braut des Volksvertreters folgende, offenkundig von Frey stammende Notiz: „Die Familie von Léopoldine Frey-Minaires stammt aus Böhmen; sie ist von jüdischer Religion und nicht von der der Mährischen Brüder, wie behauptet worden ist. Der Ahnherr Frey hat während des Siebenjährigen Krieges beträchtliche Käufe im Dienste der Königin von Ungarn abgeschlossen, so daß der Wiener Hof der Familie eine Summe von zwei Millionen schuldete. Da jedoch der Kaiserin die Verbreitung des katholischen Glaubens in ihren Staaten sehr am Herzen lag, bewog man den Vater Léopoldines, dem mosaischen Glauben abzuschwören, um der römisch-katholischen Religion zu folgen, was den Erfolg hatte, daß die Kaiserin ihm an Zahlungs Statt die schöne Herrschaft von Found-Schomberg verlieh, die auf mehr als zwei Millionen bewertet wurde. Dort ist die liebenswürdige Léopoldine geboren."

Die abfälligen Bemerkungen verstummen nicht, man

spöttelt, mit Anspielung auf Ludwigs XVI. Gattin, über „die Österreicherin des Chabot“, man erzählt, Freys Neffe sei in Wahrheit sein Sohn, dessen Eintritt in die revolutionäre Armee ein Akt der Spionage und Léopoldine komme aus dem Harem des Kaisers von Österreich. Chabot behauptet später, Delaunay habe ihm gedroht, alle diese Verleumdungen vom Rednerpult der Nationalversammlung öffentlich zu wiederholen, wenn sich Chabot nicht daran beteilige, das Auflösungsdekret der Indischen Kompanie zu fälschen. Chabot werde bald Geld brauchen, denn seine politische Stellung sei erschüttert. In Wahrheit hat Chabot selbst gefühlt, daß ein mit Bankiers versippter Volksvertreter in einer revolutionären Republik unmöglich ist.

Am 20. Brumaire II (November 1793) hält Philippeaux eine Philippika im Konvent, die Abgeordneten mögen ihre Strenge zunächst gegen sich selbst beweisen. „Ich beantrage, daß jeder Deputierte eine Aufstellung vorlege, wieviel sein Vermögen vor der Revolution betrug und wie hoch es heute ist. Wer nicht innerhalb von zehn Tagen diese Angaben in präziser Weise erbringt, soll sofort festgenommen und als Vaterlandsverräter bestraft werden.“ Basire, Chabot, er vor allem, und Julien aus Toulouse sprechen dagegen und erreichen, daß der Antrag mit dem Zusatz angenommen wird, jedem Abgeordneten müsse vor seiner eventuellen Verhaftung Gelegenheit geboten werden, sich im Konvent zu verteidigen.

Tags darauf diskutiert der Klub Chabots Rede, kennzeichnet den Zusatzantrag als dem gesamten Volkswillen zuwiderlaufend und beschließt die Entsendung einer Abordnung in den Konvent. Dort regnet es gegen Chabot heftige Vorwürfe, obwohl er seine vorgestrige Stellungnahme zu bedauern erklärt, man wettert gegen seine Frau, die verdächtige Ausländerin, gegen ihre anrüchigen Verwandten.

Die Brüder Frey, die der Sitzung beiwohnen, müssen hören, wie das Volk von Paris über sie urteilt: Vor der Heirat ihrer Schwester seien sie mit langen Gesichtern umhergegangen (on y faisait une figure très mince) und jetzt sei ihr Kammermädchen besser gekleidet als vorher die Frau des Hauses. Als man bei ihnen, wie bei allen fremdländischen Bankiers, die Siegel anlegte, eine Maßnahme,

die auf Chabots Intervention aufgehoben wurde, gab es in ihrem Hotel, das heute auf siebenhunderttausend Livres geschätzt wird, keine Wäsche, und die Schränke waren leer.

„Spione wohnen mit dir unter einem Dach, Bürger Chabot!" Nieder prasseln, nieder brechen und nieder schmettern neue Beschimpfungen auf Chabot, dessen Betrug man nur instinktiv ahnt. Verzweifelt fleht er „die gutgesinnten Bürger" an, sie mögen ihm helfen, die Verleumder zu demaskieren, aber eine Salve von Hohn ist die Antwort, und man verlangt, daß der Ausdruck „Verleumder" ex praesidio gerügt werde. Chabot wankt aus dem Sitzungssaal, er fühlt bereits, wie sich die scharfgeschliffene Eisenplatte des Bürgers Guillotin auf seinen Nacken senkt, unaufhaltsam, unaufhaltsam. Niemand vermag ihn zu retten.

Niemand? Er hofft auf Robespierre. Nach schlafloser Nacht eilt er am frühen Morgen zu ihm. Der mächtigste Mann Frankreichs empfängt den zweitmächtigsten in seiner Kammer, in der nur ein Tisch, vier Stühle, eine Matratze und viele Bücher sind. Chabot hat das Paket mit den hunderttausend Franken bei sich, mit dem er Fabre d'Eglantine von seinem Antrag auf restlose Auflösung der Indischen Kompanie abbringen sollte. Stotternd berichtet Chabot dem Robespierre von einem großen Komplott, das er bis in die letzten Wurzelfasern aufdecken könnte, wenn er mit den Verschwörern in Fühlung bliebe. Robespierre schickt ihn zum Sicherheitsausschuß, dort protokolliert man die Angaben über die angebliche Konspiration, lehnt es aber ab, Chabot zu seiner Deckung einen Geleitbrief für den weiteren Verkehr mit den Verrätern auszustellen.

Nur einen Tag noch ist er in Freiheit, dann holt man ihn, nach und nach alle von ihm Beschuldigten und viele andere, die der Korruption, der Schwelgerei und der Gegenrevolution verdächtig sind, und auch den unschuldigen Fabre d'Eglantine, der der Freund Desmoulins' und Dantons ist. Die Brüder Frey, am 3. Frimaire II (23. November 1793) festgenommen, sitzen in der Prison Saint-Pélagie, Léopoldine im Gefängnis der Englischen Fräulein. „Ich danke der Vorsehung", schreibt Chabot aus dem Luxembourg-Gefängnis an den Sicherheitsausschuß, „daß ihr euch endlich entschlossen habt, meine beiden Schwäger in Haft zu nehmen.

Ich halte sie für so fleckenlos wie die Sonne und für ehrliche Jakobiner. Wären sie es nicht, so müßte man in ihnen die größten Heuchler des Weltalls erblicken."

Für so etwas wie die größten Heuchler des Weltalls hat auch Robespierre sie gehalten. In seinen nachgelassenen Papieren findet man folgende Aufzeichnungen über Junius Frey: „Seit den ersten Tagen der Revolution leben in Paris zwei Schurken, deren vollkommene Verstellungskunst sie zu geeigneten Werkzeugen der Tyrannen gemacht hat ...; einer von ihnen hat dem angenommenen Familiennamen den Vornamen des Mannes beigesellt, der die Freiheit Roms begründet hat. Jeder Patriot, mit dem er in Verkehr trat, traf ihn zu Hause mit der Feder in der Hand, in Betrachtungen über die Menschenrechte vertieft oder beim Studium der Werke Plutarchs und Rousseaus. Das strenge Äußere und die revolutionäre Tracht des neuen Junius entsprachen vortrefflich der Vorstellung von einem so bedeutenden Charakter: der philosophische Schnitt seines Haars und die auf seinen Gelehrtenkopf gestülpte rote Mütze bürgten der ganzen Welt für die Reinheit seiner patriotischen Gesinnung."

Chabot bittet in einer Eingabe, seine unschuldige Frau aus dem Gefängnis zu entlassen, und dies geschieht auch. Die anderen, selbst die einst Mächtigsten, bleiben in strengstem Gewahrsam, mehr als ein halbes Jahr. Da erkennt Chabot, daß seine Sache hoffnungslos ist, er nimmt Gift, aber auch das fällt ihn nicht, rettet ihn nicht vor der letzten Schmach, man trägt ihn vors Gericht und führt ihn zum Blutgerüst wie die, die er mit sich gerissen, wie die, die ihn mit sich gerissen, die beiden Frey.

Noch nicht lange waren sie im Lande, die verhängnisvollen Brüder. Ende April 1792, just zu Beginn des Krieges, in Straßburg aufgetaucht, haben sie sich dort für Thibault de Laveaux eingesetzt und gegen seine klerikalen Widersacher, die ihn vor Gericht gezogen hatten. Jean-Charles-Thibault de Laveaux war Sprachphilosoph, der Schöpfer der vergleichenden Grammatik, und Freund und Biograph Friedrichs II., doch hatte er auf dessen Gunst verzichtet, um als Redakteur des „Courrier du Bas-Rhin" die revolutionäre Lehre vom Elsaß aus nach dem Osten zu tragen.

Seinen Prozeß gegen die Klerikalen von Straßburg gewann er, worauf die Freys eine Medaille mit der Inschrift „Zur Feier des von den Jakobinern über die Feuillants davongetragenen Sieges" schlagen ließen und eine stattliche Beisteuer für die Ausrüstung der Revolutionsarmee gaben. Dem Prinzen von Hessen, der sich der Sache der Französischen Revolution angeschlossen, überreichten die Brüder einen Ehrendegen, und der „Courrier du Bas-Rhin" pries den Opfermut der neuen Mitbürger Frey. Jedoch schon wirft der Journalist Chairoux die Frage auf, wer eigentlich diese angeblich aus Begeisterung für die Freiheitsbewegung herbeigeeilten Fremden seien, diese angeblichen Aristokraten, diese angeblichen Millionäre, man kenne ihren wahren Namen nicht, man kenne ihre Herkunft nicht, man kenne ihre Absichten nicht.

Vielleicht erschreckt sie diese Frage. Sie wollen nach Paris. Eben fährt Thibault de Laveaux hin, um die Redaktion des „Journal de la Montagne" zu übernehmen, und der revolutionäre Prinz von Hessen reist in der gleichen Kutsche – für die Freys eine gute Gelegenheit mitzufahren, das trefflichste Entrée in die Hauptstadt. Sie kommen an, als sich der Sturm auf die Tuilerien vollzieht, und die Brüder finden sofort den Weg, sich ihre Beteiligung an diesem revolutionären Akt offiziell bestätigen zu lassen. Ja, noch mehr, als zwei Wochen später in der Legislative, in der Gesetzgebenden Nationalversammlung, darüber debattiert wird, großen revolutionären Denkern des Auslandes ehrenhalber das französische Bürgerrecht zu erteilen, schlägt der Deputierte Boussac vier deutsche Denker vor: *Wieland, Voß* und – die *Brüder Frey*. Keiner von den vieren gefällt dem Referenten Rühl vom Niederrhein. Er beantragt nur *Friedrich Schiller*, von dem sich bald erweisen wird, wie unrichtig es war, ihn als Revolutionär einzuschätzen: Schiller stimmte das Lied von der Glocke an, den Lobgesang auf das Spießertum, den Haßgesang gegen die Auflehnung des Untertanen.

Immerhin bleibt dem Konvent die Ehre, sie den Brüdern Frey nicht erwiesen zu haben. Die müssen auf andere Weise die Staatsbürgerschaft zu erwerben versuchen. Am Tage, da sich Frankreich zur Republik erklärt, nehmen die Freys ein Waisenkind und eine blinde Greisin in Pflege, die Feier der

Section des Tuileries wird beim Schein von Fackeln begangen, die die Bürger Frey beigestellt haben, und sie sprechen beim Außenminister Lebrun vor, um ihm ein Projekt zu unterbreiten, wie man die Österreicher mit den Preußen verfeinden und damit deren gemeinsamen Krieg gegen Frankreich beenden könnte. Aber all das und ihre Freundschaft, sogar ihre Verwandtschaft mit dem großen Chabot bringen den Verdacht nicht zum Verstummen, der sich allenthalben gegen sie regt.

Einer ist da, der sie von früher kennt, ein Emigrant, ein weltberühmter Mann, der Bastillensträfling Friedrichs II., der *Freiherr von Trenck*. Und er sagt geradeheraus, die Brüder Frey seien österreichische Spione. Überall tritt Trenck gegen sie auf, denn er glaubt, sie seien es gewesen, die seine Aufnahme in den Jakobinerklub verhindert haben. Sicherlich mißt er ihnen und Chabot auch die Schuld daran bei, daß er verhaftet wird. Aber als Trenck das Schafott besteigt (25. Juli 1794), liegen seine beiden österreichischen Feinde und deren französischer Schwager schon lange ohne Kopf auf dem Friedhof Errancis.

Auch anonyme Anzeigen gab es gegen die Brüder Frey. Eine ist im Archiv des französischen Außenministeriums erhalten. Sie stammt von einem Girondisten und beschuldigt die Freys der einzigen Verbindung, die sie gewiß nicht haben, der Verbindung mit Marat, dem konsequentesten der französischen Revolutionäre, der für den Anonymus allerdings den schrecklichsten bedeutet. Die Brüder Frey wüßten alles voraus, schreibt er, was Marat am nächsten Tag in seiner Zeitung veröffentlichen werde; Junius Frey verkehre außerdem mit Ministerialbeamten, insbesondere mit solchen des Kriegsministeriums, und behaupte, Beweise dafür zu haben, daß die Preußen und Österreicher binnen vier Monaten in Paris einrücken werden.

Aber erst als die Affäre der Indischen Kompanie platzt, erst als Chabot im Gefängnis sitzt, nimmt man auch die Brüder Frey in Haft und versucht zu erforschen, wer und was sie in ihrer vorfranzösischen Zeit gewesen sind. Nicht allzuviel können die Behörden darüber erfahren.

In der Zeitung „Le mercure universel“ führt der Deputierte Amar zur Belastung des verhafteten Chabot an, zwei

seiner Schwäger, Brüder des Junius Frey, stünden als österreichische Offiziere im Lager des Feindes an der Landesgrenze. Der Mitangeklagte Diederichs erklärt, er habe Junius und Emanuel Frey in Wien kennengelernt; Junius sei ein Günstling Kaiser Josefs gewesen, der sich mit ihm über philosophische Fragen zu unterhalten liebte. Sie hätten im Sommer 1791 gemeinsam mit ihm (Diederichs) Wien verlassen, der Fürstenzusammenkunft von Pillnitz beigewohnt und dann Dresden, Berlin und Hamburg besucht; von dort fuhr Diederichs in ihrem Auftrag nach England, während sich die Freys nach Straßburg wandten, wohin sie ihre Schwester Léopoldine nachkommen ließen. Die Frau des Junius, Wilhelmine, lebe in Wien auf großem Fuße. Junius Frey, über seine Personalien einvernommen, sagt aus: „Alle meine Güter sind mir vom Kaiser genommen worden. Meine Frau ist die Adoptivtochter eines homme opulent und hat zwei Millionen zur Verfügung."

In den Archives nationales liegt der Akt, den das Polizeibüro an den mit der Untersuchung betrauten jakobinischen Kommissar sandte. „Les Frey sont nés juifs sous le nom de Tropousca à Brunne en Moravie, anoblis sous le nom de Schönfeld. Ils sont deux frères ici et trois au service de l'Autriche. La comtesse leur sœur a été baptisée il y a trois ans. Il y a encore deux autres sœurs à Vienne dont une seulement a été baptisée et est entretenue par un baron allemand. Frey l'aîné à Paris est marié, sa femme est à Vienne avec deux de ses filles; et un fils de seize ans, qu'il a mis dans l'armee révolutionnaire, lequel il fait passer pour son neveu."

Um Näheres über Freys Vorleben zu erfahren, müssen wir nach einem Aristokraten namens Schönfeld aus Brünn suchen, der vormals „Tropousca" hieß oder so ähnlich. Im Wurzbach, dem Österreichischen Biographischen Lexikon, finden wir ihn, einen sicheren „Franz Thomas Schönfeld, geboren zu Brünn in Mähren 1753, von jüdischer Abstammung und hieß vorher Dobruska. Sein Vater, Salomon Dobruska, war ein reicher Jude und Hauptpächter des k. k. Tabakgefälls. Sein Sohn sollte ein gelehrter Rabbi werden und erhielt demgemäß Unterricht im Talmud. Durch Zufall kam S. mit einem anderen Israeliten zusammen, der sich

mit dem Studium der hebräischen Dicht- und Redekunst beschäftigte und durch den S. gleichfalls in dasselbe eingeführt wurde. Nun wollte S. vom Talmud nichts mehr wissen, wollte humanistische Studien machen und erzwang schließlich von seinem Vater die Einwilligung. Mit Eifer trieb er das Studium der alten Klassiker und deutschen Poeten. Unter letzteren fesselte ihn zunächst Geßner, an dem er solchen Gefallen fand, daß er auch die anderen deutschen Dichter kennenlernen wollte. Es gelang ihm, seinen Vater zu bewegen, daß er ihm eine Summe von 1500 Gulden zur Anschaffung von Büchern, wie er sie wünschte, gewährte. Nun trieb er mit allem Eifer das Studium der deutschen Sprache, in welcher er sich selbst in der Dichtung versuchte, auch jenes der übrigen lebenden Sprachen, und zwar der englischen, französischen und italienischen, und trat am 17. Dezember 1773 (soll heißen 1775) zu Prag zur katholischen Religion über, worauf er den Namen seines schon 1769 zur nämlichen Religion übergetretenen Bruders annahm, welcher sich Schönfeld nannte und die Stelle eines Offiziers in einem kaiserlichen Infanterie-Regiment bekleidete. Er verfaßte mehrere Gedicht- und literarhistorische Bücher. Im Jahre 1778 wurde S. zugleich mit seinen Geschwistern Karl S., k. k. Unterleutnant, Joseph, Fähnrich, Maximilian, Leopold und Emanuel in den erbländischen Adelsstand erhoben, und aus dem Adelsdiplom erfahren wir, daß Franz Thomas Mitvorsteher der berühmten Garellischen Bibliothek war, an welcher Denis als Vorsteher bedienstet gewesen."

Nun kommt der Schlußsatz, dem wir uns nicht ohne Bangen genähert haben, denn es könnte ja zum Beispiel darinstehen, Schönfeld sei hochbetagt in Wien gestorben, und dann wäre unsere Entdeckerfreude verpufft. Doch nein, der Schlußsatz lautet: „Über die Ursache seines gewaltsamen Todes, den er, wie Friedrich Raßmann in seinem ‚Deutschen Nekrolog' (Nordhausen 1818, G. W. Happach, 8°, S. 172) berichtet, zugleich mit seinem Bruder Emanuel Ernst zu Paris erleiden mußte, daß beide am 5. April 1794 guillotiniert wurden, konnte ich leider nichts Näheres erfahren."

Der Biograph Wurzbach weiß also viel über den Edlen Schönfeld, er kennt sogar die Auseinandersetzung zwischen ihm und seinem Vater, die Höhe der väterlichen Unterstüt-

zung und dergleichen, nur über eines konnte er „leider nichts Näheres erfahren", über das eine, das der Leser dieses Kapitels aus der französischen Revolutionsgeschichte nun erfahren hat: die Ursache der Guillotinierung.

Franz Thomas hieß vorher Moses. Er hat in Prag im Dezember 1774 ein hebräisches Buch drucken lassen, in dessen Vorwort er erwähnt, daß er heute, am 7. Chanukatage, das zwanzigste Lebensjahr vollende. „Sefer Hascheschwi", Buch des Vergnügens, heißt das Buch des Moses ben Salomon Dobruschka, es ist von den Prager Rabbinern Landau und Kassowitz approbiert, dem berühmten Mäzen Joachim Popper in Prag gewidmet und stellt einen Wort- und Sachkommentar zu dem hebräischen philosophischen Werk des Jedaja Penini aus Béziers dar; in kühnem Modernismus zitiert der zwanzigjährige Dobruschka wiederholt den als weltlich verfemten Moses Mendelssohn und beklagt, daß die Juden das Studium der Metaphysik vernachlässigen.

Bevor das Jahr zu Ende geht, in dem sein jüdisches Werk erschien, hat der Autor bereits das Sakrament der Taufe empfangen, bald darauf ist er Bibliothekar im höfischen Theresianum und drei Jahre später mit dem Namen einer alten böhmischen Adelsfamilie nobilitiert. Einer dieses Geschlechts lebt zur gleichen Zeit in Prag als Mitglied des Jesuitenordens und Professor der Dichtkunst an der Universität: Pater Franz Expeditus Schönfeld; er übersetzt die lateinischen Gedichte des Hofpoeten P. Denis, der der Chef von Moses Dobruschka ist, ins Deutsche und war vorher Geistlicher in Březnitz gewesen, einem Städtchen bei Blatna, von wo die Frau des jungen Gelehrten Moses Dobruschka stammt.

Chajim Březnitz war der ursprüngliche Name jenes Mäzenaten Joachim (nachmals Edler von) Popper, dem das Buch „Sefer Hascheschwi" gewidmet ist. Er starb kinderlos 1795 in Prag und liegt auf dem alten jüdischen Friedhof in Weinberge-Žižkov begraben neben seiner Gattin Reizl, Tochter des beim Prager Pogrom am 27. November 1744 getöteten Zecharja Joß. Der einzige Bruder der Frau Popper ist Isaak Juda Joß, der zwei Kinder hat, Simon Gottfried und Elke. Diesen Simon Gottfried schließt der reiche Onkel Popper wegen einer gestohlenen oder mißbrauchten

Blankovollmacht aus seinem Testament aus, die Elke Joß aber nimmt er an Kindes Statt an; anläßlich ihrer Ehe mit Moses Dobruschka, dem künftigen Sansculotten Junius Frey, setzt Popper – der homme opulent aus dem Pariser Verhör – ihr einen Anteil an seinem Riesenvermögen aus, hebt aber diesen Erbbrief auf, als sie mit ihrem Gatten zum Christentum übertritt und nunmehr Wilhelmine Schönfeld heißt.

Mehr als zwanzig Jahre später, der Neffe ist auf der Place de la Révolution guillotiniert worden und der Onkel in seinem Haus in der Prager Langen Gasse entschlafen, entspinnt sich um den Nachlaß Joachim von Poppers ein langer Gerichtsstreit zwischen der Witwe des Guillotinierten und einem Verwandten, Abraham Duschenes, der Poppers Universalerbe geworden war, sich sofort nach Empfang des Erbes taufen ließ und den Namen Andreas Josef Dusensi annahm. Von Freys Abstammung berichtet die Brünner Matrikel, daß unser Jakobiner das zweite von zwölf Kindern des Salomon Dobruschka (1715 bis 1774) war, Pächters des mährischen Tabakregals und der jüdischen Leibmaut, und seiner Gattin, die 1731 als Schöndl Katharina Jakobi in Breslau geboren wurde und am 17. Mai 1791 in der Wiener Leopoldstadt starb.

Das Kinderdutzend war rasch in alle Welt zerstoben. Während der alte Dobruschka, der seine Söhne in der Synagoge von Austerlitz hatte beschneiden lassen, im Hinterhaus der Kröna-Vorstadt von Brünn die einzige jüdische Betstube Brünns unterhält, sind Söhne und Töchter schon auf dem Weg zur Taufe, und nach Vaters Tode kommen die jüngeren Söhne zur Erziehung ins Löwenburgische Stift, werden Offiziere, erhalten den Adel. Und Blümele Dobruschka, das heißt Theresia Maria Josefa Eleonore von Schönfeld, wird gar die Mätresse des Grafen Wenzel Paar. Kaiser Josef läßt sie 1787 aus Wien in ihre Heimatgemeinde Brünn ausweisen, jedoch was vermag der Kaiser gegen einen glücklich liebenden Paar, sie kehrt bald zurück und wohnt mit dreien ihrer Schwestern in der Bräunerstraße Nr. 1166. Vor allem bemuttert sie die kleine Ester, geboren Brünn 1771, getauft 10. Januar 1791 zu Wien auf den Namen Leopoldine Schönfeld, die Gattin Chabots, die ihr

Bruder etwas jünger gemacht hat. Theresia Maria, die Geliebte des Grafen Paar, starb 1808 in Paris, wir wissen nicht, ob sie dort die Kleine wiedergesehen, die Witwe des Jakobiners, Esterle, ihr Schwesterle ...

Das ist die Familie des Moses Dobruschka alias Franz Thomas Edler von Schönfeld alias Junius Frey, der vom Talmud in die deutsche Klassik sprang, vom Ghetto ins Theresianum, vom Onkel Popper zum Schwager Chabot, vom Katholizismus zum Atheismus, der die Elke Joß in die österreichische Aristokratie mitnahm und seine Geschwister in die Französische Revolution und dort die Axt an das Gemäuer legte, das ihn begrub – zusammen mit Danton und Desmoulins und Chabot auf dem Friedhof Errancis.

Die phantastische Oper dieses Lebens braust von Furioso zu Furioso, so daß man sie von hinten nach vorn spielen kann, mit dem Schlußakkord des Finales, der Beerdigung des Helden, beginnen und mit dem Auftakt der Ouvertüre, der Familiengeschichte, enden.

DES PARCHKOPFS ZÄHMUNG

Ob ich euch erzählen kann, wie das eigentlich war mit dem Börsenrat Samek, weshalb der damals plötzlich in eurer Wohnung auftauchte und bei euren Nachbarn?

Ob ich's euch erzählen kann! Gewiß kann ich's euch erzählen, aber ich weiß nicht, ob es die anderen interessiert, jene, die nicht einmal wissen, wer der Börsenrat Samek ist, geschweige denn ... Wie? ihr alle kennt seinen Namen, er sei so berühmt? Habt ihr aber auch von Mendele Mändl gehört?

Seht ihr, von dem habt ihr, die ihr nicht aus Großmeseritsch seid, noch nie etwas gehört. Mich nimmt beides nicht wunder: weder daß ihr den Börsenrat Samek als berühmt bezeichnet, noch daß euch Mendele Mändl unbekannt ist.

Börsenrat Samek ist ja der reichste der „Marischen" – so nennen die böhmischen Juden mit einem Unterton von Geringschätzung ihre mährischen Glaubensgenossen –, er ist Inhaber der Dampfmühle Bergmann, Neugröschl, Pacovsky & Comp. in Großmeseritsch, hat alle Bergmanns, Neugröschls, Pacovskys und die ganze Kompanie aus der Mühle hinausgedrängt, sie gehört ihm allein, und die Wiener Produktenbörse tanzt nach seiner Pfeife.

Mendele Mändl dagegen, Mendele Mändl ist nicht berühmt. Nur die von euch kennen ihn, die aus der Großmeseritscher Bezirkshauptmannschaft stammen, und die hätten nie gefragt, warum Mendele Mändl in ihrer Wohnung erschienen ist und bei ihren Nachbarn, obwohl sie gefragt haben, warum Börsenrat Samek damals bei ihnen und ihren Nachbarn erschienen ist.

Mendele Mändl erscheint nämlich pünktlich zu seiner Stunde in den Wohnungen, und nicht viele Untertanen des Großmeseritscher Bezirkshauptmanns werden sich, sofern sie mosaischer Konfession sind, rühmen können, daß sie Mendele Mändl mit leeren Händen aus ihrem Haus abziehen ließen.

Der Schnorrer Mendele Mändl ist in seiner Art ebenso tüchtig wie es der Börsenrat Samek in der seinen ist, und deshalb ist auch der arme Mendele Mändl bei weitem nicht so arm wie der reiche Börsenrat Samek reich ist. Allerdings: wenn er selbst so arm wäre, wie der Börsenrat Samek reich ist, er wäre dennoch unberühmt. Durch Armut wird man niemals berühmt – um berühmt zu werden, muß man eben reich sein oder etwas Besonderes geleistet oder etwas erfunden haben, eine wenn auch nur unfruchtbare Sache, wie zum Beispiel jener Onan, dessen Name noch nach so vielen tausend Jahren bekannt ist.

Nun aber wird es Zeit, euch darüber aufzuklären, wieso es kam, daß Börsenrat Samek damals in eurer Wohnung auftauchte, und was das mit Mendele Mändl zu tun hat.

Mendele Mändls Sohn hatte in Wien den Doktor gemacht und lebte dort als Advokaturskonzipient. In Wien wohnte auch Fräulein Ellen Samek. Sie war hingekommen, um die Schwarzwaldschule zu besuchen, wie es sich für eine höhere Tochter aus gutem jüdischem Hause schickt, und trieb dort Mensendieck und Sport, wie es sich insbesondere für eine höhere Tochter aus gutem jüdischem Hause schickt, die sehr korpulent ist. Neunzig Kilo wog sie, entschieden zuviel, auch für eine höhere Tochter aus gutem jüdischem Hause. Daß ein Millionär sein einziges Kind nicht in Großmeseritsch versauern läßt, sondern die Tochter in die Großstadt schickt, damit sie tüchtig abmagere und von dort ihrem Vater einen entsprechenden Schwiegersohn heimbringe, das wird man durchaus begreiflich finden, aber die Feststellung, die ich jetzt hinzufügen will, werden viele von euch durchaus unbegreiflich finden und mir gleichzeitig den Vorwurf platter Banalität machen. Was hilft es, ich muß es aussprechen: In Wien lernten Dr. Alfons Mändl und Fräulein Ellen Samek einander kennen und lieben.

„Halt, halt", schreit ihr, ich habe es vorausgesehen, „wie, in Wien, einer Millionenstadt, sollen sich ausgerechnet zwei Menschen aus Großmeseritsch kennenlernen?! Warum hast du sie nicht in Großmeseritsch zusammengebracht, brauchst du denn Wien für den Fortlauf deiner Geschichte?"

Nein, ich brauche Wien nicht im geringsten für meine Geschichte. In so vielen Orten sie auch spielt, wie ihr gleich

hören werdet, diese Orte gehören ausnahmslos zur Bezirkshauptmannschaft Großmeseritsch, und Wien liegt ganz woanders.

Meine Geschichte ist ferner gar nicht meine Geschichte, es ist die Geschichte von Ellen Samek und Dr. Alfons Mändl respektive deren respektiven Vätern, und daß die beiden jungen Leute einander in Wien statt in Großmeseritsch kennengelernt haben, ist eine Tatsache, an der ich nichts ändern kann.

Aber – und damit gehe ich aus der Defensive in die Offensive über –, aber die Tatsache, daß Ellen und Alfons ihre Bekanntschaft in Wien geschlossen haben, ist nicht nur eine zufällige Wahrheit, sondern auch die einzig mögliche Wahrheit. Wo denn hätten sie einander kennenlernen sollen? In Großmeseritsch etwa? Daß ich nicht lache! Dort, in der Enge des Raums, klaffen Abgründe von astronomischen Ausmaßen zwischen der Tochter des reichsten Mannes, des Kultusvorstehers!, und dem Sohn eines armen Mannes, des Bezirksschnorrers! – niemals kriegt sie ihn zu sehen, niemals er sie.

In Wien hingegen ist das nicht nur möglich, sondern auch selbstverständlich. Wenn man aus Großmeseritsch ist, hat man da eine ganze Menge von Freunden, mit denen man im Trebitscher Gymnasium zusammen war, diese ehemaligen Mitschüler wiederum haben Mädchen aus Boskowitz oder Göding geheiratet, die allesamt die Kusinen ... kurzum, es hätte mit dem Teufel zugehen müssen, wenn Ellen Samek und Dr. Alfons Mändl einander nicht in Wien gefunden hätten. Und da es – bis dahin – nicht mit dem Teufel zuging, haben sie einander eben gefunden.

Börsenrat Samek war ahnungslos. Ellen wagte es nicht, ihm ihr Verlöbnis zu gestehen. Was Mendele Mändl anlangt, wurde er gleichfalls lange im dunkeln gelassen; an sich hätte er nichts dagegen haben können, es war eine brillante Partie, obwohl er den Börsenrat Samek, wann immer er von ihm sprach, schlankweg „den Parchkopf“ nannte. Ein Parch (schriftdeutsch: Parach) ist ein Grind, aber ein Parchkopf ist keineswegs ein mit Grind behafteter Kopf, sondern – parch pro toto – ein Mann, der, wenn er auf einen Gruß antwortet, den Hut nicht lüftet, als hätte er einen Grind zu

verbergen; in Wirklichkeit hat er keinen Grind zu verbergen, in Wirklichkeit ist er nur dünkelhaft, ein Parchkopf.

Der junge Dr. Mändl in Wien wußte, daß sein Vater den Vater seiner Braut einen Parchkopf nenne, das aber war wahrlich kein Grund, Mendele Mändls Nichteinwilligung zu fürchten. Mendele Mändl war für die einander Versprochenen das kleinere Übel, wurde deshalb zuerst in das Geheimnis gezogen und übernahm es, den anderen zukünftigen Schwiegervater zu verständigen.

Im Büro von Bergmann, Neugröschl, Pacovsky & Comp., wo er sonst von irgendeinem Buchhalter sein wöchentliches Almosen in Empfang zu nehmen pflegte, verlangte Mendele Mändl eines Tages den Chef selbst zu sprechen. (Er sagte natürlich nicht „den Parchkopf", sondern „den Herrn Börsenrat".) Es handle sich diesmal nicht um eine Schnorrerei, er habe dem Herrn Börsenrat eine für diesen sehr wichtige Eröffnung zu machen.

Börsenrat Samek wurde, bei der für ihn fürwahr sehr wichtigen Eröffnung, krebsrot, er maß Mendele Mändl mit Wut und Ekel und warf ihn hinaus.

„... warf ihn hinaus." Das sagt sich so! Man nennt es jemanden hinauswerfen, wenn man ihm zum Beispiel keine Antwort auf eine Frage gibt, man „wirft hinaus", indem man einfach aufsteht und damit bedeutet, daß das Gespräch beendet ist, man „wirft hinaus", indem man dem Besucher die Tür weist, man „wirft hinaus", indem man ausruft: „Schauen Sie, daß Sie hinauskommen."

Auf keine dieser Arten hat Börsenrat Samek den Mendele Mändl hinausgeworfen. Er hat ihn wirklich hinausgeworfen. Er packte, er, der Parchkopf, der sich sonst niemals durch die Berührung eines Schnorrers beschmutzte, er packte den kleinen Mendele Mändl bei beiden Schultern, schleuderte ihn gegen die Tür, riß sie auf, spuckte ihm ins Gesicht. „Schnorrer", schrie er, „Schnorrer", spuckte er und stieß Mendele Mändl mit Händen und Füßen gegen die Treppe, daß Mendele Mändl hinabsauste, ein Wunder, daß er sich nicht beide Beine brach.

Nicht befriedigt davon, seinen Besucher die Treppe hinuntergestoßen zu haben, riß Börsenrat Samek das Fenster

auf und befahl dem Pförtner, während Mendele Mändl japsend und bebend im Hof seine Gliedmaßen auf allfällige Brüche besah und den Speichel vom Gesicht wischte, diesen Schnorrer beim Genick zu packen und aus dem Hof zu werfen und den Hund von der Kette loszubinden, wenn sich dieser Schnorrer, dieser Schnorrer noch einmal in der Fabrik (Samek nannte seine Mühle nur „Fabrik") zeigen sollte.

Mendele Mändl war draußen aus der Fabrik. Er ballte die Fäuste, er knirschte: „Parchkopf", aber Börsenrat Samek hörte das nicht, er hatte das Fenster schon zugeschlagen, und für die Angestellten, die neugierig hinabschauten, bildete das Wort „Parchkopf" keine Sensation, sie nannten, wenn sie unter sich waren, ihren Chef ebenso.

Knall und Fall wurde nach Wien an die beiden Urheber dieses Vorfalls weitergeleitet, was sich zwischen deren beiden Urhebern, ihren Vätern, heute in Großmeseritsch abgespielt hatte.

Mendele Mändl berichtete brieflich. War Schreiben auch sonst nicht seine starke Seite (es gibt auch Schreibschnorrer, zu denen aber gehört er nicht), so zitterte in ihm, als er seinem Sohn den Verlauf der Intervention schilderte, die Erregung dermaßen nach, daß die Buchstaben durcheinandertaumelten.

Ja, Mendele Mändl war furchtbar aufgebracht. Warum? Weil er hinausgeworfen worden war? Die Tätigkeit eines Schnorrers verlangt, ähnlich der eines Boxers, die Fähigkeit des Angehens und die des Einsteckenkönnens. Unter dem Begriff Einsteckenkönnen ist natürlich nicht das Einstecken der Almosen gedacht, nein, Einsteckenkönnen bedeutet beim Schnorren, Beleidigungen und Erniedrigungen einschließlich der Hinauswürfe zu ertragen. Mendele Mändl besaß diese Fähigkeit, in seinem langen Leben hatte er reichlich Gelegenheit, sie zu erwerben und zu erproben.

Daß er heute einen Hinauswurf mehr erlebt hatte, war es also nicht, was ihn in Wut versetzte. Möglicherweise – das läßt sich allerdings nicht aus dem Brief ersehen, und ich gebe diese Vermutung nur als Vermutung wieder –, möglicherweise kränkte er sich, weil er bespuckt und hinausgeworfen worden war als privater Besucher, als Braut-

werber für seinen Sohn, einen Doktor, einen Doktor beider Rechte, einen Doktor in Wien!

Dazu kommt noch ein anderes Motiv. Und für dieses finden sich sowohl in dem Brief als auch im weiteren Verhalten Mendele Mändls einige Anhaltspunkte. Er fühlte sich beleidigt, weil sein Beruf beleidigt worden war, dem er so lange anhing und der es ihm ermöglicht hatte, seinen Sohn studieren und zu einem Doktor, einem Doktor beider Rechte, einem Doktor in Wien werden zu lassen. Es mag übertrieben klingen, aber es ist doch so: Wenn Samek, dieser Parchkopf, ihn einen Gauner, einen Erpresser, einen Wegelagerer, ja wenn er ihn einen *schmierigen* Schnorrer, einen *elenden* Schnorrer genannt hätte, statt ihn immer und immer wieder nur als Schnorrer schlechthin zu bezeichnen, wäre Mendele Mändl bei weitem nicht so wütend gewesen.

Aus diesem Grunde schimpfte Mendele Mändl in seinem Brief auf die Methoden, mit denen Samek sein Geld erworben habe. „Das könnte ich auch", schrieb Mendele Mändl, „das könnte ich auch, einmal in der Woche zur Körndlbörse zu fahren und die Leute zu begaunern! *Ich* könnte auch im Automobil herumfahren", schrieb Mendele Mändl, und damit hatte er recht, „ich könnte auch im Automobil herumfahren, wenn ich eines hätte. Ich habe aber kein Automobil", schrieb Mendele Mändl, „und muß treppauf, treppab zu Fuß laufen, um mir mein Brot zu verdienen", womit er gleichfalls recht hatte, wenngleich ihm ein Automobil gerade treppauf, treppab nichts genützt hätte. „Und da kommt so ein Parchkopf daher", schrieb Mendele Mändl, und damit hatte er unrecht, denn nicht der Parchkopf war daher-, sondern Mendele Mändl war dahingekommen – aber wir wollen die Behauptungen des Briefes und die psychologischen Gründe für des Briefschreibers Erregung nicht analysieren, wir wollen kurz und bündig sagen, was in dem Brief an Konkretem stand.

Das Konkrete war vornehmlich die Verfluchung von Samek, dem Parchkopf, bis ins zweite und dritte Geschlecht. Ihr versteht: Wenn sein Alfons Sameks Tochter heiraten würde, so heirate er nicht nur eine Verfluchte, sondern werde auch verfluchte Kinder zeugen. Nicht genug daran, reizte Mendele Mändl den Sohn zur Zeugung einer sol-

chen, im vorhinein vermaledeiten Nachkommenschaft auf, allerdings zu einer illegitimen, „mach ihr ein Kind und laß sie dann sitzen auf ihrem Riesentoches", also befahl sinnlose Rachsucht dem Sohn.

Noch unwiderruflicher als die Verwünschung dreier Generationen war die Mitteilung, die Mendele Mändl in dem Brief machte. Noch heute werde er zum Advokaten gehen, um die Klage gegen Samek einzubringen, „und wenn ich mein ganzes Gerstl zustecken sollte, so werde ich keine Ruhe geben, bis der Parchkopf ins Kriminal kommt und alle Zeitungen darüber schreiben".

Während Mendele Mändl diesen Brief schnaubte, raste Börsenrat Samek im Auto nach Wien. Ins Zimmer zu seiner Tochter tretend, sagte er: „Packe deine Sachen." Er fragte nichts, und da auch sie nichts fragte, war alles klar.

Vater, Tochter und Koffer fuhren gemeinsam nach Hause. Die Strecke Wien – Großmeseritsch ist hundertneunzig Kilometer lang, hundertneunzig Kilometer lang wurde kein Wort gesprochen.

Arge Wochen folgten, die Mendele Mändl größtenteils beim Rechtsanwalt verbrachte und in denen Ellen Samek zusehends abmagerte. „Zusehends" ist nicht das richtige Wort. „Erschreckend" wäre das richtige Wort. Hatten alle Abmagerungskuren, Diät und Mensendieck ihr nichts geholfen, so ging es jetzt so schnell, daß Börsenrat Samek, der diese Wirkung des Liebeskummers anfänglich nicht ohne geheimes Schmunzeln bemerkt hatte, sehr besorgt wurde.

Der herbeigeholte Arzt zerstreute die Befürchtungen keineswegs, im Gegenteil, er fand die Gewichtsverminderung abnormal und verordnete eine Mastkur. Dieser und dem Spruch zum Trotz, daß die Zeit alles heile, wurde Ellens Zustand immer schlimmer, immer schlimmer, von den 90 Kilo Nettogewicht waren nur 68,3 da (man wog Ellen jetzt aufs Gramm genau).

Was blieb dem Börsenrat Samek, der sein einziges Kind nicht an Auszehrung sterben lassen wollte, anderes übrig, als nach Wien zu fahren, um mit einer großmütigen Geste Ellens Verlobtem das väterliche Einverständnis zu gewähren. Zwar zeigte sich Dr. Alfons Mändl darüber erfreut,

doch war es eine schmerzliche Art von Erfreutheit. Dr. Alfons Mändl erklärte, unmöglich könne er seinen alten Vater, der sich zeitlebens für ihn jeden Heller vom Munde abgespart hatte, vor den Kopf stoßen, unmöglich sich dessen Willen widersetzen. Er fürchte des Vaters Starrköpfigkeit, der sicherlich selbst im Falle einer Heirat von dem Prozeß nicht Abstand nehmen, vor keinem Skandal zurückschrecken werde.

Mit großer Wärme, aber ohne große Hoffnung versprach Mändl junior, nochmals zu seinem Vater zu fahren, ließ aber darüber keine Zweifel aufkommen, daß er ohne dessen Einwilligung nicht zu heiraten wage.

Mendele Mändl blieb unerbittlich und ließ Alfons, seinen Sohn und Doktor beider Rechte, unverrichteterdinge abreisen. Ellen wog 53,4. Börsenrat Samek, der Parchkopf, mußte sich bequemen, Mendele Mändl aufzusuchen. Der legte los, aber Börsenrat Samek hörte des Gemeindeschnorrers Toben mit Himmelsgeduld an.

„Nun gut. Und welches sind Ihre Bedingungen, Herr Mändl?"

„Meine Bedingungen?" rief Mendele Mändl, und ein triumphierendes Funkeln in seinen Augen verriet, wie sehr er seit seinem Hinauswurf diese Frage ersehnt und daß er sich auf ihre Beantwortung vorbereitet hatte. „Meine Bedingungen wollen Sie wissen?"

„Ja."

„Ich hab nur *eine* Bedingung. Wollen Sie sie wissen?"

„Ja."

„Meine Bedingung ist: daß Sie einen Tag lang schnorren gehn, wie ich es machen muß seit vierzig Jahren, von acht Uhr früh bis sechs Uhr abends. Wenn Sie zwischen Großmeseritsch und Goltsch-Jenikau einen Tag lang schnorren werden, von acht Uhr früh bis sechs Uhr abends, kriegt Ihre Tochter meinen Sohn, den Doktor. Sonst nicht, das schwör ich beim Leben von Alfons."

Das war zuviel. Börsenrat Samek, sosehr er sich vorgenommen hatte, auf alles einzugehen, wandte sich brüsk um und ging.

Erst beim Stand von 46,1 Kilo suchte er von neuem Mendele Mändl auf und erklärte: „Ich bin einverstanden."

Am nächsten Tag fand jener Gang statt, nach dessen Sinn ihr gefragt habt, – ihr seid nicht die ersten, die darnach fragen; die Bewohner der Großmeseritscher Bezirkshauptmannschaft ergingen sich über diesen Gang des Börsenrats Samek in Vermutungen, als schon der Weltkrieg wahrlich genug anderen Gesprächsstoff bot. Pünktlich um acht Uhr morgens trat Börsenrat Samek an. Mendele Mändl begleitete ihn, um ihn zu kontrollieren. Er bezeichnete ihm die Häuser, wo Juden wohnten und die nun der neue Schnorrer „machen" sollte.

Wie ein Zuhälter, der darauf aufpaßt, ob seine Geliebte ihrem Geschäft auch wirklich mit Eifer nachgeht, lauerte Mendele Mändl immer an der nächsten Ecke, daß der Parchkopf keines der Häuser auslasse.

Wohl oder übel mußte Börsenrat Samek eintreten. Der Hausherr, devot, entschuldigte sich, daß die Wohnung noch nicht aufgeräumt sei, aber Samek, noch devoter, unterbrach die Entschuldigung mit den Worten, er komme schnorren. Zuerst verstand der Hausherr nicht, lächelte, glaubte an einen Witz, aber der Schnorrer Samek begann – so war er von Mendele Mändl instruiert – in bewegten Lügen sein Leid zu klagen. Pleite sei die Mühle, alles beschlagnahmt, er habe keinen Bissen Brot mehr für sich und, hier hatte Samek Tränen zu vergießen, für seine Tochter. Jede Gabe sei ihm recht, „schenken Sie mir, bitte, ein paar Sechserl, Gott wird es Ihnen lohnen".

Soso? Jetzt ging's los. Anfragen und Anklagen erhoben sich gegen den Börsenrat, daß er hätte in den Boden sinken mögen, wäre das nicht der Vereinbarung zuwidergelaufen.

„Soso? Sind Sie jetzt endlich ein Schnorrer? Hätten Sie mir vielleicht etwas gegeben, wenn ich zu Ihnen gekommen wäre, als Sie noch reich waren? Nicht einmal vorgelassen hätten Sie mich! Sie haben mir die Kultussteuer erhöht, weil meine Frau bei einer Brünner Schneiderin arbeiten läßt. ‚Soll sich Ihre Frau die Toiletten in Großmeseritsch machen lassen', haben Sie gesagt, als ich gegen die Steuererhöhung rekurrierte. Nicht einen Kreuzer gebe ich Ihnen, so wahr ich lebe."

In jedem Haus, das der Adept der Schnorrerei „machte",

bekam er andere Vorwürfe zu hören, nur der Refrain war immer der gleiche: Nicht einen Kreuzer gebe ich Ihnen, so wahr ich lebe. „Jedes Frühjahr borge ich den Bauern Geld für die Feldarbeiten und mache mir Sorgen, ob ich es zurückkriegen werde – aber im Sommer, natürlich nur wenn die Getreidepreise hoch stehen, kommt sich der Herr Börsenrat Samek gegangen mit seinen gebügelten Hosen und gibt dem Bauer Geld, daß er mir den Vorschuß zurückzahlen kann, und kauft die Ernte selber. Nicht einen Kreuzer gebe ich Ihnen, so wahr ich lebe."

Also schworen sie, aber wenn sie diesen Schwur nicht selbst mit einem Griff in die Tasche begleiteten und dem verhaßten Samek ein Geldstück hinwarfen, so gab die Hausfrau das Almosen, um einerseits den Gatten nicht meineidig werden zu lassen, andererseits weil ihr ein verarmter Fabrikant weit mehr des Mitleids wert schien als ein geborener Schnorrer. So wird es auch bei euch gewesen sein und bei euren Nachbarn, als Börsenrat Samek damals in eure Wohnung kam.

Nach und nach stumpfte Samek ab, empfand es nicht mehr so schmerzlich, wenn der Angeschnorrte ihn beschimpfte. Dennoch wurde Samek blaß, als er in Jeslowitz vor Max Pacovsky stand. Max Pacovsky war der Bruder eines früheren Mitinhabers von Bergmann, Neugröschl, Pacovsky & Comp., er war fast dreißig Jahre in der Mühle tätig gewesen, davon zehn Jahre lang, nachdem sein Bruder schon aus der Firma herausgebissen worden und Börsenrat Samek der Alleininhaber war. Eines Tages aber hatte Börsenrat Samek den Max Pacovsky grundlos und fristlos entlassen, um ein Protektionskind an seine Stelle zu setzen.

Max Pacovsky sagte: „Ich verachte Sie, weil Sie ein gemeiner Ausbeuter sind. Ich hätte damals gerne mein letztes Geld geopfert, um Sie zu verklagen, aber ich habe gewußt, daß es einem reichen Mann nichts schadet, wenn man ihn verklagt."

„Jetzt bin ich ein armer Mann, Herr Pacovsky. Schenken Sie mir, bitte, ein paar Sechserl, Gott wird es Ihnen lohnen."

„Ich schenke Ihnen keinen Neukreuzer. Aber ich leihe

Ihnen zehn Kronen zu fünf Prozent. Da haben Sie das Geld, schreiben Sie mir eine Quittung."

„Ich kann mir nichts ausborgen, Herr Pacovsky, ich kann es Ihnen ja nicht zurückgeben. Schenken Sie mir etwas, ich bin ein Schnorrer."

„Sie sind kein Schnorrer. Ein reicher Mann wird kein Schnorrer in dieser Welt, die Gauner lassen einander nicht fallen, und die Gauner haben das Geld. Erst wenn man einmal *allen* Gaunern das Geld weggenommen haben wird, dann werden Sie ein Schnorrer sein."

Unter anderen Umständen hätte Börsenrat Samek dem Max Pacovsky diese umstürzlerischen Reden schön eingesalzen, als Schnorrer aber durfte er nichts erwidern, als Schnorrer durfte er nur das Geld nehmen und die Quittung unterschreiben, und schon das war eigentlich mehr, als er als Schnorrer tun durfte.

Wenn ein Dorf „gemacht" war, traf Börsenrat Samek an der Peripherie Mendele Mändl, und der zog mit ihm zum nächsten. Ihn interessierte, wieviel Samek in dem und jenem Haus bekommen habe, und wiederholt schüttelte er anerkennend den Kopf.

„Mehr als *ich* dort verdiene."

„Wieviel pflegen Sie denn zu kriegen auf der Strecke, die wir jetzt gemacht haben, Herr Mändl?"

„In Brennporitschen verdien ich ungefähr drei Kronen, in Budwitz vierfünfzig, in Baritsch zwei, in Tscheboschitz auch zwei, das macht so neun bis zehn Kronen. Und wieviel haben Sie?"

Börsenrat Samek machte Bilanz: Er hatte vierundzwanzig Kronen und siebzig Heller eingenommen, davon waren allerdings zehn Kronen nur geliehen, das Geld von Max Pacovsky.

Sie gingen weiter. Schlechte Wege führen zwischen den mährischen Dörfern, insbesondere im Bereich der Großmeseritscher Bezirkshauptmannschaft. Samek mußte oft ausruhen, und Mendele Mändl wartete willfährig. „Im Automobil fährt sich's besser, was?" spottete er nur.

Der Vormittag verging, der heiße Mittag, die ersten Nachmittagsstunden, das Dorf Libschitz hatten sie hinter sich, siebenundzwanzig Kronen, dreißig Heller, beschämend

erworbenes Geld klimperte in Börsenrat Sameks Tasche, aber Goltsch-Jenikau liegt nahe, in einer Stunde wird es sechs Uhr sein, und dann ist die Prüfung vorbei.

Sie gehen den Hügel von Libschitz hinauf gegen Goltsch-Jenikau, es ist doch weiter, als man gedacht hat, der Weg ist steiler, als man gedacht hat, die Beine sind müde geworden.

Endlich sehen Samek und Mändl Goltsch-Jenikau zu ihren Füßen, eine Stadt, wo wohlhabende und wohltätige Juden wohnen, die Kirchturmuhr schlägt halb sechs, im Abendwind bewegt sich das Kornfeld und riecht nach weißem geflochtenem Samstagsbrot.

Mendele Mändl bleibt stehen, schöpft tief Atem. „Mechutn", sagt er, und „Mechutn" ist die Anrede eines Vaters an den Schwiegervater seines Kindes. „Mechutn", sagt er und streckt seine Rechte dem Mann entgegen, der ihn gedemütigt hatte und den nun er gedemütigt hat. Mit Rührung in der Stimme fügt er hinzu: „Wir gehen jetzt nach Haus, und unsere Kinder sollen heiraten und glücklich sein."

Börsenrat Samek ergreift die dargebotene Hand und schüttelt sie. Dann zieht er die Uhr aus der Tasche, überlegt ein Weilchen und schlägt vor: „Goltsch-Jenikau könnten wir wirklich noch machen."

DER KABBALISTISCHE ERZSCHELM

Es ist beileibe nicht bewiesen, daß er den um fünfzehn Jahre jüngeren Sabbatai Zewi ausdrücklich als Messias anerkannt, direkt zur Sekte der Sabbatianer gehört hat. Nehemia Chija Chajon war Abenteurer, Narr oder Schwindler auf eigene Faust.

Um 1650 ist er in Sarajevo geboren, aber er lügt bald den Ort seiner Geburt um, behauptet ein Safetianer zu sein oder Obergaliläer, auf der Wallfahrt seiner Eltern ins Heilige Land zur Welt gekommen. Neunzehnjährig taucht er wieder in Bosna-Serai auf, heiratet angeblich; gewiß ist, daß er an einem Sabbat die Sklavin eines gewissen Molina entführt.

In Valona nimmt man ihn einige Jahre später aus einer uns unbekannten Ursache fest, ahnungslos ernennt man ihn in Ueskün zum Rabbiner; bald seines Amtes entsetzt, verschwindet er aus Albanien, keineswegs jedoch vom Balkan; abermals erscheint er in seiner Geburtsstadt, dann in Belgrad, in Adrianopel, auch in Livorno und Saloniki, und geht am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in die palästinensischen Städte. Als Bettler, Hauslehrer, Prediger, Kaufmann, Frömmler, Schwindler, Zauberer.

In Smyrna beginnt er 1708, an Hand eines sich sehr gelehrt gebenden Manuskripts, seine Tätigkeit als religiöser Propagator; der Smyrnaer Rabbi entlarvt ihn als Ketzer, und das Rabbinat von Jerusalem, wohin sich Chajon wendet, tut ihn in strengen Bann. Er wandert nun nach Ägypten und nach Italien, hat wenig Erfolg, obwohl die Venezianer Rabbinatsbehörde aus Schlamperei und mehr noch aus Angst, sich als Nichtversteherin der kabbalistischen Mystagogie bloßzustellen, seiner Broschüre „Raza di Jehuda" ihr Placet erteilt; diese Schrift aber lehrt eine Trinität (vom heiligen Uralten, vom heiligen König und der Dame Schechina) und läuft dem Geist des Judentums polar zuwider; der Autor hat es mit spielerischem Zynismus ge-

wagt, den Anfang des zotigen Gassenhauers „la bella Margherita" in seine neue Lehre zu verflechten. Aus Venedig, Rom und Ancona muß er flüchten und aus Livorno, wo ihn Joseph Ergas, selbst ein Kabbalist, entlarvt.

Also nirgends hat er sich behaupten können, am Balkan wurde er auf unlauteren Wegen ertappt und verfolgt, in Afrika hat man ihn gefühlsmäßig durchschaut, in Kleinasien verstandesmäßig überwiesen, aus Italien vertrieben. Wo kann der wanderlustige Abenteurer noch sein Glück versuchen? In Prag.

Prags Juden sind seltsam. Hier mischt sich Wissen mit Mystik, in keiner so weit nach Westen vorgeschobenen Gemeinde prägt sich die Identität von Glauben und Aberglauben deutlicher aus. Hier ist David Oppenheim Oberrabbiner, in den Dunstkreis der Kabbala eingesponnen und bibliophilen Neigungen hingegeben (seine Bibliothek ist heute der Kern der „Bodleyana" in Oxford), und der Kabbalismus seines Sohnes Josef Oppenheim ist noch weniger kritisch. Auch Naphtali Kohen hat in Prag ein Refugium gefunden, betreibt die Beschwörungskabbalistik, und in seiner Rabbinatswohnung hängt als Talisman gegen Feuersgefahr ein mit Kritzeleien gefüllter Hirschkopf.

Es treffen sich sonderbare Schwärmer aus böhmischen Provinzstädten und aus Mähren, wo Landeshauptmann Graf Dietrichstein Kundmachungen gegen die Ausschreitungen des Sabbatianismus vergeblich erlassen hat und die messianische Narretei noch immer epidemisch ist. Sehr gelehrt und geehrt ist in Prag der junge Jonathan Eibeschütz, der später durch krypto-sabbatianischen Hokuspokus die Judenheit der Welt in Aufregung versetzen wird. Löbele Proßnitz hat den Namen Gottes in Rauschgold auf die Brust geklebt und mit phosphoreszierender Substanz beschmiert; in dunklen Konventikeln entblößt er den Busen, und wie früher die mährischen Landjuden staunen jetzt die Prager das leuchtende Wunder an. Mose Gerson Kohen aus Mitau taucht auch in Prag auf, studiert bei Eibeschütz den Talmud, wird sich bald taufen lassen, in Helmstädt den Namen Karl Anton annehmen und nun vom christlichen Standpunkt aus die Schwindelamulette gutheißen, die sein ehemaliger Lehrer Eibeschütz gegen Kindbettfieber ausgestellt hat.

Nicht weniger als einundsechzig Jahre alt ist der ewig wandernde, ewig vertriebene und ewig zu neuer Aventiure aufgelegte Nehemia Chija Chajon, da er – Oktober 1711 – in Prag eintrifft, diesem Hexenkessel des religiösen Okkultismus und der Schmockerei. Nur wenige Tage will er sich aufhalten, möglichst rasch die Rückreise nach Palästina antreten.

Aber er bleibt mehr als ein halbes Jahr. Warum auch nicht? Wird er doch im Haus des Oberrabbis aufgenommen, und da der Vater meist auf Reisen ist, überhäuft dessen enthusiasmierter Sohn Josef Oppenheim den „palästinensischen Sendboten" mit Huldigungen und Aufmerksamkeiten. Und für den geistigen Kredit sorgt Naphtali Kohen: Er gibt den sophistischen, gegen den Sinn des Judentums verstoßenden Predigten, deren Niederschrift Chajon innerhalb dreier Prager Monate vollendet hat, eine Empfehlung.

Auch David Oppenheim stellt am 9. Februar 1712 dem Buch seine Approbation aus, obwohl er das dicke Manuskript hebräischer Kursivschrift und mystischen Dunkels noch weniger studiert hat als Naphtali, der schon am 4. November 1711 dem Neuankömmling für ein anderes, viel ketzerischeres Buch, den „Eser Lelohis", ein panegyrisches Vorwort geschrieben hat. (Selbst hohe Autoritäten fühlen sich geehrt, wenn sie gedruckt auf der ersten Seite eines Buches figurieren; und eine Approbation ist – ebenso wie eine zustimmende Kritik – viel bequemer als eine Ablehnung, die man erst genau begründen muß und die nur Feindschaft einträgt.) Im gegebenen Fall ist Naphtali Kohen nicht bloß geschmeichelt, sondern auch von der außergewöhnlich vitalen Persönlichkeit und dem schlagfertigen Sarkasmus dieses Cagliostro geblendet.

Wie alle Welt in Prag. Chajons Predigten erfreuen sich strömenden Zulaufs von weit her, besonders die Jugend schwärmt für den witzigen Rhetor und seine okkulten Metaphern; zwischen den Zeilen seiner Reden deutet er Blasphemien von jener Art an, wie sie von der Witwe Sabbatai Zewis, von dessen angeblichem Sohn Jakob Querido-Zewi und ihrem Kreis zu Saloniki verbreitet werden: Die Sündhaftigkeit der Welt könne nur durch ein Übermaß von Sünde überwältigt werden.

Durch einen aus Venedig mitgebrachten Famulus läßt Chajon seinen Prager Getreuen unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählen, er könne die Gottheit zwingen, sich ihm zu offenbaren, er verkehre mit dem Propheten Elias und mit der Schechina, dem weiblichen Mitglied der von ihm behaupteten Dreieinigkeit, er habe die Macht, Tote zu erwecken und neue Welten zu schaffen. Es finden sich viele, die vieles davon glauben, so daß Chajon offen auftreten, für hohe Honorare Amulette verfassen und in fröhlicher Gemeinschaft L'homber spielen kann.

Viele Monate weilt er bereits in Prag, bevor Naphtali Kohen auf seine Schliche kommt, aber Nehemia Chija Chajon denkt gar nicht daran, die einmal erlangte Approbation seiner Bücher gutwillig herauszugeben, und auf die Vorwürfe wegen des Verkaufs von Amuletten und wegen seiner Gotteslästerungen hat er nur Dreh und Prahlerei zur Antwort. Er kann die Protektion des Rabbi Naphtali schon entbehren, er hat Anhang genug.

Retabliert und akkreditiert verläßt er im Frühjahr 1712 Prag, fährt nach Wien, Nikolsburg, Proßnitz und über Schlesien nach Berlin. Hier läßt er seine Bücher mit den in Prag erschlichenen Empfehlungen drucken und siedelt sich in Amsterdam an, um Kampf und Ausschreitungen zwischen der portugiesischen und der deutschen Gemeinde zu entfesseln; der deutsche Rabbi Zewi Aschkenasi, genannt Chacham Zewi, und der jerusalemitische Talmudist Mose Chages haben gegen die Schriften Chajons, der inzwischen von der portugiesischen Gemeinde ehrenvoll aufgenommen wurde, den Bannstrahl geschleudert. Das portugiesische Rabbinat vermutet hinter diesem Urteil Konkurrenzneid, Gehässigkeit und Einmischung, spricht Chajon von den Beschuldigungen frei, überhäuft ihn provokativ mit Huldigungen, entzieht dem Mose Chages und seiner Familie alle Subsistenz, verbannt und verjagt ihn und hetzt gegen Rabbi Chacham Zewi, und der muß gleichfalls von dannen.

In diesem, die Judenheit dreier Weltteile aufwühlenden Fraktionskampf machen sich die Beziehungen, die sich Chajon in Böhmen und Mähren erworben, stark geltend. Aber nicht zu seinen Gunsten. Zeitlich und räumlich hat man nun Distanz zu ihm gewonnen, die unmittelbare Wir-

kung seiner gewiß suggestiven Persönlichkeit macht kritischer Erinnerung Platz, und man erkennt in Prag, mit wem man es zu tun gehabt. Aus Nikolsburg trifft der Bann gegen ihn ein. Naphtali Kohen legt in einem Sendschreiben dar, daß er seine Approbation längst bedauert habe, schildert die Schliche Chajons, seine Niederträchtigkeiten und Blasphemien. Auch David Oppenheim, der Oberrabbi Prags, erklärt, er mißbillige Chajons Ketzerei. 1714 reist Chajon aus Amsterdam ab und treibt sich jahrelang im Morgenland umher.

Während der Zeit seiner Abwesenheit setzt in Podolien eine große sabbatianische Agitation ein, die hauptsächlich nach Böhmen und Mähren Kuriere sendet, um neue Anhänger für ihren messianischen Glauben zu werben und mit den alten Anhängern in Fühlung zu treten. Ein solcher ist Löbele Proßnitz, der noch immer den phosphoreszierenden Gottesnamen auf seiner inzwischen gealterten Brust trägt, und ein solcher soll auch Rabbi Jonathan Eibeschütz in Prag sein. Als aber der Plan der großen sabbatianischen Restauration verraten wird und sich das bibeltreue Judentum vehement zur Abwehr rüstet, spricht Jonathan Eibeschütz im Verein mit anderen Rabbinern und Tempelvorstehern am 16. September 1725, dem Vorabend des Versöhnungstages, in der Synagoge den Bann über die Sabbatianer aus.

Das ist wahrlich eine sehr schlechte Zeit für Nehemia Chija Chajon, der eben – er ist schon mehr als fünfundsiebzig Jahre alt – zu Schiff wieder nach Europa gekommen ist, sein Glück von neuem zu versuchen. Es scheint, daß dieser ungebrochen tatkräftige und noch immer lebenslustige Greis den Plan hegt, Haupt der Sabbatianersekte zu werden. Um vor Verfolgungen sicher zu sein, geht er zuerst nach Wien, erlangt mit Hilfe christlicher Beziehungen Zutritt zur Kaiserburg und deutet an, daß er durch seine Lehre von der Dreieinigkeit die Juden zum Christentum bekehren wolle; manchmal gibt er sich als Mohammedaner aus. Es gelingt ihm, einen Schutzbrief vom Hof Karls VI. zu erlangen, und in vierfacher Maske durchstreift nun dieser leibhaftige Ahasver Europa: als Türke, als Proselytenmacher für den Katholizismus, als sabbatianischer Thronprätendent und als rechtgläubiger Rabbi. Eine Geliebte mit

sich führend, erscheint er in Mähren und sucht Anhang. Erfolglos.

Die Prager, die ihn einst so gefeiert, verweigern ihm den Eingang ins Ghetto. Bloß die Gattin des Jonathan Eibeschütz und dessen Schwiegermutter bringen ihm Speisen auf die Straße, um ihn vor dem Verhungern zu schützen. Chajon läßt Eibeschütz bitten, seine Aussöhnung mit der Judenheit in die Wege zu leiten, aber er erhält nichts als den Rat, sein Wanderleben einzustellen.

Weiter zieht der jüdische Bosniak, bettelnd und hungernd schleppt er sich nach Hannover, wo man seine Papiere konfisziert, nach Berlin, wo er mit seiner Taufe droht, nach Amsterdam, wo man ihn ächtet und verbannt, nach Altona, wo der von ihm und seinen Amsterdamer Anhängern einst bis aufs Blut verfolgte Mose Chages als Rabbi lebt. Schließlich kehrt er in den Orient zurück. Irgendwo in Nordafrika stirbt er, nach sechsundsiebzig Jahren eines Lebens, das unruhvoller und unruhstiftender war als je ein anderes.

Sein Sohn, getauft, tritt später in Rom als sein Rächer auf, beschuldigt das Judentum der Christenfeindschaft und zieht Juden und Judenbücher vor die Inquisition – hüben wie drüben gibt die Religion einem Schelm Gelegenheit zum Ausleben seiner Gelüste.

DER TOTE HUND
UND DER LEBENDE JUDE

Steif, von braun-runzliger Haut umhüllt, streckte sich den Knien der kleinen Kamilla ein menschlicher Nacken entgegen. Da sie plötzlich erschrak und ihr Kleid hinunterschob, sah ich diesen fremden Körper und habe ihn nie vergessen. Es ist lange her, seit diese Begegnung die ersten Regungen meiner Pubertät erschreckte. Das Jahrhundert hatte kaum begonnen. Die kleine Kamilla war fünfzehn Jahre alt, zwei oder drei Monate jünger als ich. Im Stadtpark, wo wir uns nach der Rückkehr aus der Sommerfrische zunächst unverabredet und dennoch nicht zufällig getroffen hatten, konnte man nicht küssen oder nur schwer, und im Paradiesgarten gab es zwar keine Mütter, Mitschülerinnen oder andere Bekannten, aber doch Erwachsene genug, die ein Liebespaar derart kleinen Formats impertinent belächelten.

Damals fanden wir uns den Judenfriedhof. Die Menschen hier belächelten und beklatschten schon lange niemanden mehr, sie waren tot, selbst die Würmer, die sich einst von ihnen genährt hatten, waren längst in Atome zerstäubt.

Äste, überhängend und verfitzt, geneigte Steine, Grabhügel und gemeißelte Sarkophage schlossen sich zu schützenden Verstecken zusammen. Im westlichen Teil, dem unwegsamsten, wirrsten der Totenstadt, stand eine Steinbank, auf der es sich besser sitzen ließ als auf der feuchten Friedhofserde oder den kalten Grabplatten. Dort haben die kleine Kamilla und ich das Gelöbnis der ewigen Treue mit primitivem Petschaft, den Küssen von Halbwüchsigen, besiegelt. „Laß mich fühlen, wie dein Herz klopft", habe ich gesagt, weil diese Phrase in einem Roman vor einer Zeile vielsagender Gedankenstriche stand. Die Gedankenstriche in jenem Buche haben sicherlich entscheidendere Vorgänge angedeutet, aber anders als durch Gedankenstriche ließe

sich auch das schwerlich erzählen, was zur Zeit unserer Pubertät auf der versteckten Bank geschah.

Uns störten die Hände nicht, die die Grabsteine der Hohepriester entsetzt-abwehrend von sich streckten. Uns redeten die Steine nicht, nicht das Gebein darunter und nicht die Gottheit, die mit unverständlichen Zeichen beschworen war. Wir waren allein.

An jenem Tage mit der kleinen Kamilla war draußen Regen gewesen, und auf dem Friedhof war er noch. Er klammerte sich ans Gestrüpp und an die Dolden, bevor er den letzten Rest seines Sturzes tat, wenn ein Windhauch ihn anstieß, und vor den silbern schimmernden Grabsteinen starb er in die Erde. Pfützen verlegten unseren Weg, die Bank war naß, ich opferte mein Taschentuch, um sie zu trocknen, und meinen Paletot, damit Kamilla sich darauf setze.

Ein Baumstrunk, kaum zwei bis drei Schritte vor uns, blieb unbeachtet, wir begannen mit den Küssen, mit meiner Untersuchung ihrer Herztätigkeit, und meine Hand schob ihren kurzen Mädchenrock über das Knie und streichelte die Haut, als Kamilla zusammenfuhr und ihren Rock hinabzerrte, mit entsetzten Augen, deren Richtung die meinen folgten. Da sah ich den Nacken, diesen unflätigen Nakken mit der gebräunten, runzligen Haut, gerichtet auf Kamillas Knie. Der Baumstrunk war kein Baumstrunk, er war ein Mensch. Vor einem schwarzsteinernen Sarkophag, auf dessen Flächen das seichte Relief der Quadratschrift feucht schimmerte gleich flüssigem Zinn, stand er und betete. Jetzt hörte ich auch die fast lautlos gemurmelte Litanei; er unterbrach sein Gebet nicht, während er mit gerecktem Hals die jugendliche Frivolität eines Liebespaars belauerte, während sein Blick die Waden Kamillas abwärts strich und sich dann wieder emporriß. Kamilla sprang auf, ich hielt sie nieder, fortzulaufen kam mir dumm vor. Ich redete zu ihr, forciert und Belangloses, und schielte auf den Mann.

Sein weißes Haar, kleingelockt wie Wolle, stand unter dem schäbigen, flachen Velourhut ab. Kaum ein Drittel seines Gesichts war mir sichtbar, die gierige Pupille, die Wölbung eines Tränensacks, die Spitze der vorspringenden Nase und der zerzauste, ungestutzte Rand des grauen



Spitzbarts auf gegerbter Wange. Wie aus Büffelleder war die Hand, die in den Rhythmen des Gebets schaukelte. Der Mann war ein Greis, aber sein Körper war nicht der eines Greises. Eine schwarze Tuchhose lag prall an seinen Schenkeln und glänzte tranig, unten steckte sie in hohen Stiefeln. Vom Rist bis zum Schritt schienen die Beine, sehnige, junge Beine, gleich breit, erst in der Höhe der Beckenknochen verjüngten sie sich unnatürlich, die Hüfte war schmal. Der Mann trug weder Kaftan noch Mantel, sein schwarzer Rock war ihm zu groß, selbst der Regen hatte ihn nicht an den Leib zu pressen vermocht; die Breite der Schultern gab dem Oberkörper die Form eines Dreiecks. In der linken Hand des Alten, die ich nicht sah, baumelte ein Ledersack. Kamilla und ich wollten warten, bis er gegangen war. Aber er betete vertieft. So gingen wir. Erst nach etwa zwanzig Schritten wagten wir, hinter einem Stein verborgen, uns nach ihm umzusehen: Er war wieder Baumstamm, der braune dürre Ast stand hart in der Richtung auf uns. Ich sah sein Gesicht. Die Lippen bewegten sich im Gebet.

Sooft nachher Kamilla und ich uns irgendwo im Freien niederließen, bat sie mit gespielter Scherzhaftigkeit: „Schau nach, ob der Baum dort wirklich ein Baum ist."

Die Liebschaft ging vorbei und die Jahre, ich war doppelt so alt geworden, als ich an die Begegnung mit dem Alten erinnert wurde. Man schrieb Ende 1914, und das k. u. k. Infanterie-Regiment Nr. 11 lag in Ofutak bei Neusatz im Winterquartier. Von den Serben geschlagen und über die Donau zurückgejagt, sollten wir hier zu frischen Taten aufgepäppelt, neu ausgerüstet und diszipliniert werden. Allabendlich, ehe der diensthabende Offizier seinen Rundgang durch die Stadt machte, um Soldaten zu erwischen, die sich nach dem Zapfenstreich noch umhertrieben, nahm er einige Mann von der Bereitschaftswache zu seiner Bedeckung mit; einmal gehörte auch ich zur Patrouille.

Draußen, wo sich der Umriß der Ortschaft verlor, stand das „Kuppeleihaz". Der Offizier stellte von außen fest, welche Zimmer beleuchtet waren, denn in dem Augenblick, da eine Inspektion das Haus betritt, verlöschen immer alle Lichter, das weiß jeder, der nicht zum erstenmal Dienst

macht. Diesmal war nur das rechte Eckzimmer hell, der Inspektionsoffizier trat mit uns ein, hörte nicht auf die Eide der Madame, daß kein Soldat im Hause sei, er klopfte an die Tür des rechten Eckzimmers. „Aufmachen! Inspektion!" Ein nacktes Mädchen schloß ungeniert auf, ihr Gast war ein Zivilist, ein steinalter Jude, den wir gestört hatten. Der Offizier schaute sich im Zimmer um, als suche er doch noch einen versteckten Soldaten.

„Wie schmierig das Bett ist", sagte er, um etwas zu sagen.

„Ich habe auch nicht darin gelegen", verwahrte sich der Alte, an den der Satz nicht gerichtet war.

„Was machen Sie hier?" herrschte ihn der Offizier an, besann sich aber, daß diese Frage ziemlich überflüssig sei, und fügte hinzu: „Sind Sie aus Ofutak?"

„Ich bin ein Hausierer, ich komm schon viele Jahre her ... mich kennt jeder Mensch in Ofutak, ich ..."

„Also schauen Sie, daß Sie nach Hause kommen", schnitt der Offizier in seine Rede, „es ist Ausnahmezustand, nach zehn Uhr abends müssen alle Leute zu Hause sein, eigentlich sollte ich Sie verhaften."

„Kann ich nicht noch einen Moment bleiben", bat der Greis.

Der Offizier lachte. „Sie haben doch gesagt, daß Sie sich nicht in das schmierige Bett legen."

„Kérem szépen, der da legt sich nie in Bett, wann er mit Madel beisamm' ist", bemerkte die Madame, die scheu an der hinter uns offengebliebenen Zimmertür lauerte. Wir setzten den Dienstgang fort.

Den ganzen Abend lang dachte ich nach, an wen mich der Alte erinnere, diese braungegerbte Gesichtshaut, Kopf, Wange und Kinn beklebt mit weißem Negerhaar, dieser Körperbau von der Form einer Sanduhr, die starken sehnigen Beine in unternehmungslustigen Reiterstiefeln.

Erst am Morgen kam mir der Gedanke, der gestrige Bordellgast sei mit dem Baumstrunk des Ghettofriedhofs aus meiner Pubertätszeit identisch. Unsinn! Was hätte ein südungarischer Dorfhausierer in Prag zu suchen gehabt, und wie könnte ich ihn wiedererkennen nach so vielen Jahren? Kamilla ist längst verheiratet und Mutter, und der

Mann, der uns belauscht hatte, war schon damals ein Greis gewesen; nein, die Identität des betenden Friedhofsgastes mit dem geilen Bordellbesucher konnte nicht stimmen. Aber ich erinnerte mich des gesteiften Nackens, Stativ eines Blicks, der damals Kamillas Kleidchen emporzureißen schien. War nicht die gleiche Gier in dem Greis von heute nacht? Unmittelbar nach fatalem Interruptus, unmittelbar nachdem er der Gefahr, verhaftet zu werden, entgangen war, bat er um die Bewilligung, sein Schäferstündchen zu vollenden.

Wäre ich in Ofutak dem Alten auf der Straße begegnet, hätte ich ihn angesprochen, aber es mußten wieder zehn Jahre vergehen, ehe ich ihn auf dem Prager Judenfriedhof wiedersah. Im ersten Augenblick glaubte ich an eine Halluzination. Er stand da und betete da, wo Kamilla und ich ihn vor einem Menschenalter stehen und beten gesehen. Ganz scharf schaute ich hin: Kein Zweifel, es war der Hausierer von Ofutak.

Ich ging wie zufällig an ihm vorbei und redete ihn an. „Ich wollte Sie nur aufmerksam machen, daß der Friedhof gleich gesperrt wird." – „Ich werde schon hinauskommen, die Tür in den Hausflur bleibt offen." Dennoch beendete er sein Gebet, wählte aus dem Sack, den er in der Hand trug, sorgsam ein Steinchen und legte es auf das dreihundertjährige Grab. „Ein Stein aus Jerusalem", sagte er, mich musternd. „Das ist das Grab von Medigo del Kandia, nicht wahr?" – „Wieso wissen Sie das? Sind Sie von der Chewra?"

Nein, ich sei nicht von der Beerdigungsbrüderschaft.

„Woher wissen Sie also, wessen Grab das ist?" – „Ich interessiere mich für den Friedhof." Da ich merkte, daß er mich wieder mit einer Frage nach meiner Zugehörigkeit zu irgendeiner religiösen Institution unterbrechen wollte, fügte ich hinzu: „Nur ganz privat."

„Sind Sie ein Doktor?" Es schien mir einfacher, bejahend zu nicken, als meinen Beruf anzugeben, der ihn möglicherweise zu Mißtrauen oder Zurückhaltung veranlassen könnte.

„Was wissen Sie von Medigo del Kandia?" Er fragte nicht wie einer, der prüfen will, sondern als wundere er sich, daß ein Fremder über seine Privatangelegenheiten

unterrichtet sei: Wie kommst du dazu, meinen Toten zu kennen?

Das Grabmal sei doch eine Sehenswürdigkeit, sagte ich, und der Kretenser Medigo aus Büchern bekannt, „er war, glaube ich, Weltreisender, Mathematiker und Astronom, Schüler Galileo Galileis, ein Arzt und frommer Mann".

„So? Sagen das die Bücher?" Er schien erstaunt.

„Ja. Steht das nicht auch hier auf dem Grabstein?" – „Auf Grabsteinen stehen lauter Lügen." – „Also war Medigo kein Gelehrter? Nicht weitgereist?" – „Ob er gelehrt war! Ob er herumgekommen ist in der Welt! Vielleicht mehr als ich ..." – „Und seine Frömmigkeit?" – „Er war frommer als alle, die hier liegen. Die wahre Frömmigkeit hat er gehabt, Rabbenu Jossef Schloime ben Eliahu." – „Warum wundern Sie sich dann, daß das auch in Büchern steht?" – „Ja, nachher schreiben sie es in die Bücher. Wenn einer tot ist, dann lassen sie ihn leben." – „Wer?" – „Wer? Die Menschen! Solang man lebt, wird man gehetzt von einem Ort zum andern, unstet und flüchtig, und erst wenn einer tot ist, läßt man ihn leben. Nur *ein* Glück, glauben Sie mir das, junger Mann, nur *ein* Glück gibt es auf dieser Welt: zu sterben. Dann hat man seine Ruhe und seinen Frieden, bekommt einen Grabstein, und darauf schreiben sie, wie man war, trotzdem sie einen gerade deshalb angefeindet haben, weil man so war." – „Aber Sie haben doch vorhin gesagt, Herr ..., Herr ..." – „Mein Name tut nichts zur Sache. Was habe ich vorhin gesagt?"

Er erwartete ruhig meinen Einwand, wie jemand, der sicher ist, sich in keinen Widerspruch verwickeln oder sich herausreden zu können, auch wenn er etwas Falsches gesagt hätte. Seine Art war nicht die eines Hausierers, Sprache und Wortschatz ließen auf einen gebildeten Rheinländer schließen, nur manchmal klang der Tonfall orientalisch, so als er die Segnung des Todes pries.

„Sie sagten doch vorhin, daß die Inschriften auf den Steinen lügen?" – „Ja, sie lügen! Mit steinernen Zungen lügen die Gräber. Lesen Sie, was hier über Jossef Schloime del Medigo steht!"

Er fuhr mit dem Finger über das längst plattgedrückte Relief der bemoosten Runen und übersetzte in unlogisch

abgeteilten Wortgruppen, aber fließend den Panegyrikus auf den Toten: „... *und es ist gegangen ein Wehklagen, ein großes, durch ganz Israel* ..."

Wie ein schlankes Haus, das einst frei stand und nun verschüttet ist bis zu den Giebeln und dem spitz zulaufenden Dach, war das Grab. Als der Alte sich über das Haus beugte, wirkte er groß, riesengroß. Seine Hand las weiter in der gemeißelten Trauerode. „... *alle Gottesfürchtigen verehrten ihn* ..."

Unwillig wandte er sich von der Platte. „Wer hat ihn verehrt? Die da, die sich's selbst in Stein kratzen, daß sie Gottesfürchtige sind? Vertrieben haben sie ihn aus Wilna, aus Grodek, aus Hamburg, aus Amsterdam, die Karäer haben ihn angefeindet, weil er die Kabbala verteidigt hat, die rabbinischen Juden haben ihn angefeindet, weil er den Sohar beschimpft haben soll, in Amsterdam haben sie ihm das Leben verbittert, in Frankfurt haben sie ihn wie einen Sträfling gehalten, überall hat er Not gelitten und Verfolgung – und nachher schreiben sie in den Stein, *es ist gegangen ein Wehklagen durch ganz Israel, alle Gottesfürchtigen verehrten ihn* ... und was da alles steht."

„Vielleicht hat man ihn in Prag anders aufgenommen?" – „In Prag? Weggejagt haben sie ihn von hier, einen sechzigjährigen Menschen, vier Jahre vor seinem Tod. Zu Fuß hat er fortmüssen aus dieser schwerreichen Gemeinde, eine Blase hat er auf der rechten Ferse gehabt, so groß ..." – der Alte zeigte, Daumen und Zeigefinger rundend, das Ausmaß der Fußblase Medigos –, „... und seine Sandalen waren zerrissen. Zum Glück hat er bei Eger einen jüdischen Schuster getroffen, der hat ihm ..."

Was wollte der Alte mit dem Schuster? Wollte er sich für den Mann ausgeben, der vor Jahrhunderten die Schuhe eines Wanderers besohlt hat?

Er merkte mein Mißtrauen und fiel sich selbst ins Wort: „... irgendein Schuster aus der Umgebung von Eger vielleicht, ein junger Mensch, viel kleiner als ich, der hat ihm die Sohlen geflickt und die Bänder ..."

„Aber Medigo ist doch in Prag gestorben, und man hat ihm dieses schöne Grabmal gesetzt."

„Er hat dann nochmals nach Prag müssen und ist hier ge-

storben. Da haben sie ihm, auf Ehre, ein schönes Grabmal gemacht. Warum? Weil er berühmt war, Rabbenu Jossef Schloime ben Eliahu, und weil sie sich groß machen wollten, die Prager, was für bedeutende Leute bei ihnen beerdigt liegen. Die Fremdenführer können jetzt den Besuchern erzählen, wie geachtet und wie fromm und wie groß alle die Toten waren, die da liegen. Und in den Büchern steht auch solches Zeug."

Der Alte sprang zur Vorderplatte des Grabmals, neigte sich wieder über das Dach, Hände und Augen suchten in dem Zement, mit dem der First renoviert war. „... *Rabbiner von Hamburg ... und in der Umgebung von Amsterdam ... hafilosof elchi abir harofim – ein Philosoph des Göttlichen unter allen Weisen –, der stärkste unter den Ärzten, ein Astronom und Astrolog ... sein Hauptwerk Taalimos lechochmo, die Geheimnisse der Weisheit ...*" Er wollte weiterlesen.

„Ist das alles nicht wahr?"

Des Alten Augenbrauen runzelten sich, er zischte: „Eine Wahrheit, die in einem Wust von Lügen steckt, ist tausendmal ärger als eine Lüge! Das ist ein Stück Fleisch in einer Falle. Das ist ein zerrissener Stiefel mit Schusterpech verklebt, statt geflickt. Das ist ein Buch, das einen Spruch Salomonis enthält und sonst Heuchelei predigt. Ich trete in keinen Sumpf, auch wenn sich darin die Sonne spiegelt. Ich will keine Wahrheit an einem Ort, wo lauter Lüge ist."

Er lief zu einem Grab, dessen Stein schwarz und schräg dastand, moosüberwachsen und von Buchstaben durchfurcht. „Da haben Sie eine andere Lebensbeschreibung, *und sie tat Gutes allen Armen ..., und niemals fehlte sie bei der Morgenandacht ...* Aber es steht nicht da, was die fromme Frummet gemacht hat, als sie noch jung war und ihr Vater Hausjud beim Grafen Collalto. Ein lustiger Herr, der Graf Collalto, und ohne Vorurteile, nicht viele Ghettomädchen konnten sich rühmen, ein Maskenfest im Palais Collalto mitgemacht zu haben, nicht wahr, Frummetele? Und dann hast du den Jakob Budiner geheiratet, er hat sein Glück gemacht, der miese Jakob Budiner, so eine schöne Frau zu kriegen, und gleich darauf ist er Hausjud beim Grafen Col-

lalto geworden und später beim Baron Popel. Der war auch ein fescher Kavalier, nicht wahr, Frummetele, und hat viele Wechsel unterschrieben, und dann hast du...", er beugte sich über den Grabstein, *„einen Vorhang gekauft für die Synagoge, aus dunkler, grüner Seide mit silbernen Schellen und goldgestickten Buchstaben und geschmückt mit vielen Edelsteinen."*

Schon sprang er zu einer anderen Gruft. *„Hersch Leibniz. Seine Gelehrsamkeit war groß, und die hohen Herren hörten auf sein Wort.* Und wie sie hörten auf sein Wort! Sie hörten so sehr darauf, daß der Kaiser Ferdinand befahl, Rabbi Jontow Lippmann Heller soll in Ketten nach Wien gebracht werden, als ein Sünder gegen des Kaisers Majestät. Hersch Leibniz hatte ihn nämlich denunziert."

Keine Pose war mehr an dem Alten, er war jetzt nur mehr Haß gegen alles Tote, neidisch bestritt er das Lob, mit dem die längst Vermoderten hier bedacht waren, schrill brachte er intimste Privatangelegenheiten vor, um die Begrabenen zu profanieren, er riß die Toten aus dem Erdreich und schleuderte sie mit hämischem, höhnischem Wort wieder hinab.

Ein neues Opfer hatte er erspäht. „Da können Sie lesen: *Allhier liegt Josef Baroch, Gold- und Silberschmied, ein Mann von streng redlichem Charakter.* Von streng redlichem Charakter! Er hat von einem Soldaten goldene Wandleuchter mit den eingravierten Buchstaben E. W. und einem Wappen gekauft. Nachher, als bekannt wurde, daß die Leuchter dem Statthalter gehörten, hat er sie vor den Eingang der Judenstadt gelegt. Der Statthalter Graf Ernst Waldstein hat den alten Jakob Lämmel, den Gemeindevorsteher, verhaften und einen Galgen bauen lassen, vor dem Tor draußen – wie heißt nur das Tor bei der Heuwaage? –, ja, vor dem Neutor, dort sollte Jakob Lämmel gehängt werden, wenn der Hehler nicht gefunden wird. Josef Baroch hat sich nicht gemeldet, der Mann – wie steht es da? – *von streng redlichem Charakter.* Er hat sich nicht gemeldet, und die Judenschaft konnte froh sein, als die Hinrichtung ihres Vorstehers unter der Bedingung unterblieb, daß die zehn Judenältesten eine Buße von zehntausend Gulden in zehn Säcken öffentlich ins Rathaus bringen.

Und von diesen zehntausend Gulden hat Graf Waldstein eine ewige Stiftung für jene Juden gemacht, die sich taufen lassen. Aber Josef Baroch liegt da als Ehrenmann in einem marmornen Haus mit Segenssprüchen. Solche Leute dürfen sterben ..."

„Hat denn niemand gewußt, daß Baroch der Hehler war?"

„Wer hätte es wagen dürfen, ihn zu verdächtigen? Er war doch *von streng redlichem Charakter*!"

„Woher wissen *Sie* es denn?"

Er zuckte die Achseln und blickte mich an, als fürchte er, er habe verraten, wer er sei. „Ich bin ein alter Mann und viel herumgekommen in der Welt. Da erfährt man allerhand."

Wir gingen weiter. Von einigen Gräbern schien er nichts zu wissen. Bei den kleinen Grabtafeln, auf denen eine ungelenk eingeritzte Figur (eher ein Ornament als eine Überschreitung des religiösen Porträtierungsverbots) anzeigte, daß hier eine Jungfrau liege, machte er zynische Bemerkungen. „Die war es vielleicht, sie war erst zehn Jahre alt, als sie das Glück hatte zu sterben ..." Oder: „Wenn eine stirbt, weil sie sich ein Kind hat nehmen lassen, so ist sie eine Jungfrau." Hielt die Figur eine Rose, zum Zeichen, daß hier eine Braut ruhe, so lachte der Alte ein meckerndes Lachen. „Nevesta heißt man hierzulande eine Braut, das kommt aus dem Lateinischen: non vesta." Sein braungerunzelter Nacken steifte sich wie damals, als er, vor langer Zeit, meine jugendliche Liebesszene belauert hatte. Einen Namen lesend, geiferte er: „Der da ist an einer schönen Krankheit gestorben. Von einer französischen Marketenderin hat er sich das geholt ..." Er entzifferte im Epitaph. „Und dabei hat er acht Kinder gehabt! Er wollte eben auch eine Französin probieren, das ist ihm teuer zu stehen gekommen: Drei Gulden Rheinisch hat er ihr geben müssen, daß sie sich mit ihm einläßt, und ein Jahr später ist er gestorben, gerade an dem Tag, an dem der Marschall Belle-Isle aus Prag abgezogen ist."

Manches Grab schändete er nur durch eine verächtliche Handbewegung, vor anderen blieb er stehen, dachte nach, wer der Tote sei, und suchte nach Anhaltspunkten für Blasphemien. Hier und da warf er sich mit erstaunlicher Ge-

lenkigkeit bäuchlings auf die Erde, die Augen scharf einstellend, einen Satz zu entziffern; es gelang ihm nicht immer, manchmal bewegten sich seine Lippen im Lesen, ohne daß er eine gehässige Glosse zu machen hatte.

Seit Jahrhunderten ist der Prager Friedhof nichts als eine Sehenswürdigkeit, Wirrsal des Sagenhaften, Geheimnisvollen und Vergrabenen, und nun schritt einer neben mir, der die Steine zu hören, persönliche Beziehungen zu allen vergangenen Geschlechtern zu haben vorgab, der die Intervalle der Zeiten ausfüllte mit Reminiszenzen. Und diese Reminiszenzen waren nur Lästerungen.

Neugierig wartete ich, was er über den Hohen Rabbi Löw sagen werde, vor dessen rotem Tempelchen er stehenblieb und mit schiefgezogenem Mund nickte. Er gab seiner Stimme bedauernde Ironie, als er las: „*Erhebt ein Klagen und Weinen und Trauern des furchtbarsten Schmerzes, ein Wehgeheul, wie die Hyänen, denn ein großer Fürst im Lager ist gestorben*... Sie heulen noch immer wie die Hyänen!" Sein Zeigefinger deutete auf schwarze Flecken in der Steinplatte, Spuren von Kerzen, bei deren Schein galizische Flüchtlinge während des Weltkriegs nächtelang an dem Grab des wundertätigen Rabbi für ihre verschollenen Angehörigen gebetet hatten. „Sie heulen vergeblich wie die Hyänen! Warum vergeblich? Da steht es: *Er wagte sich hinein in den Irrgarten Pardes, aber er kam rechtzeitig heraus und unversehrt.* Ja, ja. Rechtzeitig und unversehrt. Deshalb kann er auch keinem helfen. Und alle die Kwitel dahier sind sinnlos – sehen Sie her, wie alles voll ist von ihnen."

Ich lugte durch die Lücke des Sarkophags, auf die er wies, Hunderte von Zetteln mit hebräischen Schriftzeichen waren dort aufgestapelt. „Sie helfen keinem, diese Bitten", wiederholte er, „und keinem hilft der tote Rabbi Löw. Mag ihn der Nachruf noch so preisen, mag ich noch so oft im Mond die Stelle sehen, die nach ihm benannt ist. Ich werfe hier kein Kwitel hinein."

Auf dem First mancher Grabmonumente lagen Reihen von Kieselsteinen, ein Zeichen der Pietät, das aus der Zeit der Wüstenwanderung Israels stammt. Damals, vor Jahrtausenden, wälzte man über die Gräber jener, die in der

Sahara tot niederbrachen, große Steine, damit es den Geiern und Schakalen nicht zu leicht falle, den Leichnam aus dem Wüstensand zu scharren; jedes Nachzüglers fromme Pflicht war es, den Toten in gleicher Weise vor Raubtieren zu schützen. Diese Maßnahme hat sich als Brauch erhalten, und auf dem alten Prager Friedhof mag mancher Kiesel im Mittelalter auf ein Grab gelegt worden sein und mancher erst heute. Der greise Zyniker an meiner Seite fegte die von Generationen gewundenen mineralen Kränze mit seinen Reden brutal hinweg.

„Die kleinen Steine lügen genauso wie die großen! Die Steine, mit denen man den guten Menschen bewirft, legt man dem schlechten aufs Grab. Wer tot ist, wird verwöhnt, wer lebt, wird gehetzt von Ort zu Ort."

„Sie haben doch auch einen Stein auf ein Grab gelegt?"

„*Ich* weiß, wem ich es gebe. Ich kannte die Herren, die hier liegen, – das heißt – ich meine – ich kenne ihr Leben. Aber die anderen wissen nur die Märchen der Friedhofsdiener. Was kostet es, ein Steinchen hinzulegen? Diese Haufen sind ein Spielzeug, der Feldmarschall Wallenstein hatte ganz recht."

„Wer?"

„Der Feldmarschall Wallenstein, der Herzog. Er wollte sich mit Bath-Schewi, seinem Finanzjuden, beraten, ob die Wallensteinischen Taler entwertet werden, wenn sich die Armee auflehnt gegen Majestät Ferdinand, und wieviel ihm Bath-Schewi kreditieren kann für eine Kampagne gegen den Kaiser. Aber weil der Palast des Herzogs voll war von Spionen, ist der Herzog nachts im Kaftan in die Judenstadt gekommen. Am Grab von Hendel Bath-Schewi haben sie verhandelt – Schmiles Bath-Schewi war gewöhnt, seine Geschäfte im Beisein seiner Frau abzuwickeln, und da sie gerade gestorben war, hat er den Herzog zu ihrem Grab geführt. Während des Gesprächs hat der Herzog in Gedanken verloren die Steine vom Grab genommen und mit ihnen gespielt. Da ist Schmiles Bath-Schewi auf den Herzog zugesprungen und hat seine Hand gepackt. Der Feldmarschall zuckte erschrocken zusammen. Zwar hat Schmiles sich demütig entschuldigt, daß er es gewagt hat, ein Jud einen Fürsten – den Wallenstein! – anzurühren, aber der Herzog

hat gezittert und konnte kein Wort reden. Er ist weggegangen und hat nie mehr mit Schmiles Bath-Schewi verhandelt."

Hier wandte ich ein: „Wallenstein hat doch den Bassewi noch später zu sich kommen lassen."

„Nach dieser Unterredung? Wie können Sie das wissen – Sie haben ja keine Ahnung gehabt von diesem Gespräch am Grab der Frau Hendel? Also lassen Sie sich dienen: der Herzog Wallenstein ist seither nie mehr mit Schmiles Bath-Schewi zusammengekommen."

„Bassewi ist doch auf dem Schloß des Fürsten gestorben."

Als ob er sich nun erinnere, gab mir der Alte recht. „Stimmt schon. Wie es losgegangen ist gegen die schmutzigen Geschäfte von Schmiles und er geflüchtet ist, hat ihn der Herzog aufnehmen müssen, neben der Karthause, bei Jitschin. Ob er aber dort mit ihm gesprochen hat, weiß ich nicht, in Prag sind sie jedenfalls nicht mehr zusammengekommen. Schmiles Bath-Schewi ist draußen begraben, in Münchengrätz. Er hätte hierher gehört, unter die Prager, wo lauter ..."

Er unterbrach sich. Um es wettzumachen, daß er eben etwas Falsches erzählt hatte, oder als ob er bereue, sich mit der harmlosen Geschichte von den als Spielzeug verwendeten Steinchen aufgehalten zu haben, statt in seiner Orgie der Blasphemien fortzufahren, faßte er meinen Arm. „Kommen Sie, ich werde Ihnen etwas zeigen!"

Mich hatte schon vorhin die Gelenkigkeit des Greises überrascht, jetzt staunte ich über die Geschwindigkeit, mit der er einem Ziel zustrebte. Den Rabbinerweg quer überspringend, machte er halt auf dem Rasen, der an der Mauer der Salnitergasse hoch wuchert, und schob mit dem Fuß eine dichtverschlungene Efeuranke beiseite. Ein schmaler, zum größeren Teil in der Erde versunkener Stein wurde sichtbar. *„Bekanntmachung für kommende Geschlechter"*, las der Alte die erste Zeile vor und fragte mich: „Kennen Sie das Grab?"

Ich war auf dem Kies stehengeblieben und sah das Grabmal an, das auf dieser Seite des Weges das einzige war. Warum ragte nur ein so auffallend kleiner Teil aus der Aufschüttung hervor? Warum lag es abseits, warum unter Efeu

verborgen? Nie hatte ich es bemerkt, nie war ich von einem Führer darauf aufmerksam gemacht worden, niemals habe ich in einem der Bücher, die über den Prager Friedhof Aufklärung geben, auch nur die geringste Erwähnung davon gefunden, obwohl sein Stein eine Bekanntmachung für künftige Generationen trug.

„Sie kennen es nicht?" – „Nein, ich habe es nie gesehen und nie davon gehört." – „Das glaube ich. Schauen Sie es sich gut an: Hier ist der einzige Grabspruch, der nicht lügt!" – „Was steht denn darauf?"

Er beugte sich wieder über die Inschrift.

שנת תקל"א לפ"ק
מודעה לדורות
אחרי שנקנה מקום־מקוף הלז .... השררה יר"ה
כמו שנכתב בפנקס הפסקים דח"ק גו"ח
דף ה׳

„Kurz nachdem dieser umfriedete Raum gekauft worden war, ist, wie aus dem Protokollbuch der Chewra Kadischa, Seite 5, ersichtlich ist ... mit Bewilligung der hohen Regierung ..." Unter dieser Zeile begann die Hügelwelle –. „Weiter kann man nicht lesen!"

„Warum nicht?"

Sein Lachen ließ intakte, auffallend große Zahnreihen sehen. Kiefer eines Tiers. „Warum man nicht weiterlesen kann? Weil da die Wahrheit steht! Nur deshalb! Hier ist ein Hund begraben, ein krepierter Hund, so wahr ich lebe. Da, unter der Erde, ist die Inschrift versteckt. *„Po nikwar niwlass – wurde hier ein toter Hund begraben."*

„Wie kam der her?"

„Wie ein wirklicher Hund herkommt unter so viele Hunde, die man für Menschen gehalten hat, meinen Sie? Der Franzek Mrschak hat ihn herübergeworfen, der Knecht vom Schinder drüben", der Alte wies über die Mauer, „um die Juden zu ärgern."

Vielleicht war noch mehr über diese Begebenheit zu erfahren, die Schinderknecht und Totengräber in der mystischen Szenerie des Prager Judenfriedhofs vor einem geheimen Grab agieren ließ. Ich versuchte, dem Alten „ein

Hölzel zu werfen". „War also ein gehässiger Kerl, der Franzek Mrschak, nicht?"

„Gehässiger Kerl hin – gehässiger Kerl her. Er war kein gehässiger Kerl. Er war sogar fromm. Jeden Morgen ist er in die Kirche gegangen zu den Kreuzherren drüben. Und auf Kaiser Joseph hat er geschimpft, weil der damals die Klöster aufgehoben hat. Er war nicht besonders gescheit, der Franzek, aber ein gehässiger Kerl war er nicht, obwohl er Grund gehabt hätte, es zu sein. Wütende Hunde einzufangen, Katzenkadaver zu sammeln und krepierte Pferde wegzuführen ist ein übler Beruf. Werktags hat er die Mütze in die Stirn gedrückt und den Schnurrbart herunterhängen lassen, um am Sonntag sein Aussehen verändern zu können. Sonntags hat er sich gewaschen, gestriegelt und den Bart aufgezwirbelt und ist über die steinerne Brücke gegangen – sagen Sie, steht noch das Kodosch, Kodosch, Kodosch auf der steinernen Brücke?"

„Ja, auf dem Kruzifix steht die hebräische Inschrift." – „Ich gehe niemals über die steinerne Brücke. Lieber lasse ich mich mit der Fähre übersetzen." – „Warum gehen Sie nicht über eine andere Brücke?" – „Seitdem andere Brücken da sind, gehe ich manchmal über irgendeine. Aber an dem Kodosch, Kodosch, Kodosch gehe ich nicht vorbei ..." – „Wer war denn der Jude, der die Inschrift auf dem Kruzifix bezahlen mußte?" – „Es war gar kein Jude. Der Graf Pachta hat es aus eigener Tasche bezahlt." – „Aber auf dem Sockel steht doch: *Dreymaliges Heilig, Heilig, Heilig aus dem Strafgelde eines wider das heilige Kreuz schmähenden Juden, aufgerichtet von einem hochlöblichen Appellationstribunal im Herbstmonat 1754.*"

„Das haben sie dort eingemeißelt, eine Lüge in Stein, wie die vielen hier auf dem Friedhof. Ein Jude ist froh, wenn er selbst nicht geschmäht wird." – „Weshalb wurde es also hingeschrieben?" – „Um den einen zu verhöhnen, der wirklich geschmäht hat, aber das ist schon lange, lange her, Jahrtausende schon, und Gott selbst hat ihn gestraft."

Ich kam wieder auf den Schinderknecht zu sprechen. „Wohin ging denn der Franzek Mrschak am Sonntag, so aufgezwirbelt und geputzt?"

„In ein Gasthaus am Sandtor, dort wurde getanzt, ich

erinnere mich nicht mehr, wie es geheißen hat. Der Franzek war immer dort, aber niemand hat gewußt, wer er ist. Sein Mädchen hieß Peptscha – damals haben fast alle Mädchen Josephine geheißen und alle Burschen Joseph –, und einige Burschen waren eifersüchtig. Denen war es verdächtig, daß der Franzek nicht einmal seiner Peptscha sagen wollte, welchen Beruf er hat und wo er wohnt. So sind sie ihm einmal nachgegangen und haben gesehen, daß der Franzek in der Schinderei verschwindet. Als am nächsten Sonntag der Franzek in den Saal kommt und die Peptscha zum Tanz auffordern will, schreit jemand: ‚Franzek Mrschak, aufgepaßt! Ein schönes Stück Ware für dich!' Und ein toter Hund fliegt in den Saal, ein verwester Kadaver, schon grün und aufgedunsen und mit bloßgelegten Zähnen, Würmer im räudigen Fell. Der arme Franzek wollte verschwinden, aber alle hielten ihn zurück, er mußte den krepierten Hund nehmen und mit ihm durch die Stadt laufen, im Sonntagsanzug, geradenwegs vom Fest, verhöhnt und für immer vertrieben von seiner Peptscha.

Wie er so läuft, kommt ihm aus der Pinkasgasse ein Hausierer entgegen, und sie stoßen zusammen. ‚Kannst du nicht aufpassen, schmutziger Handeljud?' wütet der Franzek und will mit dem krepierten Hund auf den Juden losschlagen. Der ist schnell davon. Da fällt dem Franzek Mrschak ein, daß es Menschen gibt, die noch verächtlicher sind als ein Schinderknecht. Aber die haben es verdient, denkt er, einer von ihnen hat unseren Gott verhöhnt, als er zur Hinrichtung ging. Sollen *die* die schmutzigen Geschäfte besorgen. Dieser Handeljud hat mich fast umgerannt! Auch mit ihrem Friedhof machen sie sich breit, ihr Grundstück reicht schon bis an unsere Mauer. Warum nehmen sie nicht gleich unsere ganze Schinderei dazu? Ich, ein katholischer Christenmensch, darf nicht in den Tanzsaal, darf nicht mit der Peptscha tanzen, aber die Juden, die unseren Herrn verspottet haben auf seinem letzten Weg, machen sich überall breit. Sollen *sie* den krepierten Hund begraben, die Spötter des Heilands. Ich schenke ihn ihnen für den neuen Friedhofsteil! Und deshalb warf der Franzek Mrschak den Hund zu den Juden."

„Warum hat man ihn hier eingescharrt?" – „Was sollte

man machen? Ihn wieder hinüberwerfen, damit ein Geschrei losgehe, die Juden schmeißen Aas über ihre Friedhofsmauer? Oder den Abdecker auf den Friedhof rufen lassen? Die Beerdigungsbrüderschaft hat den Kadaver auf dem noch unbenützten Teil des Friedhofs begraben." Er zertrat die Efeuranke. „Gerade dieses Grab versteckt man! Kann ein Hund nicht gut sein und treu? Warum schändet man gerade ihn nach dem Tod? Warum schleudert man ihn in einen Tanzsaal und schämt sich für das Grab?"

Der Alte beugte sich vornüber und betete. Dann suchte er ein Steinchen aus seinem Hausierersack und legte es behutsam auf die spitze Kante der Grabtafel. „Vielleicht war er noch ganz jung, der Hund da, und Gott tat ihm die Gnade, ihn schon sterben zu lassen."

Wir schritten dem Ausgang zu, traten durch den Hausflur in die Josefstädter Straße hinaus und begegneten Herrn Lieben, der meinen Begleiter unwillig maß und auf dessen gemurmelten Gruß keine Antwort gab.

„Das war Jonas Lieben, der Herr, den wir eben getroffen haben, nicht wahr?" fragte ich. Dem Alten war es sichtlich unangenehm, daß ich Herrn Lieben kannte. „Herr Lieben gilt als frommer Mann", bemerkte ich, mein Begleiter schwieg. „Ist er nicht fromm?" fragte ich weiter, neugierig, ob er gegen die lebenden Juden auch so gehässig eingestellt sei wie gegen die toten. „Andere Leute sind auch fromm", brummte er. – „Das ändert doch nichts!"

Da legte er los. „Man ist nicht fromm, wenn man andere Menschen nicht in Ruhe läßt, wenn man glaubt, alle Frömmigkeit gepachtet zu haben. Leute, die nicht zu seinem Kreis gehören, läßt er nicht gelten, die sind für ihn Betrüger und Schwindler."

Wir überquerten den freien Platz vor dem Rudolfinum, eine Straßenbahn fuhr vorbei, auf den Bänken am Kai saßen Paare, sonst waren nur wenig Menschen zu sehen. „Ich möchte austreten", sagte der Alte zu mir, „glauben Sie, daß ich mich hierherhocken kann?" – „Kommen Sie ein paar Schritte weiter, ich werde Ihnen einen Abort zeigen." – „Ich benütze keinen Abort. Ich setze mich niemals." – Und schon schnallte er seinen Leibriemen ab und kauerte sich hin.

Zum erstenmal seit zwei Stunden bin ich für einen Augen-

blick allein. Ich stehe vor dem Kunstgewerbemuseum; an der Glastür einer Telefonzelle hängt eine Tafel: „Einwurf eine Metallkrone oder zwei Fünfzighellerstücke." Oben auf der Marienschanze sind einige Villenfenster beleuchtet. Ein Kanaldeckel drückt sich in das Straßenpflaster, wie ein karierter Flicken auf grauem Stoff.

Was will der Alte? Wozu spielt er mir eine Ahasverusrolle vor? „Ich setze mich niemals", war vorhin sein letzter Satz. Das war plump. Aber hatte nicht auch vor neun Jahren die Bordellwirtin in Südungarn ungefragt bestätigt: „Der da legt sich niemals in Bett, wann er mit Madel beisamm' ist."

Stundenlang hat mir der Alte jetzt Dinge erzählt, die Jahrhunderte zurückliegen, unkontrollierbare Geschichten. Kein Enkel dieser Toten lebt mehr, kein Urenkel, niemand, der anderes über sie wissen kann als das, was in Büchern steht oder auf Grabsteinen. Seltsam immerhin, daß er unbeobachtet an einem Grabe betete, lange betete, an dem gleichen, an dem ich ihn vor einem Vierteljahrhundert beten sah. Schon damals war er ein uralter Mann gewesen. Von der kleinen Kamilla habe ich lange nichts mehr gehört, ihre Kinder müssen weit älter sein, als Kamilla damals war.

Der Alte hockt an der Ecke wie ein Gassenjunge. Aus den Fenstern könnte man ihn sehen.

Warum hat er auf Herrn Lieben geschimpft? Will er dessen abfälligem Urteil im voraus entgegentreten? Herr Lieben hat seinen Gruß nicht erwidert. Das kann darauf zurückzuführen sein, daß Fremde verdächtig sind, die so spät aus dem Haus kommen.

Von Ahasver erzählt die Sage, er habe den, der sich mit dem Kreuz schleppte, höhnisch von der Schwelle seines Hauses gestoßen – das entspräche dem Charakter meines Begleiters. Selbst Tote stieß er aus dem Grabe und schmähte sie.

Der Alte ist wieder bei mir. Er scheint zur Realität zurückkehren zu wollen. Ob ich ein Prager sei? Mein Name? Aus der Zderasgasse? „Nein, aus der Melantrichgasse."

Er kennt die Straße nicht. Ich beschreibe sie ihm. „Ach so, die Schwefelgasse." Er weiß nur den alten Namen. Die Zderasgasse kannte er, den verrufenen Winkel der Neustadt,

und gerade jene Kischs, die dort ein toleriertes Haus innehatten.

Ich frage ihn, womit er handle. „Mit Kameen." – „Mit geschnittenen Steinen?" – „Nein, mit geschriebenen. Mit heiligen Kameen gegen Unbill." – „Mit Amuletten also?" – „Wir nennen es Kameen. Ich werde Ihnen eine zeigen."

Er lehnt sich an die Kaibrüstung und kramt in seinem Sack. Ein Liebespaar geht langsam in der Richtung zum Akademischen Gymnasium. Er wartet, bis die beiden vorbei sind. Dann rollt er ein kleines sechseckiges Pergament auseinander, beschrieben mit hebräischen Worten von je fünf Buchstaben, die über- und untereinander angeordnet sind; durch die obere Spitze des Sechsecks schlingt sich ein Seidenfaden.

„Diese Kamee ist sehr alt und erprobt gegen Not und Krankheit. Hundert Kronen kostet sie." – „Ich will nachsehen, wieviel ich bei mir habe."

Die Augen des Alten, der wie mit dem ewigen Unheil beladen durch die Welt wandert und, o Ironie, Glücksbringer verschleißt, schleichen in meine Brieftasche. „Kaufen Sie das Stück, es wird Ihnen nützen. Ich aber bin ein alter Mann, der nicht leben kann und nicht sterben und nicht liegen und nicht sitzen. So wahr ich sterben will: ich beneide den krepierten Hund, von dem ich Ihnen erzählt habe." Wir gehen weiter. Ich möge die Kamee um den Hals tragen, rät er mir, sie jedoch am Freitagabend ablegen und erst am Samstag nach Sonnenuntergang wieder nehmen, denn am Sabbat dürfe man nichts tragen als die Kleider. Ob ich nicht vermögende Leute kenne, vor allem Frauen, die sich für Wunder und Voraussagen interessieren, für die Weisheit der Zahlen: die Kabbala. „Ich kann viel erklären, vieles berechnen, was kommen wird, und ich habe einen ewig leuchtenden Totenkopf gegen alles Ungemach."

Ich bestelle ihn für den nächsten Tag zu mir. Aus dem Wirtshaus „Beranek" auf dem Frantischek dringen die Klänge eines Grammophons. Der Alte bleibt am Fenster stehen. „Das ist Jazzbandmusik, die höre ich sehr gern, sie macht aus den traurigsten Weisen lustige."

Nahe der Štefánik-Brücke verabschiedet er sich. „Morgen komme ich bestimmt zu Ihnen." Nach ein paar Schritten

drehe ich mich um, neugierig, wohin er sich wenden wird, aber er ist nicht mehr zu sehen.

Ich gehe zu Herrn Lieben und frage, wer der Alte ist. „Ein Gauner ist das. Er heißt Isaschar Mannheimer und stammt aus Worms. Hat in Prag schon mit der Polizei zu tun gehabt, einmal kaufte er Wandleuchter von preußischen Soldaten, obwohl das streng verboten war, Leuchter mit den Initialen W. E., er hat genau gewußt, daß sie dem Statthalter gehören."

„Dem Grafen Ernst Waldstein?"

„Wie kommen Sie auf Waldstein? Keine Spur! Dem Statthalter Weber-Ebenhof, im Jahre 1866."

„Da muß doch dieser Mannheimer heute sehr alt sein?"

„Sehr, sehr alt. Er war schon damals kein Jüngling mehr. Die ganze Judenstadt hat unter der Sache zu leiden gehabt. Der Kultusvorsteher Lämmel wurde als Geisel verhaftet, und die Gemeindevorsteher mußten Buße bezahlen. Der Mannheimer wird sich nicht lange in Prag aufhalten, nachdem ich ihn gesehen habe."

„Er weiß erstaunlich viel."

„Er redet viel und lügt noch mehr. Bei den Landjuden gibt er sich als Sendbote vom Oberrabbinat in Palästina aus, bei den Christen – Sie werden lachen! – als der Ewige Jude. In der ganzen Welt macht er den Juden Schande. Was wollte er eigentlich von Ihnen?"

„Er hat mir bloß den Friedhof erklärt."

„Schöne Erklärungen, ich kann mir das vorstellen. Sicherlich lauter Lügen!"

„Ist es wahr, Herr Lieben, daß an der Salnitermauer ein toter Hund begraben ist?"

„Gerade *das* Grab hat er Ihnen gezeigt? Das sieht ihm ähnlich!"

Der Alte hat seinen Besuch bei mir nicht abgestattet.

NOTIZEN AUS DEM PARISER GHETTO

1. Notiz: Ein wahrer Bürgerkrieg um den Begriff „koscher" spielt sich auf den Firmenschildern der Nahrungsmittelgeschäfte im Quartier Saint-Paul ab. Bislang hat man geglaubt, dieses Wort besage, daß Speisen den rituellen Vorschriften entsprechen, bislang hat man geglaubt, daß das, was nicht koscher ist, einfach trefe sei und daß das Eigenschaftswort „koscher" keiner Steigerung unterliege.

Nunmehr erfährt man, daß es sich mit der Bezeichnung „koscher" verhält wie anderswo mit der Bezeichnung „national": Die eine Partei, na ja, sie ist national, die andere, allerdings, ist nationaler, die dritte, das muß man zugeben, ist am nationalsten, aber meine Partei ist die aller-, allernationalste, und wenn du ihr nicht anhängst, so bist du ein National-Verräter. Ähnliche Lizitationen gibt es also beim rituellen Essen in Paris. Ein einziger Fleischerladen in der Rue des Ecouffes begnügt sich mit den drei Konsonanten: koscher. Dieses schlichte Bekenntnis wird von der angrenzenden Boucherie, Charcuterie et Triperie angezweifelt, sie blinzelt vielsagend auf das Nachbargeschäft und sagt von sich: „emes koscher", ich bin *wahrhaft* koscher.

Was nützt ihr das, ihr Konkurrent auf der anderen Straßenseite rühmt sich, die „Schomre Hadas", die Hüter des Glaubens, zu beliefern, so daß selbst der Aller-, Aller-Orthodoxeste ruhig von hier sein Lämmernes und – zumal die Firmentafel auch den Verkauf von „Ojfes-Volailles" anzeigt – sein Gänseklein beziehen darf.

Man kann noch sicherer gehen: an der Ecke ist ein Fleischer, der sich einerseits als eine Maison de Confiance bezeichnet, andererseits aber nicht glaubt, daß seine Kunden Confiance zu ihm haben, weshalb er sich der „Haschgoche von bewußten Row Horaw Reb Joel Halewi Herzog, schalito" unterstellt hat.

Natürlich wird die Beteuerung strenger, strengerer und

strengster Ritualität ausschließlich in hebräischen Buchstaben plakatiert, die Übersetzung ins Französische sagt nichts davon, und auf dem gleichen Laden links von der Verkündigung „Adas Jisroel", höchst orthodox, lautet der französische Text: „Boucherie moderne".

Wie man sieht, ist das alles recht doppelzüngig. Am ehesten kann man wohl dem Restaurant Haifa in der Rue Vieille du Temple vertrauen. Denn erstens steht dort auf der (an der Fassade angeschlagenen) Speisekarte: „Koscher lemhadrin min lemhadrin" – koscher für die Strengsten der Strengen –, und zweitens macht man dort keine Übersetzungstricks wie bei der Fleischerei, die nach links moderne und nach rechts Adas Jisroel sein will. Hier im „Haifa" sind die Übersetzungen wörtlich. An der Tür zum Beispiel steht „Fermez la porte, s.v.p.", und da man den Gästen nicht zutraut, genug Französisch zu können, ist darunter geschrieben: „Bitte zu fermachen der Tür beim Herausgehn."

2. Notiz: Pain Azyme heißt Mazzes auf französisch. Kein Mazzesbäcker in Schepetowka oder Berditschew hat je geahnt, daß seine Nachfahren das gleiche Gewerbe in Paris betreiben und über ihrer Backküche die stolzen Worte prangen werden: „Fabrique du pain azyme." Und als der alte Moses vor dreieinhalbtausend Jahren seine strenge Verordnung erließ, zur Erinnerung an die Leiden der Wüstenwanderung sei alljährlich eine Woche lang ungesäuertes Brot zu essen, ahnte er auch nicht, was aus diesem Befehl werden würde. Im Pariser Ghetto, „Le Plätzl", bekommt man das ganze Jahr Mazzes zu kaufen, aus einer Sache der Entsagung, aus einer Fastenspeise ist ein Leckerbissen geworden.

3. Notiz: Napoleonische Proklamationen, keine Schlagworte und nicht die sonst übliche knappe Geschäftsreklame, wahrlich napoleonische Proklamationen sind es, die da auf großen Laken über kleinen Kramläden prangen: „Unsere neue mechanische Mazzefabrik laut dem System von die amerikanische Mazzes, was werden gebacken sauber, von besten Mehl, streng koscher, *die geschmackvollste Mazzes von ganz Paris.* Fordert überall *die Parisser Mazzes,* weil sie sennen garantiert. Jeder Mazze tragt die Nummer 1934. Wir haben bekommen a goldene Medaille in der Ausstellung

von 1932. Die Mazzefabrik ist unter der Haschgoche von Raw Joel Halewi Herzog."

Über den Eingang eines Hauses ist eine Fahne mit der Inschrift gespannt: „Da in Hof hat sich geöffnet a neue Epicerie, was verkauft *sehr, sehr billig*. Die beste und frischste Sschojre. Überhaupt die beste Früchte und die größte Eier, wie in Halles. Auch alle Weinen und pessachdige Produkten, beherscher Horaw Herzog. Es wird übergeschickt alles zuhaus. Ihr werdt viel Geld einsparen."

Auch der Straßenhändler erläßt Manifeste, insbesondere wenn er seinen Standplatz gewechselt hat. „David Sonenbloum, was ist hier gestanden in Tor, hat sich gemacht a Butik in Hof *von alles* und verkauft billiger wie überall. Kommt herein sich überzeugen, *werdt Ihr erstaunt werden.* Raisins, Bananes, Oranges, Appyl, Barnes, Pommes de terre, Tomates, Cibelos, Karottes, Asperges."

Nachdem er alle Arten von Gemüse aufgezählt hat, betont er mit großen Buchstaben, was er außerdem führt: „Légumes!"

4. Notiz: Nicht schon damals, als Ludwig XVI. mit Weib und Kind von den Frauen der Halle aus Versailles nach Paris eskortiert wurde und die Grandseigneurs und Marquisen nach Koblenz flüchteten, haben sich die Juden in den dadurch frei gewordenen Pariser Prunkvierteln, im Quartier du Marais und im Quartier du Temple, eingemietet, im Winter 1789 zogen nur die obdachlosen Pariser christlichen Glaubens, männliches und weibliches Elendenvolk, in das verlassene Viertel ein. So wurde dieses ein besonders verrufenes und besonders billiges, wodurch es später den armseligen Pogromflüchtlingen aus Polen und Rußland als geeignete Heimstätte dienen konnte.

Alles ist noch da, Paläste, das Elendenvolk und die Juden, und alle drei Faktoren sind in den letzten hundertfünfzig Jahren nicht schöner geworden. Was die Paläste anlangt, kann man nur sagen: Sic transit gloria mundi. Da hat zum Beispiel im Haus Nr. 16 der Rue Charlemagne die Königin Bianca residiert, Mutter des heiligen Ludwig; jetzt ist Madame Korenbloum, sage-femme, im Transitverkehr der gloria mundi hierhergeraten, und im dritten Stock wohnt David Chmoulkowicz, dessen Amt es ist, die mit Hilfe von

Mme Korenbloum zur Welt gekommenen Knaben zu beschneiden.

An der Stelle des Hauses Nr. 8, Rue Jardins de St-Paul, stand früher dasjenige eines Mannes, der in seiner Art von Frankreich nicht weniger verehrt wurde als der heilige Ludwig, nämlich des unheiligen Rabelais. Er ist hier, wo heute Jacques Axelchevaisse seinen Handel mit Därmen betreibt, gestorben und wurde auf dem Cimetière de St-Paul bestattet.

Auf diesem Kirchhof waren auch andere bekannte Leute begraben und ein Unbekannter, eben durch seine Unbekanntheit in der Geschichte bekannt: der Mann mit der eisernen Maske. Wer aber aus dieser Mitteilung die Hoffnung schöpfen wollte, man könne nun einfach durch Exhumierung den aus Eisen gegossenen Schleier jenes Bastillesträflings lüften, der würde sich irren, denn vom Friedhof St-Paul ist nur noch der Torbogen da, die Gräber sind weg, keine Spur mehr von dem Gebein des Rabelais, vom Mann mit der Eisenmaske und den anderen Toten ihrer Zeit. In der Passage St-Peter, die von der St-Paul-Straße zur St-Antonius-Straße führt und wo sich jener Friedhofsbogen wölbt, hat heutzutage Maurice Finquellchtain sein Gewölbe, darin er Wein und Kohle verkauft.

Rue St-Paul Nr. 36 war das Gefängnis St-Eloi, das Haus daneben Verwaltungsgebäude und Nr. 12 der Rue Charles V das Hotel des Sieurs Antonine d'Aubray. Dessen Töchterchen hat auf dem edel geschnitzten, noch immer gut erhaltenen Treppengeländer gespielt, bevor sie den Marquis von Brinvilliers heiratete und zur berühmtesten Giftmörderin aller Zeiten wurde. Vielleicht hat das Kind schon damals von seiner todbringenden Zukunft geträumt, nicht aber ließ es sich träumen, die Trockenwohnerin von Nonnen und Handelsjuden zu sein. Die Kongregation frommer Schwestern paßt ebensowenig in das Haus der teuflischen Giftmischerin wie zu der Nachbarschaft von Mazzesbäckern und einer Bonbonfabrik. In der Rue Geoffroy d'Asnier, gegenüber dem Palazzo des Kardinals Rohan, der dem Schwindler Cagliostro hineinfiel, diskutieren Anarchisten allabendlich über individuelle Revolution und staatslosen Kommunismus, und im Hotel Rohan selbst, dort, wo er die Juweliere empfing, die die teuersten Perlen und Diamanten der Welt zu

einem Halsband für die Königin zusammenstellen sollten, kleben jüdische Heimarbeiter Kautschukmäntel für das Warenhaus Samaritaine, vier Francs beträgt der Lohn pro Mantel, zehn Stück könnte man in zehnstündiger Arbeit herstellen, wenn es soviel Arbeit gäbe.

5. Notiz: Der Geist des Ortes, ein stockkonservativer Geist, lagert noch immer über diesem einst aristokratischen Stadtteil. Sind auch Allongeperücken und Atlashosen nicht einmal mehr Objekte des Altkleiderhandels, ihre Zeitgenossen, die Zierlocken und Kaftane, gehen nach wie vor durch die Gassen. Die Plätzl-Bürger sind in patriarchalischen Gedankengängen befangen, eine Mischehe gilt ihnen als so entehrend wie den Urbewohnern eine Mesalliance, und die Synagoge in der Rue Pavé steht ebenso hoch im Kurs wie für die Herren der Liga die Kirche von St-Paul.

An den hohen Feiertagen gleicht der Pfarrsprengel von St-Paul den ostjüdischen Gemeinden von Polen und Rumänien, mit dem Unterschied, daß dort die Zahl der Synagogen und Betstuben stabil, der Zahl der Interessenten angepaßt ist, während im Plätzl die Fluktuation alle Berechnungen über den Haufen wirft. Birobidschan leert, Hitler füllt. Alle Tanzsäle werden am Versöhnungstag zu Gotteshäusern, kaum gibt es in der Gegend ein Haus, in dem nicht vom Parterre bis zum fünften Stock die Wohnungen zu Betstuben umgewandelt sind, pendelnde Körper unter seidenen Vollbärten und Gebetmänteln füllen die Zimmer und die um die Höfe führende Galerie so beängstigend, daß man fürchtet, das Geländer werde abbrechen. Vor dem Hauseingang warten Kinder (Knaben in Samtanzügen, Mädchen in hellen Festkleidern), bis „geleint", unwichtige Partien des Gottesdienstes abgehaspelt und Papa und Mama auf der Gasse erscheinen werden.

Auch die „Freigeister" verbringen den heiligen Tag in der Synagoge. Diamantennepper aus der Rue Lafayette, Börsenmakler aus der Rue du Quatre-Septembre, „Macher", die von der Behauptung leben, daß sie den Staatenlosen und Dokumentenlosen Ausweispapiere und Arbeitsbewilligungen verschaffen können – alle vereinigen sich heute zu dem Massenchor des Hustens und des Herunterleierns hebräischer Wörter.

Chassidim, Männer von berufsmäßiger Frömmigkeit, sind Stimmführer des Chors. Die typischen Typen des Ghettos, wie Itzele Menagen und Ephraim Tzizik, die sonst in den Cafés ihre aktuellen jüdischen Lieder verschleißen, husten und beten mit.

Es husten und beten mit: Wähler des Sozialdemokraten Léon Blum, es husten und beten mit: Anhänger des kriegerischen Zionisten Jabotinski, es husten und beten mit: Nachbarn Schwarzbarts, der den Pogrom-General Petljura erschoß, es husten und beten mit: Freunde des anarchistischen Atamans Machnow, es husten und beten mit: Gesinnungsgenossen des Menschewiken Abramowitsch, es husten und beten mit: Kleiderhändler vom Carreau du Temple, und es husten und beten mit: Besitzer der „Ateliers", in denen man Bastschuhe flicht, Trikotagen strickt, Hosen schneidert, Ledermäntel steppt, Gummimäntel klebt, Damenmäntel plättet, Wäsche näht, Mützen macht oder Handtaschen mit „Pontschkes" (Griffen) versieht. Es beten und husten nicht mit, und sind überhaupt nicht da: die Arbeiter dieser Kleinbetriebe.

Auf der Frauengalerie erörtert man das Schicksal von bas-jechide Chane, Hanna, der einzigen Tochter, die im Fortsetzungsroman der Zeitung „Heint" an jedem zweiten Tag von Mädchenhändlern entführt wird, um sich in den dazwischenliegenden Tagen vom treuen Liebhaber retten zu lassen. Eine ortsfremde Nachbarin verstünde die Gespräche schwerlich. „Meine Fiess gehn schon in die ècole" heißt keineswegs, daß ihre Füße schon in die Schule gehn, sondern ihre Söhne, fils.

Die Sitzplätze für den Tempel sind an den hohen Feiertagen nicht billig, für den Armen bedeutet diese Ausgabe, daß er auch am Tag nach dem Fasttag fasten muß, und selbst der Wohlhabende gibt nicht gern soviel Geld für unproduktive Zwecke aus. Aber was soll man machen, einmal im Jahr muß man schon das Opfer bringen, den lebenden Kindern zuliebe, damit sie fromm werden, und den toten Eltern zuliebe, die immer sehr fromm waren – ohne daß es ihnen den Pogrom und ihren Nachkommen die Flucht ins Pariser Plätzl erspart hätte.

6. Notiz: Restaurants halten am Fasttag geschlossen und erleben am Abend einen vervielfachten Ansturm hungriger

Mäuler. Die billigen affichieren „Pri figs" und „Brojd a Dischkretion", die teuren haben weiße Tischtücher, und viele ihrer Gäste tragen das Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch. „Tous les jours spécialités des krépleches" verzeichnen die Speisekarten, ferner „Poissons farcis", „Nüdelach avec Paveau", „Lokczen kes", „gefilté kiczke avec Ferfel", (man beachte den Accent aigu auf dem e, damit der gelernte Franzose es nicht etwa verschlucke) oder „Roti de veau avec kaché". „Scholet" wird Scholet geschrieben, ein Konservativismus fehl am Ort, denn gerade dieses Wort soll aus dem Französischen abgeleitet sein: man legte die „süße Götterspeise" am Freitagabend ins warme Bett (chaud lit), um sie am Samstag warm zu genießen, ohne den Ofen zu heizen, was die Religion verbietet.

Fourneau-alimentaire, die öffentliche Garküche, wird von Rothschild unterhalten. Rothschild ist ein berühmter Name in der Judenheit, kann's einen berühmteren geben? Es gibt einen, der berühmter ist oder wenigstens berühmter war. Den Namen des Capitain Dreyfus. Dieser selbige Capt. Dreyfus amtiert gerade gegenüber als Inspektor der école de travail, einer Fortbildungsschule für jüdische Lehrlinge. „Er kümmt presque jamais", sagt der Schuldiener achselzuckend, „was wollt ihr, aujourd'hui ist er ein vieillard."

7. *Notiz: Im Einfahrtstor der alten Adelssitze* legen Trödler ihr ganzes Warenlager an verbeultem Geschirr, zerbrochenen Leuchtern und zerschlissenen Kleidern aus. Die steinernen Karyatiden, Zeugen vergangenen Glanzes, müssen sich eine Schiefertafel gefallen lassen, auf der mit Kreide jeden Tag der Kurs von Stoffresten, Altpapier, Eisenstücken und Holzabfällen notiert wird. Auf französisch hat diese Ware den an Brokat erinnernden Namen „brocante", auf jiddisch aber heißt sie nur „Schmattes". Im barocken Hof liegen alte Wäschestücke und andere Lumpen zuhauf. Das Seitenpförtchen, einst von Lakaien benützt und manchmal von der Marquise als Durchschlupf zu heimlichen Liebesabenteuern, ist heute für die Wohnungsinhaber zum Haupteingang geworden.

Der Chiffonier, der Lumpenhändler im engeren Sinn, lebt nur von Hadern und Altpapier, leer ist das Schaufenster seines winzigen, modrigen Ladens. Viele haben nach Be-

ginn des Hitlerterrors die erblindete Glastür ihres Geschäftchens über und über mit bedruckten Zetteln beklebt: „Les représentants des maisons allemandes ne sont pas reçu."

Groteske Vorstellung: die Vertreter deutscher Handelshäuser, steife Herren im Pelz, ein Paket zerschlissener Hadern unter dem rechten Arm, einen Stoß alter Zeitungen unter dem linken Arm, wollen bei dem Schmatteshändler in der schmutzig-schmalen Rue du Prévot vorsprechen, da erblicken sie diese Affichen und ziehen enttäuscht von dannen.

Ach, es ist nicht zum Lachen. Der arme Lumpenkleinbürger hat die Boykottpropaganda ernst genommen, mit der die nationalen und religiösen Juden vorgaben, gegen die Verfolgung ihrer Glaubensgenossen in Hitlerdeutschland protestieren zu wollen. In ohnmächtigem Fanatismus hat er sein winziges Gewölb mit den Boykottzetteln tapeziert, und sicherlich würde er kein noch so günstiges Geschäft mit dem Feind abschließen. Seine reichen „Mitstreiter" aber denken nicht eine Sekunde lang an ihre Parolen, wenn ein Profit lockt, und der Großhändler, an den der kleine Chiffonier seine Waren weiterverkauft, handelt ohne Gewissensbisse mit Nazideutschland, ob er, der Großhändler, nun Jude ist oder Franzose oder beides. So hat der großmäulig angekündigte Warenboykott die Flut der Greuel und Scheuel nicht eingedämmt, und die Gebete in der Rue Pavé und das koschere, koscherere und koscherste Fleisch und das Mazzes-Essen und das religiöse Fasten helfen weder den Juden im allgemeinen vor Verfolgung, noch retten sie den armen Chiffonier aus seiner Armut.

Aber im Plätzl leben nicht nur Kleinbürger, im Plätzl leben wie in Belleville und am Montmartre Zehntausende anderer Juden, solche, die wissen, daß im faschistischen Reich nicht ihre Glaubensgenossen, sondern ihre Klassengenossen gemordet und gemartert werden, die wissen, daß es kein Bündnis gibt zwischen arm und reich, daß Solidarität auf Grund von Religion und Rasse utopisch ist. Diese anderen wissen, daß sie die Genossen hingerichteter, eingekerkerter oder illegal weiterarbeitender deutscher Arbeiter sind, diese anderen kleben keine Boykottzettel, diese anderen kämpfen geschlossen gegen Dumpfheit und Reaktion und für eine Welt ohne Ghetto und ohne Klassen.

DEN GOLEM WIEDERZUERWECKEN

I

Er wohnte im Anbau der hölzernen Synagoge von Wola-Michowa, einem Nest in den Waldkarpaten, und dort lag, als wir in Reservestellung zurückgenommen wurden, unsere Kompanie. Aus und nach Wola-Michowa sprang das Trommelfeuer, der kleingewachsene Jude blieb und erduldete Einquartierungen von Russen, Deutschen und Österreichern; eine Ecke des Zimmers hatte er als Schlafstätte für sich, seine Frau und seinen elfjährigen Sohn hergerichtet und durch einen Vorhang aus zwei Zeltblättern vom übrigen Teil des Raumes abgetrennt.

Hinter dem Ofen lagen, durcheinandergeworfen, Bücher. Die vielen, vielen Soldaten, Offiziere auch, dürften oft lektürehungrig nach ihnen gegriffen haben, aber es waren durchwegs hebräische Drucke, und sie flogen rascher, als sie in die Hand genommen worden waren, auf den Haufen hinter dem Herd zurück. Ich mochte etwas länger in einem der Lederbände geblättert haben, und so entstand aus seiner Frage „Ihr könnt das lesen?" ein Gespräch.

Als der Name Prag fiel, schaute er überrascht auf, und es war an mir, wissen zu wollen, ob er die Stadt kenne. „Ob *ich* Prag kenne!" rühmte er sich mit verschmitzter Glückseligkeit, aber auf meine Frage, wann er dort gewesen sei, antwortete er: „Noch nie im Leben war ich dort." – „Wie könnt Ihr also sagen, daß Ihr's kennt?" – „Ich hab's gelernt." Und er holte aus der Unordnung beim Ofen einen veralteten deutschen Reiseführer von Prag hervor. „Ich hab's gelernt, ich kenn mich aus in der Stadt, vielleicht weiß ich mehr von Prag als ein Prager!" – „Weshalb interessiert Euch gerade diese Stadt?" – „Ich will einmal hinfahren. Prag ist eine schöne Stadt, eine fromme Kille." Vorsichtig fügte er hinzu: „Kann sein, ich fahre auch anderswo hin . . ."

Später, wohl in der Hoffnung, einmal meine Einladung

nach Prag annehmen zu können, gestand er mir: Vor allem interessiere ihn in Prag das Grab des Hohen Rabbi Löw und die Stätte, wo der Sage nach der Golem liege, die Lehmfigur, die einst der Hohe Rabbi Löw geformt und der er Leben eingehaucht hatte. „Wo liegt er denn?" Er machte Ausflüchte, das wisse er nicht genau, aber in Prag werde er's schon finden.

Eines Abends suchte ich mir den Reiseführer von Prag hinter dem Herd hervor; im Stadtplan fanden sich Bleistiftstriche, die die Altneusynagoge mit zwei Gäßchen der Judenstadt verbanden und von dort durch die Neustadt und die Vorstadt Žižkov zum Rand der Karte führten. Bei unserem nächsten Gespräch bemerkte ich, ich hätte einmal gehört, der Golem liege in der Altneusynagoge. Der kleine Jude nickte verneinend. „Ich weiß, warum Ihr das glaubt, Ihr kennt dieses Buch da, nicht wahr?" Nein, ich kannte den dunklen Lederband nicht, den er mit blinder Sicherheit aus dem Foliantenchaos herausgriff und mir vorzulesen begann.

In der Einleitung war ein Gutachten von Dr. A. Berliner, Dozenten am Berliner Rabbinerseminar, zitiert, dieses Buch sei ein Sammelsurium des Aberglaubens und sollte nicht gedruckt, sondern verbrannt werden, ein vernichtendes Urteil, dem der Herausgeber die Antwort entgegensetzt: „Verbrannt soll der werden, der an bewiesene Tatsachen nicht glaubt!"

Der Tempelbewohner von Wola-Michowa war ganz dieser editorialen Ansicht, er zweifelte nicht an der Richtigkeit der in diesem Buch enthaltenen Mitteilungen, wenn er sie auch für unvollständig hielt. Besaß er doch die Fortsetzung, eine handschriftliche Familienchronik, über die er allerdings mit mir erst sprach, als wir miteinander fast befreundet waren und ich ihm hoch und heilig geschworen hatte, nicht nach der Golemfigur zu forschen, bevor er zu mir nach Prag kommen werde. Den dunklen Lederband aber schenkte er mir.

Der Text des Titelblattes lautet: „Meisse punem (Seltsame Geschichten); da sind beschrieben die Maufsim (Wunder) von dem großen berühmten Welts-Gaon (Koryphäe), welcher genannt wird mit Namen Maharal Miprag – Secher zadik wekodosch liwrocho (das Andenken des Frommen und Heiligen sei gesegnet) –, die er vollbracht hat mit

Hilfe von dem *Golem*; beloschen hakodosch we-iwri-deutsch (in hebräischer und jiddischer Sprache), Mouzi leor (verlegt) durch Hirsch Steinmetz in Frisztak, Druck von E. Salat in Lemberg, Bi'Sch'nas (im Jahre) 5671.

Das Buch erzählt, aus welchem Grunde und in welcher Weise nach einer auf dem Hradschin erfolgten Unterredung zwischen Kaiser Rudolf II. und dem Hohen Rabbi Löw dieser dem Golem die Lebenskraft wieder genommen habe. Eine Audienz des Rabbi Löw bei Rudolf II. ist historisch beglaubigt. „Heute am Sonntag, den 10. Adar des Jahres 5352 nach Erschaffung der Welt (23. Februar 1592) erging", so verzeichnet Rabbi Isak Kohen in seinen Memoiren, „durch den Fürsten Berthier ein Befehl des Kaisers an Mordechai Meisel und Isak Weisl, daß sich mein Schwiegervater Rabbi Löwe in der Burg einfinden solle. Diesem Befehle gemäß begab er sich dahin, von seinem Bruder Rabbi Sinai und mir begleitet. Fürst Berthier führte meinen Schwiegervater in ein anderes Gemach, wo er ihm einen Ehrensitz anwies und ihm gegenüber Platz nahm. Der Fürst befragte ihn über die geheimnisvollen Dinge, sprach aber dabei so laut, daß wir alles hören konnten. Das laute Sprechen hatte seinen guten Grund, es geschah, damit der Kaiser, der hinter einem Vorhang stand, das ganze Gespräch hören könne. Plötzlich öffnete sich der Vorhang, die Majestät trat hervor, richtete an meinen Schwiegervater einige auf die Unterredung bezügliche Fragen und zog sich dann wieder hinter den Vorhang zurück. Den Gegenstand der Unterredung müssen wir aber, wie es bei königlichen Angelegenheiten üblich ist, geheimhalten."

David Gans, Mathematiker, Historiograph und Freund des kaiserlichen Hofastronomen Tycho de Brahe, berichtet in seiner Chronik, daß Rabbi Löw zeit seines Lebens tiefstes Stillschweigen über den Besuch auf dem Prager Schloß beobachtet habe.

Ohne Zweifel wollte der in Astrologie und Alchimisterei tief versponnene Habsburger etwas über die kabbalistische Geheimwissenschaft erfahren. Daß Rabbi Löw, der Hohe, ihr huldige, war bekannt, und er selbst hat es zugegeben. „Wer diese meine Aussprüche versteht, weiß auch, wie sehr sie in der Weisheit der Kabbala begründet sind", schreibt

er in einer Polemik, und an anderer Stelle beginnt er mit den Worten: „Wenn man die Kabbala kennt, deren Lehren wahr sind ..."

In dem angeführten Sagenbuch meines Wola-Michowaer Freundes wird nun als Todesanlaß des tönernen Homunkuliden eine nächtliche Audienz hingestellt, die der historisch beglaubigten um zwei Jahre voranging. Der Rabbi habe vom Kaiser die Zusage erlangt, von nun an dürfe niemand mehr die Beschuldigung des Ritualmords erheben und die Judengasse werde vor Ausschreitungen geschützt bleiben. In den darauffolgenden Ostertagen, 1590, kam es nicht mehr zu den alljährlich üblichen Exzessen gegen das Ghetto. Der Golem, vor allem zur Ausforschung von Verbrechen geschaffen, die man den Juden in die Schuhe schob, ward nun eine überflüssige Existenz und konnte beseitigt werden.

„Wieeso hat der Maharal newaar gewesen (vernichtet) den Jossile Golem", wird ausführlich beschrieben. Der rabbinische Pygmalion beruft seinen Schwiegersohn Jakob Katz und seinen Schüler Jakob Sosson, den Leviten, zu sich, erklärt ihnen, man bedürfe des Lehmkolosses nicht mehr, und gibt dem Jossile Golem den Befehl, heute nacht nicht in der Gerichtsstube zu schlafen, sondern auf dem Dachboden der Altneusynagoge.

Es ist Lagbeomer, dreiunddreißigster der neunundvierzig Tage, die man zwischen Ostern und Pfingsten zählt. Um Mitternacht steigen die drei Männer auf den Dachstuhl. Bevor sie hinaufgehen, beginnt Jakob Katz (der Name „Katz" ist aus den Anfangsbuchstaben der Worte „Kohen zedek" gebildet und bezeichnet einen Abkömmling des palästinensischen Priesterstammes) einen Disput darüber, ob er als Kohen in die Nähe einer Leiche gehen dürfe; Rabbi Löw belehrt ihn, das Leben einer von Menschenhand aus Ton geformten Puppe sei kein Leben im göttlichen Sinne und ihr Tod kein Tod.

Ihr Tod kein Tod. Der christliche Romantiker Clemens Brentano, der Golemsage hingegeben, meint, nur das Wort erschaffe und belebe. Zerstöre man das Wort, so zerstöre man das Sein: „Der Meister braucht von dem Worte ‚Anmauth' (Wahrheit), das er bei Erschaffung des Golems auf

dessen Stirn geschrieben hat, nur die Silbe ‚an' zu verlöschen, so daß das Wort ‚Mauth' übrigbleibt, welches ‚Tod' bedeutet; im selben Augenblick zerfällt der Golem in Lehm."

So einfach ist aber die Sache nicht gewesen, wenn wir unserem Legendenbuch glauben sollen. Rabbi Löw, Jakob Sosson und Jakob Katz nehmen zu Häupten des schlafenden Golems Aufstellung – seinerzeit, als sie die Form, aus Lehm gebrannt, zum Leben erweckten, standen sie zu seinen Füßen. Ihre Blicke gegen seine Füße gewendet, beginnen sie die Zeremonie, umschreiten siebenmal den Körper, geheimnisvolle Formeln litaneiend. Während dieser Beschwörung steht Abraham Chajim, der alte Tempeldiener, mit zwei brennenden Kerzen an der Tür und sieht stumm zu. Bei der siebenten Um-Wandlung ist das Leben des Golems in den Tod umgewandelt, ein bekleideter Klumpen liegt da, verstummter Ton.

Der Magus ruft den Tempeldiener herbei, nimmt ihm die Kerzen aus der Hand, stellt sie zu Füßen der leblosen Figur nieder, zieht ihr die Kleider aus und wickelt sie in zwei Gebetmäntel. Acht Hände packen an, um den Lehmklotz unter einen Berg von hier aufgestapelten Büchern und Papieren zu schieben, so daß nichts, auch keine Zehenspitze, herauslugt. Die Kleider werden hinuntergetragen und verbrannt.

Am nächsten Tag wird ausgesprengt, Jossile Golem sei „brojges geworden", in Zorn geraten, und nächtlicherweile entwichen, und zwei Wochen nach der Beschwörung dekretiert Rabbi Löw: Von nun an ist es niemandem erlaubt, den Dachboden der Synagoge zu betreten, Bücher und Schriften dürfen wegen Feuersgefahr nicht mehr dort aufbewahrt werden. „Aber einige kluge Leute", so schließt das Buch, „haben gewußt, daß der Maharal Miprag das Verbot nur deshalb erlassen hat, damit man des oben liegenden Golem nicht gewahr werde."

Bei dieser Stelle hatte mein galizischer Okkultist überlegen lächelnd den Kopf geschüttelt. In seiner handgeschriebenen Broschüre stand ja die Fortsetzung dieser Entzauberungsprozedur, er lächelte über die „klugen Leute", die die Beerdigung auf dem Dach für das Ende der Geschichte vom Golem hielten.

Als ich ihn wiedersah, lächelte er nicht mehr. Das war zweieinhalb Jahre später in der Leopoldstadt Wiens, sein geringeltes Schläfenhaar war grau, war schütter geworden. Mit einer müden Geste wehrte er ab, als ich von seinem Geheimnis zu sprechen anfing. „Ich habe andere Sorgen." Eine Granate hatte seinen Sohn im Tempelanbau von Wola-Michowa zerrissen, und kurz darauf war seiner Frau etwas Furchtbares geschehen, er sagte nicht, was es war. „Sie liegt im Allgemeinen Krankenhaus, und ich habe kein Geld." Wir setzten uns in ein Lokal, er aß fast nichts, und kein Gespräch kam zustande, denn unsere gemeinsame Erinnerung knüpfte sich an einen Karpatenort, an den er nicht denken wollte. „Und der Golem?" – „Ich werde ihn nicht mehr suchen." – „Soll ich ihn suchen?" – „Machen Sie, was Sie wollen."

II

Die Sage, das Dachgestühl der Altneusynagoge sei die Gruft des Golems, hat sich durch die Jahrhunderte erhalten. Als die im Jahre 1718 von Maier Perls, Aktuar in Prag, erschienene Schrift „Megilath Jochasin", die die Traditionen über die Wundertäterei des Hohen Rabbi Löw verzeichnet, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine neue Ausgabe erlebte, behauptete der Herausgeber, daß die Figur des Golems noch auf der Bodenkammer der Altneusynagoge liege. Der Lemberger Rabbiner Joseph Saul Nathanson wollte den Raum betreten, doch wurde ihm dies mit der Begründung verwehrt, das Verbot des Rabbi Löw bestehe noch immer streng zu Recht. Vor kurzem habe der Prager Oberrabbiner Ezechiel Landau nach langem Fasten in Gebetmantel und Gebetriemen das Dach bestiegen, während seine Schüler Psalmen singen mußten; nach geraumer Zeit sei Landau mit verstörtem Gesicht zurückgekehrt und habe verkündet: „Niemand wage es mehr, die letzte Ruhe des Golems zu stören."

Meine ersten Versuche, mir von den Tempelfunktionären den Schlüssel zum Dachgeschoß zu verschaffen, stießen auf Ablehnung. Im Innern des Tempels führe keine Treppe hinauf, bloß durch Emporklettern der Außenmauer sei die

Bodenkammer zu erreichen, was bei den Straßenpassanten Aufsehen hervorrufen würde. Überdies seien Unfälle vorgekommen, an die sich unliebsame Diskussionen knüpften. (Die Ruthsche „Kronika Král. Prahy“ teilt Verbote mit, die lange vor des Rabbi Löw Zeit erlassen waren.) „Man erzählt sich, nach der Vernichtung von Jerusalem hätten Engel einen Teil des Tempels Salomonis nach Prag getragen und den Juden befohlen, niemals dieses Gebäude auszubessern und nichts an ihm zu ändern. Wer sich dessen unterfange, müsse allsogleich sterben. Und so kam es, daß einmal, als die Ältesten der Judengemeinde das Gebäude renovieren ließen, nicht nur der Baumeister mit seinen Gehilfen vom Dache stürzte, sondern auch die Auftraggeber starben, bevor noch die Arbeit recht begonnen war.“

Seitdem in den siebziger Jahren ein Rauchfangkehrer namens Vondrejc auf die Straße herabstürzte und tot liegenblieb, ist niemand oben gewesen. Vor dem Ringtheaterbrand hatten noch nicht einmal die Eisenklammern hinaufgeführt, sie wurden erst im Jahre 1880 auf Anordnung der Feuerpolizei angebracht.

Schließlich erwirkte ich mir vom Tempelvorstand die Erlaubnis, auf das Dach klettern zu dürfen. Morgens um acht Uhr kam ich hin. Herr Zwicker, seit achtunddreißig Jahren des Hauses redlicher Hüter, riet mir dringend ab und stellte auf meine Frage, ob er schon einmal oben war, die Gegenfrage, ob er denn meschugge sei. Mit achselzuckendem „Von mir aus“ händigte er mir den Schlüssel ein.

Ich überkrieche das Gitter, das den kleinen, kahlen Vorgarten an der Niklasstraße umschließt, zog eine Leiter hinüber und legte sie unterhalb der Eisenklammern an, deren tiefste erst zwei Meter über der Erdhöhe eingerammt ist, damit kein Unberufener emporsteige. Die Blicke erstaunter Passanten im Rücken, kletterte ich achtzehn Eisensprossen hinauf, die oben eine starke Biegung nach links beschreiben, schwang mich in die Spitzbogennische und sperrte die stöhnende Eisentür auf. Ich stand inmitten einer spitzen Pyramide, deren Boden sich in massiven Wellen wölbt.

Die Basis der Synagoge liegt so tief unter dem Straßenniveau, daß du auch hier oben auf keiner besonderen relativen Höhe bist; du siehst dich der Uhr des jüdischen

Rathauses gerade gegenüber, deren Zeiger sich von links nach rechts bewegen. Durch mehrere Dachfenster dringt Licht herein. Es fehlt also nicht nur das Bewußtsein der Höhe, es fehlt auch das mystische Düster, das dich zum Beispiel im Giebelgeschoß des Sankt-Veits-Doms beklemmend umfängt.

Und doch bist du oberhalb der Altneusynagoge nicht minder unter dem Eindruck der Jahrhunderte als oberhalb der Kathedrale. Während die steinernen Wölbungen von St. Veit auch an ihrer den Betern unsichtbaren Außenseite sorgsam vertüncht und zu glatten, einheitlich grauen, geometrisch regelmäßigen Wellen gefügt sind, greifen die Bogen hier zackig und grob ineinander, dir ist, als stündest du in einer Gebirgslandschaft, flache Berge vor und neben dir und Täler. Oben im christlichen Dom kannst du unter dem Gebälk das Kirchenschiff auf breiten, festen Stegen überqueren, kannst rings um das Schiff auf breiten, festen Stegen gehen. Hier aber ist nur ein morsches Brett vom Eingang nach vorn gelegt, du prüfst mit dem Fuß dessen Festigkeit und entschließt dich dann, den Rundgang lieber auf dem Rücken der Wölbungen zu machen oder auf den Sparren zu balancieren und dich an den Trämen und Pfetten festzuhalten, ob auch deine Hände noch so tief in Staubschichten fassen, ob auch dein Gesicht noch so oft in Spinnweben stößt.

Über die Breitseite spannte sich eine Eisenstrebe; eine Leiter, mit Eisenklammern befestigt, führt zum Schornstein. Ein altes Kaminrohr liegt auf dem Boden und das Gerippe eines Vogels, der hier einsam starb. Sonst siehst du nur Geröll und zerbrochene Ziegel. Schwämme wuchern in grotesken Formen, kopfabwärts hängt eine Fledermaus zwischen den Balken.

In den Senkungen der aneinanderstoßenden Wölbungen oberhalb der Widerlager ist der Schotter durch Kalkstaub und Feuchtigkeit zu einem Konglomerat geworden. Wenn darunter der Lehmskulptur des Rabbi Löw das Grab bereitet ist, niemals wird sie gefunden werden. Wollte man sie exhumieren, so stürzte der Tempel ein.

Wahrlich ein Raum, den Golem zu erschaffen und den Golem zu bestatten, wahrlich ein Raum für Mystagogen. Hier wäre ein Platz für das Laboratorium des Domherrn

Claudius Frollo oder für das seines jüdischen Widerparts, des Rabbi Löw; hier wäre die rechte Schlafstube für das dumpfe Ungetüm, ob es nun Quasimodo oder Golem heißt, hier die geeignete Kulisse für eine Zusammenkunft des Königs von Frankreich mit dem Goldmacher in der Soutane, für den Kaiser von Deutschland mit dem Thaumaturgen im jüdischen Gebetmantel. Was ist denn Victor Hugos „Nôtre Dame de Paris" anderes als die Golemsage, erhoben aus der Gedrücktheit des Prager Ghettos in die Himmelshöhen der Pariser Domtürme, aus der Geistesrichtung des Baal Schem in die des Pelagius von Eclamum. König Ludwig XI. holte sich Rats von dem zaubereibeflissenen Domherrn, so wie sich Rudolf II. mit dem wunderkundigen Rabbi besprach. Esmeralda weckt in dem unförmigen Quasimodo die Liebe wie – eine Prager Judensage vermeldet es – des Rabbi blankes Töchterlein in Quasimodos Prager Ebenbild. Pogrompöbel stürmt das Prager Judenviertel, und die Pariser Frauenkirche wird von den Bewohnern des verrufenen „Wunderhofs" gestürmt, deren Häuptling sich „Mathias Hunyadi Spicali, Herzog von Ägypten und Böhmen" nennt.

Die Fledermaus beginnt zu schaukeln. Wenn Fledermäuse erwachen, sollen sie sich im Menschenhaar verfangen. Vom Golem ist nichts zu sehen.

Ich trete in die Nische hinaus, die rostige Tür hinter mir halb schließend, und schwinge mich auf die eisernen Sprossen, dann ziehe ich die Tür vollends zu, sperre ab und klettere hinunter. Die Zahl der Neugierigen hat sich erhöht.

Im Vorraum der Synagoge wasche ich mir im alten kupfernen Waschbecken die Hände. „No? Haben Sie den Golem gefunden?" forscht Herr Zwicker in einem Ton, in dem sich Neugierde mit jener Ironie mengt, die er „Nekome" nennen würde.

III

Die Kletterpartie aufs Dach der Altneusynagoge hat mir also keine Begegnung mit dem Golem vermittelt. Schon diese Tatsache hätte meinem Informator aus Wola-Michowa bestätigt, daß die Angaben im dunklen Lederband überholt seien.

Wohl habe am Lagbeomer der Hohe Rabbi Löw seinem modellierten Knecht das Leben wieder genommen und ihn unter der Makulatur in der Dachkammer begraben, „aber er ist nicht mehr dort, Ihr könnt mir's glauben. Er war schon nicht mehr oben, als der Maharal verboten hat hinaufzugehen. Abraham Chajim, der Schames, und sein Schwager haben ihn weggetragen. Schon in der nächsten Nacht, nachdem der Rabbi oben war ..."

Bedeutungsvoll hatte mein Wola-Michowaer Gastfreund sein Kleinod hinter dem Herd hervorgeholt, das Manuskript von sechzehn Oktavseiten in hebräischem Kursiv, mit Tabellen in Quadratschrift. Von einem Weisen habe er es, von einem Weisen, mit dem er sich in Przemyśl angefreundet. Nur achtzig Gulden habe es gekostet. Meinem naiven Freund schienen die Papiere alle Geheimnisse des Seins zu enthalten, wenn er sie glättete, war es, als ob er sie streichle.

Armer, vertrauensseliger, abergläubischer Dorfjude! Nichts stand in deinen Skripten davon, daß eine Granate dein Kind zerreißen wird, daß deine Frau geschändet und vernichtet werden wird. Nicht stand darin, du werdest deine Wundergläubigkeit verlieren, aus deiner Heimat verjagt, verzweifelt in Wien umherirren. Wie gleichgültig war der Golem dir geworden, als ich dich am Praterstern nach ihm fragte. Und im Jahre 1915 in Wola-Michowa hattest du mir so stolz aus der Schrift den Weg erklärt, den der tote Golem genommen und dem du folgen wolltest, um den starken Knecht wiederzufinden und wiederzuerwecken, den Versuch des Tempeldieners Abraham Chajim vollendend.

In jenem Tempeldiener Abraham Chajim war gleich nach der Entzauberungsszene der Wunsch erwacht, des Meisters ausrangierten Automaten für sich zu verwenden. Seine Worte merkt ich und den Brauch, und mit Geistesstärke, denkt der Zauberschames, tu ich Wunder auch.

Seinen Schwager und Berufskollegen, Abraham Secharja, Tempeldiener der nahen Pinkasschul, weihte er in den Plan ein, und sein Schwiegersohn, Ascher Balbierer, der sich mit mysteriosophischen Dingen beschäftigte, sollte feststellen, in welcher Weise der Golem zum Leben zu erwecken wäre. Nach einigen Tagen gab Ascher Balbierer an, im Sohar die Beschwörungsformel gefunden zu haben. Zu nächtlicher

Stunde gruben die drei Männer den Jossile Golem aus dem Schriftenberg und trugen ihn durch die Belelesgasse und die Schebkesgasse – sie wollten die belebte Breite Gasse vermeiden – in den Keller des Hauses in der Zeikerlgasse, das zum Teil dem Ascher Balbierer gehörte und wo er auch wohnte.

Dort unten beginnen sie die Wiedererweckung. Sie nehmen jene Position ein, die Chajim den drei Rabbinern abgeguckt hat, sie umwandeln den Golem, ohne ihn von einem Toten zu einem Lebenden umwandeln zu können. Siebenmal bewegen sie sich von seinen Füßen zu seinem Kopf. Ununterbrochen murmeln sie das hebräische „Walle, walle manche Strecke", das Ascher Balbierer herausgefunden hat. Nichts wallt. Der Golem liegt da wie ein Klotz. Wie ein Klotz spottet er allen Wiederbelebungsversuchen. Ascher Balbierer tut erstaunt. „Das nenn ich tot sein!" Man versucht es von neuem. Nacht für Nacht.

Zu dieser Zeit brach in Prag die Pest aus, zwölfhundert Menschen starben. Als einziges Haus der Zeikerlgasse wurde das von Ascher Balbierer heimgesucht, die beiden ältesten seiner fünf Kinder wurden hingerafft. Seine Gattin, Frau Gele, hatte schon vorher gegen die Aufnahme des Golems gezetert, weil sie fürchtete, im Falle einer Entdeckung würde ihr Vater seine Stellung wegen Vertrauensmißbrauchs verlieren, ihr Gatte und ihr Onkel wegen Überschreitung des rabbinischen Verbots bestraft werden. Außerdem hegte sie wohl kein sonderliches Vertrauen in die kabbalistischen Zauberkünste ihres Mannes. Und nun erkrankten noch die Söhne! Frau Gele war überzeugt, kein anderer als der Golem habe ihr das Unglück ins Haus gebracht, und als die Kinder starben, war es entschieden: Er mußte fort.

Nachdem die beiden Leichen gewaschen und vor den Trauergästen in die Särge gebettet worden waren, wurde insgeheim eines der Kinder wieder herausgenommen und zu dem anderen gelegt. In dem zweiten Sarg aber brachte man nun den Golem unter. Ein Karren fuhr die drei Körper in der Richtung gegen Sonnenaufgang auf den Pestfriedhof vor die Stadt.

Hier haben Abraham Chajim und Abraham Secharja den Sarg mit dem Golem auf den Galgenberg hinaufgetragen,

„der da gelegen ist eine Meile und zweihundert Klafter vom Neustädter Tor, auf der Wiener Landstraße, und haben ihn eingescharrt auf der Seite, die der Stadt zugekehrt ist, am Abend des fünften Adar".

So schließt die Geschichte im Manuskriptum. Der Sinn der Golemsage, der Wille zur Macht und seine Überwindung, ist darin zur zweiten Potenz erhoben: Dem Magier, der die Adamsschöpfung nachahmt, folgt der Diener, dessen Streben es ist, seinerseits einen Diener zu haben, und der sich nun im Keller mit Abrakadabra lächerlich abquält, einem Lehmklumpen das „Stehe auf und wandle" beizubringen.

Der Meister hat seinen Frevel selbst beseitigt, der Lehrling wird durch Aberglauben an seinem abergläubischen Beginnen gehindert, er hält den irdenen Gast im Keller für den mordenden Tod und verscharrt ihn auf dem Galgenberg.

Seltsam aber an dieser gewollt-ungewollten Allegorie, an dieser handschriftlich verschleißten Mystagogennarretei ist es, daß alle ihre Orts- und Zeitangaben mit historisch erwiesenen Tatsachen genauer übereinstimmen als die des gedruckten Buches. Während der im Buch erwähnte Schwiegersohn des Rabbi Löw namens Katz nirgends beglaubigt ist, hat es einen Tempeldiener der Pinkassynagoge, Abraham Ben Secharja, wirklich gegeben; sein Grabstein auf dem alten Judenfriedhof berichtet, daß Secharja im Jahre 1602 starb und dreißig Jahre lang besagtes Amt bekleidet hat, also in der Zeit, in der die Sage spielt.

Auch die Angaben des Weges in die und von der Zeikerl (Zigeuner)-Gasse entsprechen lückenlos dem zeitgenössischen Plan Prags, „Prage Bohemica Metropolis Accuratissime expresse 1562", dessen Original in Breslau erhalten ist. Zweieinhalb Kilometer von den Zinnen der Stadtmauer, vom Neutor entfernt, sehen wir auf der Karte den Galgenberg mit Rad und Galgen.

Dort draußen in Žižkov, auf dem niederen Sandsteinhügel, der „Židová pece", Jüdischer Backofen, heißt, wurden jahrhundertelang die Armensünder vom Leben zum Tode gebracht. Der letzte hieß Wenzel Fiala, war ein junger Kellner und hatte seine Geliebte umgebracht; am 18. Juni 1866 fuhr er unter den Galgen. Zehntausende von Menschen starrten von Schaugerüsten und von den Anhöhen auf ihn,

Würstelmänner, Bänkelsänger, Schaubudenbesitzer und fliegende Händler hatten bei diesem Volksfest vollauf zu tun, dem der Tag von Königgrätz folgte, Verwundetentransporte, Bismarck, der Sieger.

Kanonendonner von Königgrätz, 1866 ... Im Kanonendonner von Uzok, 1915, hat mir mein Freund in Wola-Michowa erklärt, warum er im Plan von Prag den Bleistiftstrich in der Richtung gegen jenen Hügel gezogen hat, den ich eben betreten habe, eine Fährte aus Rudolfs II. okkultistisch gelaunter Zeit verfolgend.

Da stehe ich nun auf dem Platz, zu dem der letzte Weg des Golems geführt haben soll. Grab des Golems: ein kaum fünf Meter hoher Hügelzug, schüttere Grasbüschel.

Der Abend bricht an, schon sind die Fabriksirenen verschrillt, die Kuppeln der Wolschaner und Straschnitzer Friedhofskapellen lockern ihre Konturen, über dem Schlot der Kapselfabrik steht eine helle, erstarrte Rauchsäule wie das geblähte Tuch einer Standarte.

Um den Fußballplatz des SC Victoria läuft ein trainierender Leichtathlet, in den Schrebergärten, die sich bis zu den Hügeln drängen und deren Hütten armselig wie Bauernaborte sind, fangen Fabrikarbeiter jetzt für sich zu arbeiten an. Vor dem Haus der Schußwaffenüberprüfungskommission langweilt sich ein Wachtposten.

Unter mir sind Abraumplätze; zerbrochene Kochtöpfe und Waschbecken aus Blech, rostige Konservenbüchsen, unheilbar verbeulte Bratpfannen, Kasserollen, Topfdeckel und Reibeisen mit hypertrophischen Löchern lagern auf unregelmäßigen Haufen. Die Farben dieser Žižkover Dolomiten mischen sich mit Gummigut.

Verrußte Liebespaare suchen sich die engsten Mulden. Rachitische Kinder, zehnjährig, zwölfjährig, schleichen sich indianisch heran, um etwas vom Liebesverkehr zu lernen.

Die Hügel sind von Spaten unterwühlt; nur dünne Sandschichten, überhängend, bilden das Dach der Höhlen. Überall könnte man einen Sarg mit dem Golem hinlegen und den Überhang einstürzen lassen.

Ein dreijähriges Mädchen hat sich vom Abraum einen zinnernen Nachttopf geholt, um darin aus Sand einen guten Gugelhupf zu backen; die Mutter, die mit einem Soldaten

etwas abseits sitzt, stößt den Napf mit dem Fuß fort und schlägt das weinende Kind; Mutters uniformierter Liebhaber lacht dazu.

Menschen gehen müde, gebeugt, blutleer aus den Betrieben in ihre Wohnungen hinter der Stadt, nach Hrdlorez, Maleschitz oder noch weiter.

Und über dem Grab des Golems stehend, weiß ich, warum es sein soll, daß der dem fremden Willen bedingungslos untertane und für fremden Nutzen arbeitende Roboter unwiederbringlich bestattet liege.

EINTRITT VERBOTEN

MENSCHEN IM QUECKSILBER, QUECKSILBER IM MENSCHEN

I

Hinab rasselt der Förderkorb. Ein Brett oben, ein Brett unten. Dazwischen die Passagiere und ein leerer Hunt. Die Felsen, die wir durchfahren, werden zu Seitenwänden des Förderkorbes. Plötzlich klafft eine Wölbung im Schacht, rechts und links ahnen wir Korridore.

In diesem Stockwerk hat der Förderkorb (der gleiche wohl) hundert Jahre lang hundertmal am Tag gehalten, alle Passagiere, alle Lasten wurden ein- oder ausgeladen, hundert Jahre lang war hier Endstation. Ein Heer von Sklaven schürfte von morgens bis nachts, von nachts bis morgens, aber eines Tages war die Strecke abgebaut, und der Fahrstuhlschacht wurde tiefer hinabgeführt.

Nach fünfzig Metern springt wieder ein Bogen Schwarz in den Lichtschein unserer Karbidlampe. Der Eingang zu diesem Korridor ist so niedrig, daß ein Mensch ihn nicht aufrecht passieren kann. Hier stieg kein Mensch ein und keiner aus. Wer in diesem Stollen gearbeitet hatte, hob nach getaner Arbeit nicht sich im Fahrstuhl zum Lichte empor, nur das von ihm geförderte Erz. Die Bergleute dieser Region kamen zu Fuß durch einen Tunnel, den sie sich von ihrer Wohnstätte auf der Erdoberfläche schräg in den Felsen hacken mußten, und kehrten nach Feierabend wieder zu Fuß durch ihren Tunnel heim. Mitten in ihr Haus, das das Königlich spanische Strafhaus war.

In das Königlich spanische Strafhaus von Almaden wurden nur die zu lebenslänglicher Zwangsarbeit Verurteilten eingeliefert. Ihre Lebenslänglichkeit dauerte nicht lange; viele, viele Generationen haben innerhalb des vorigen Jahrhunderts einander abgelöst, die quecksilberne Luft im Bergwerk verkürzte die Haft.

Das alte Zuchthausgebäude steht noch ganz rüstig und massiv inmitten der kleinen Wohnwürfel von Almaden. Man renoviert es jetzt, um Arbeiterwohnungen zu schaffen. Der schräge Felsengang vom Zuchthaus ins Bergwerk wird nicht mehr benutzt.

Vorbei fahren wir am Stockwerk der Sträflinge und an anderen Stollen. Sooft der Förderkorb einen toten Gang passiert, knarrt er, als wolle er sich der Weiterfahrt widersetzen, wieder dort Station machen, wo er Tausende und aber Tausende Male gehalten hat, und noch einmal Fühlung nehmen mit der Rampe, deren bewegliche Fortsetzung er so lange gewesen. Jedoch das Förderseil stoppt nicht. Nimmermehr wird jemand hier oben die kilometerlang sich windenden Labyrinthe betreten, ihr Abbau ist längst vollbracht.

Fast fünf Minuten lang tauchen wir hinab zwischen Stein und Stein, zwischen Schiefer und Quarzit. Im zwölften Stockwerk der Grube San Aquino steigen wir aus, hier endet der Förderschacht, wenn auch die Schichten noch weiter nach unten abgeteuft sind.

Wir klimmen eine ungefüge, schwankende Leiter bergab, und wieder eine ungefüge, schwankende Leiter bergab, und wieder eine – beschwerlich solches Klettern mit dem offenen Licht in der Hand, insbesondere für einen, der es nicht gewohnt ist. Dann sind wir in Sohle dreizehn, dreihundertsiebzig Meter unter dem irdischen Licht.

II

Gekrümmten Rückens tappen wir den Weg. Es heißt aufpassen aufs Hangende, damit der mit einer Art Stahlhelm bedeckte Kopf nicht gegen die Holzstempel stoße.

Aus allen Adern blutet der Berg, Blutgerinnsel bedeckt ihn. Das Blut ist Zinnober, die Tränen aber, die auf den rotwunden Felsen glitzern, sind schieres Quecksilber. An manchen Stellen haben sich Bäche gestaut, eine Lache, silbern, sperrt uns den Pfad, der Tränensee aus dem Märchen.

In der Nähe sind Hauer vor Ort, wir hören Metall auf Stein schlagen, hören dröhnendes Rattern des Bohrhammers.

Von der Hauptstrecke aus sind alle vierzig Meter lang Querschläge zu den Erzkörpern getrieben. Am Ende des Querschlages hängen Lichter, schwingen Schatten umher.

Wo das Gestein gebräch ist, genügt die Haue, um es abzubauen. Andernorts wird geschrämt. Der Mann, der den Bohrhammer bedient, kehrt uns den Rücken zu und schießt in die steinerne Front, daß die Funken stieben; rechts der Auspuff für den Dampf vervollständigt unsere Illusion, in der Schwarmlinie neben einem nach vorne gut gedeckten MG-Stand zu stehen.

Das breite Eisenrohr mit der luftigen Munition – wir sind unterwegs darüber gestolpert – mündet nicht in den Preßluftbohrer, sonst würde es bei der Sprengung zerrissen werden. Fünfzig Schritt vor Ort geht sein Inhalt in einen Schlauch über, den man leicht wegräumen kann, bevor gesprengt wird.

In der Pause beim Schichtwechsel nimmt man die Sprengung vor. Ekrasit wird ins Bohrloch geschoben, die Kapsel mit Fulminat hinterher. Fulminat ist $(CNO)_2Hg$, eine Quecksilberverbindung. Quecksilber schießt auf Quecksilber, wie der Mensch auf den Menschen schießt.

III

Die Menschen hier unten sind fast alle jung. Blasse, hagere Kumpels, wie anderswo auch. Es hieße lügen, verschwiege man, daß in ihrem Mund unversehrt die Zähne blitzen. Es hieße lügen, spräche man nicht aus, daß ihre Hand fest die Haue schwingt, sicher den Bohrhammer bewegt.

Aber es hieße noch mehr lügen, wenn man nicht hinzufügte, was man obertags in den Straßen von Almaden zu sehen bekommt, es hieße noch mehr lügen, wenn man nicht erwähnte, was Geschichte und Statistik aussagen.

Almaden, das war mehr als die Goldgrube Iberiens, weit mehr: es war seine Quecksilbergrube, Lieferantin der Welt.

Roms galante Damen brauchten Vermillon, das Quecksilbersulfid, zur Schminke. Abdurrahman III., Kalif von Cor-

dova, ließ für seine Geliebte im Lustschlößchen Medinat-az-Zahra die berühmte Fontäne aus Mondlicht errichten, das Quecksilber war. Mit Quecksilber vertrieben die Landsknechte ihre Filzläuse, die Offiziere ihre Franzosenkränke. Der Goldmacher primäres Elixier war Quecksilber, das Metall ist und Flüssigkeit zugleich und überhaupt zur Zauberei reizt.

Nicht nur die Quacksalber verordneten Quecksilber gegen alle inneren Störungen, die studiertesten Medici taten desgleichen. Es schien logisch, daß ein Kügelchen Arznei, vorne-oben eingenommen und ohne Formveränderung, ohne Quantitätsverlust hinten-unten von sich gegeben, alle Stoffe wegstoße, die sich unbefugt auf diesem Weg befinden.

Zum Messen von Temperaturen ist jede Flüssigkeit geeignet, aber von der mit dem größten spezifischen Gewicht reicht das kleinste Quantum aus. Deshalb trug jahrhundertelang jede Thermometerröhre Quecksilber im Leibe, ebenso Barometer und Manometer und Rektifikator.

Hasenfelle beizt man von alters her mit Quecksilbernitraten, ehe sie zu Filzhüten geformt werden. Viele Farben, vornehmlich der submarine Schiffsanstrich, taugen nichts, wenn sie nicht Quecksilber enthalten.

Und alles kam aus jener iberischen Grube, die keinen Namen hatte, einfach die Grube (arabisch: „al maden") war. Nur im österreichischen Idria und im italienischen Montamietta gab es eine Konkurrenz; die Vorkommen dort konnten sich jedoch an Ergiebigkeit mit dem spanischen niemals messen. Der Erzzug von Almaden erreicht eine Mächtigkeit von acht bis vierzehn Metern bei einem durchschnittlichen Erzgehalt von dreizehn Prozent, wogegen in jenen Auslandsgruben der Erzgehalt kaum 0,8 Prozent ausmacht.

In Montamietta und Idria werden die Arbeiter, die obertags beim Destillationsprozeß die Quecksilberdämpfe einatmen, nach einiger Zeit zur Grubenarbeit kommandiert, damit sie sich unten erholen. Das Umgekehrte geschieht in Almaden, denn der Gifthauch der unterirdischen Felsen ist hier stärker als der des kondensierten Quecksilbers. Almaden: reichste Quecksilbergrube in der Erde der Erde.

Die christlichen Könige aus den Häusern Aragonien, Kastilien, Habsburg und Bourbon, mit Galeerensklaven,

also unentgeltlichen Bergleuten, weniger gesegnet als ihre phönikischen, griechischen, römischen, westgotischen und arabischen Vorgänger und verschuldet bis dorthinaus, konnten ihre Gläubiger nur mit Quecksilber bezahlen, mit dem noch nicht geförderten Quecksilber. Zunächst ward Almaden als Lehen den Tempelrittern gegeben, die dem Hof bei seinen Kriegen halfen. Später, gerade als Quecksilber für die spanischen Kolonien zur Ausbeutung der neuentdeckten Silbergruben unentbehrlich geworden war, erhielt die Familie Fugger zu Augsburg für eine Karl V. gewährte Anleihe die Grube zum Pfand.

Was Spanien für Südamerika brauchte, kaufte Spanien anderthalb Jahrhunderte lang von den Fuggers, die es dem spanischen Boden durch spanische Leibeigene entreißen ließen. Endlich war der Vertrag abgelaufen, und Spanien versuchte, die Grube in eigener Regie zu führen, wobei Mörder und Staatsverbrecher als unentgeltliche Arbeitskräfte helfen sollten. Jedoch 1870 mußte dem englischen Haus Rothschild für die dem Staat geborgte Summe von 42 Millionen Pesetas eine Hypothek auf Almaden und eine jährliche Abzahlung von 32 000 Flaschen Quecksilber gewährt werden.

Um eine solche Produktion herauszuholen, reiste Direktor José de Monasterio nach Mitteleuropa, studierte die modernsten Bergwerkseinrichtungen, kaufte eine Wattsche Dampfmaschine und andere Apparate. Das Pensum wurde erfüllt, mit dem Nebenergebnis, daß die Belegschaft von den Giftgasen geradezu niedergemäht wurde.

Vor der Ofenanlage rotteten sich die Arbeiter zusammen und protestierten gegen den Massenmord. Direktor Monasterio stellte sich ihnen mit seinem Ingenieur Sebastian Buceta entgegen, und beide wurden getötet. Das war um 1870, während der ersten spanischen Republik. Das absolute Königtum hätte nicht härter Rache nehmen können: an zehn Galgen ließ die Republik zehn Arbeiter von Almaden baumeln.

Nicht bekannt sind die Namen der Gehängten, nicht bekannt das genaue Datum. Über die Revolte von Almaden steht kein Wort in der Geschichte von Almaden, kein Bild und kein Andenken im Betriebsmuseum. Weder in der spani-

schen Enzyklopädie noch in den Monographien über soziale Bewegungen findet sich etwas über diesen Aufstand. Und doch war er ein einzigartiger Maschinensturm. Er richtete sich nicht gegen die Maschine als Verdrängerin vom Arbeitsplatz, er richtete sich gegen ihre Massenfabrikation von Giftmord. Diesem Maschinensturm fielen nicht die Maschinen zum Opfer, sondern zwei Männer, die sie eingeführt hatten, und zehn von denen, die sich dagegen gewehrt.

Die Arbeiter Almadens wissen von dieser Begebenheit ebensowenig wie die Bücher. Es lebt kein Zeitgenosse mehr des Tumults und der Hinrichtungen, vielleicht auch keiner mehr von den Söhnen der Zeitgenossen.

Man erreicht kein hohes Alter in Almaden.

IV

Auf einen Greis deutend, der abends auf der Calle de Canalejas bettelte, sagte mein Begleiter: „Das ist der Bruder eines Jugendgenossen."

Ich verstand nicht gleich. „Du meinst wohl, der Großvater?"

„Aber nein. Er ist erst dreißig Jahre alt."

Ich sah ihn an, den Greis, der dreißig Jahre alt ist. Ohne Zähne, ohne Farbe im Gesicht, stand er da und streckte seine Hände dem abendlichen Korso auf der Calle de Canalejas entgegen. Wahrlich mitleidheischende und mitleiderregende Hände! Sie schwangen in rasendem Tempo hin und her, als gehörten sie nicht zu dem Körper, der müde, wie tot, an einer Wand lehnte.

Solchen Schüttlern und Zitterern – nicht Opfer des Krieges, sondern Opfer des Quecksilbers – begegnet man in der Zeile zwischen den ebenerdigen kahlen Häuschen von Almaden auf Schritt und Tritt. Zahnlose anämische Greise, auch sie vielleicht nur dreißig Jahre alt.

In Bretterkisten, die mit Rädchen versehen sind, werden einjährige oder fünfjährige Kinder – wer vermag hier das Alter abzuschätzen – von älteren Geschwistern spazierengeschoben. Welch eingefallene, unkindliche, hoffnungslose Gesichterchen!

Ich würde mich nicht wundern, wenn mein Begleiter mir sagte, diese Kleinen hätten schon Jahre der Grube hinter sich. Aber sie haben sie erst vor sich.

V

Vor den Kumpels, die wir im matten Flämmchen unserer Grubenlampe den Zinnoberstein behauen oder bebohren sehen, haben in anderen Epochen die Schicht gemacht: Galeerensträflinge der Phöniker; Sklaven der Griechen; von den Arabern gefangene Giaurs, Ketten und Kugeln klirrten an ihren Füßen; Leibeigene, mit Peitschen angetrieben. Die nachfolgende Schicht hatte nur einen Ausgang aus dem Schacht: den Eingang ins Zuchthaus, nur einen Ausgang aus dem Zuchthaus: den Eingang in den Schacht.

Sklavenarbeit und Sträflingsarbeit wurden schließlich aufgehoben, und Lohnarbeit trat an ihre Stelle; Spanier einer spanischen Republik fuhren ein, von denen man eines Tages zehn an den Galgen knüpfte, um die anderen einzuschüchtern.

Noch vor einigen Jahren war die Belegschaft von Almaden vom Militärdienst entbunden. Ohne dieses Privileg hätten hier nur wenige Arbeit gesucht, hätte man den Betrieb unmöglich vor Abwanderung schützen können. Heute ist das Gesetz aufgehoben. „Die allgemeine Wehrpflicht der Republik Spanien duldet keine Ausnahme." Vor allem, wenn Arbeitslosigkeit herrscht. Dann nimmt jeder jede Arbeit an. Auch die im Quecksilberbergwerk.

Almaden ist von der Krise nicht verschont geblieben. Langsam schlich sie durch die Jahrhunderte heran. Wo sind sie hin, die Kurtisanen Roms, die nur des Mercuriums und der Purpurschnecken bedurften, um Lippen und Wangen verführerisch zu röten? Wo sind sie hin, die verliebten Kalifen, die das Herz ihrer Favoritin mit sprudelndem Mondschein erfreuten? Wo sind sie hin, die schlichten Scharlatane, die mit Quecksilberkügelchen gleichermaßen der Hartleibigkeit wie dem Zipperlein und den fraulichen Störungen zu Leibe rückten? Wo sind sie hin, die Hofalchimisten, die mit trockenem Wasser, dem „Diana-Regen", und anderen Queck-

silbergaukeleien den gläubigerbedrängten Monarchen Hoffnungen einflößten?

Verschwunden, verschwunden all das und anderes auch. Das Salvarsan verdrängte die Schmierkur. Es gibt Barometer und Thermometer ohne Quecksilber, Spiegel mit Zinnbelag. Die Republiken Mittel- und Südamerikas, die bis in die letzte Zeit das Quecksilber zur Ausbeutung ihrer Gold- und Silberminen aus dem einstigen Mutterland bezogen, sind zur Autarkie übergegangen und schroten ihre geringprozentigen Zinnobervorkommen selbständig aus.

Was als Antiseptika und für Zahnplomben, was in der Mechanik für Rotationspumpen und für automatische Stromausschaltungen an Quecksilber gebraucht wird, fällt im Weltkonsum nicht ins Gewicht. Der Plan, in den Superzentralen, insbesondere auf Schiffen, statt Wassers Quecksilber verdampfen zu lassen und wieder zu kondensieren, weil Quecksilber weniger Raum einnimmt, hat sich bisher nicht durchgesetzt.

Dennoch ist Almaden keineswegs pleite. Es besteht Bedarf an Quecksilber bei einer Industrie, die keine Pleite kennt, bei einer Industrie, die als Bezieher alle anderen Industrien reichlich aufwiegt. Erraten, die Kriegsindustrie! Jener Quecksilberverbindung, mit der wir den Quecksilberfelsen hier sprengen sehen, des Fulminats, bedürfen die Kapseln der Gewehrpatronen, der Artilleriegeschosse, der Dynamitpatronen, und das ist viel.

Die Almadener Statistik reicht bis zum Jahr 1419 zurück. Wieviel von diesem mittelalterlichen Jahr an bis 1925 jährlich gefördert wurde, ist auf einer graphischen Tabelle im Direktionsgebäude klar ersichtlich. In diesem halben Jahrtausend wurden 5 527 899 Flaschen (nur eine Flasche fehlt seltsamerweise zur runden Zahl) zu vierunddreißigeinhalb Kilogramm produziert, was einer Förderung von 2 847 163 Tonnen Zinnober entspricht. Jene 32 000 Flaschen, die in den siebziger Jahren an Rothschild als Jahrestribut abgeliefert werden mußten und zur Aufstellung von neuen Maschinen und zehn Galgen Anlaß gaben, bildeten den Rekord, niemals war bisher mehr erzielt worden. Erst im Jahre 1928 wurde dieser Rekord gebrochen, mehr als die doppelte Leistung vollbracht: 70 000 Flaschen.

Das ist auch wieder vorbei, soviel beträgt heute der Welt-

bedarf, von dem Almaden die Hälfte deckt. Produktionsrückgang um fünfzig Prozent nach erfolgter Modernisierung der Maschinen und Rationalisierung des Betriebes bedeutet Massenentlassungen.

Natürlich wird nicht nur die Anzahl der Arbeiter davongejagt, um die man die Belegschaft verringern will, sondern man entläßt alle jene, die nicht mehr die Jüngsten und Gesündesten sind, und nimmt an deren Stelle Junge und Gesunde auf, neue Kräfte.

Auswahl ist da, weit mehr als die 2500 Mann, die das Werk braucht, hundertmal 2500, tausendmal 2500, fast zehntausendmal 2500 Mann. Es gibt Millionen von Arbeitslosen in der Welt, und sie sind allesamt einschränkungslos bereit, sich zu jedem Lohn und unter jeder Bedingung an jeden Arbeitsplatz zu stellen. Verzweiflung bemächtigt sich der Entlassenen und der vergeblich Arbeitsuchenden.

War man ursprünglich mit Fesseln an die verderbenspeienden Höhlen geschmiedet, war man später dadurch hier festgehalten, daß zwischen Kerkerwand und Giftwand nur ein Weg, aber kein Ausweg blieb, hatte man sich hernach nur deshalb ins Quecksilber verdingt, um sein Leben nicht auf Kriegszügen in Südamerika oder Nordafrika zu beenden, entschloß man sich schließlich zur Arbeit in Almaden, weil es keine andere Erwerbsmöglichkeit gab (Tod durch Hunger ereilt die ganze Familie, während das Gift der Mine nur einen umbringt) – im zwanzigsten Jahrhundert hat der Wahnsinn der Wirtschaft den Gipfel erklommen, man wird gewaltsam von den Plätzen der Kettensträflinge verjagt, sehnsüchtig streben Massen in die Korridore des Todeshauchs und vergeblich.

Wer hätte je eine solche Vision auszudenken vermocht: eine Inquisitionskammer, in der die Gefolterten vor Angst zittern, man könnte ihre Daumenschrauben lösen, sie von der eisernen Jungfrau trennen, vom Streckbett vertreiben. Eine unabsehbare Menschenmenge drängt heran, schaut neidisch auf die, die gerädert und gestochen und gepfählt werden, und fleht, auch vorgenommen zu werden.

„Da könnte jeder kommen", schreien die Folterknechte den Bewerbern zu, „schert euch zur Hölle!"

Zur Hölle? Dort ist sicherlich längst die alte Aufforderung

beseitigt worden, beim Eintritt alle Hoffnung fahrenzulassen. Dort steht heute sicherlich nur die Aufschrift:

WEGEN ÜBERFÜLLUNG GESCHLOSSEN.

VI

Die Kumpels im Stollen sind zumeist Neueingestellte. Sie sehen nicht aus, als wären sie einst als Kinder in den Bretterkisten durch die Gassen von Almaden gefahren worden. Wohl aber werden sie bald so aussehen wie die vermeintlichen Greise, die dem abendlichen Korso auf der Calle de Canalejas die flatternden Hände entgegenstrecken.

Von der jeweiligen Belegschaft leiden 36,2 Prozent an chronischen Krankheiten, darunter 29,9 Prozent an Merkurialismus (Hydrargyrasis). Festgestellt ist, daß Dämpfe durch die Schleimhäute und den Atmungsapparat sowie durch Wunden in den Körper eindringen; möglicherweise erfolgt die Infektion auch durch die Verdauungsorgane.

Die Folgen sind: Ausfall der Zähne, Blutarmut, Herzschwäche, vorzeitiges Altern, Zerstörung des Nervensystems (die Gliedmaßen beginnen konvulsivisch zu zucken, wenn sie zu einer Bewegung eingesetzt werden), Entzündungen im Mund mit Speichelfluß, Diphtherie des Dickdarms.

Statistiken liegen vor. 535 aktive Arbeiter, über dreißig Jahre alt, mehrere Jahre in der Grube tätig, wurden ärztlich untersucht. Von ihnen wurden nur 251 als gesund befunden, und zwar sieht ihre Gesundheit so aus: 75 vollkommen gesund, 69 von Hydrargyrasis geheilt, ohne daß Spuren zurückgeblieben sind, 107 mit zurückgebliebenen Spuren.

Nicht weniger als 284 der Untersuchten zeigten Vergiftungserscheinungen, davon 16 solche leichterer Art (auffallende Blässe, Zahnausfall, Körperschwäche, Herzfehler und verfrühtes Altern), die übrigen 268 schwere Hydrargyrasis mit Zittern, Entzündungen und inneren Krankheiten.

Eine Statistik, entsetzlich genug. Aber im Laufe der Jahre, da die Untersuchten im Quecksilber arbeiteten, haben viele andere an ihrer Seite gehackt, mancher eine kurze, mancher eine lange Zeit. Die konnten nicht mit untersucht werden. Sie fahren nicht mehr in die Grube.

VII

Die Erzblöcke, die losgehauenen, werden emporgehoben zum Sonnenlicht. Dort oben die Förderrampe, auf der der Bergmann nach Feierabend aussteigt, ist für das Erz nur eine Umsteigestation, es fährt weiter auf einer Schwebebahn in den metallurgischen Distrikt des Werkes, den Cerco de Buitrones.

Will man das Material begleiten, um keine seiner Etappen aus dem Auge zu verlieren, so muß man diese Marotte mit Unbequemlichkeiten bezahlen. Schlecht sitzt es sich in einem hängenden Hunt.

Eben noch hat man rotwunde, tränenglitzernde, dunkle und lärmende Labyrinthe des Erdinnern durchirrt, jetzt schwebt man dahin zwischen Himmel und Wiesen. Graugrüne Berge mit zinnenartig gezacktem Kamm (die Sierra Morena) spannen sich als Rahmen um die Ebene. Ein karges, aber friedliches Land, Schafe grasen.

Tief darunter kauert das Quecksilber, älter als das Menschengeschlecht, und wehrt sich wie ein Drache mit gifttragendem Fauchen gegen den Eindringling. Beide siegen, beide unterliegen. Mit mir fahren Stücke des erzenen Drachenleibes, blutende, weinende Stücke, unter mir siechen Menschen an seinem Gift dahin.

Die Luftbahn führt über ein Renaissancetor hinweg, den Eingang zum Destillationswerk, über den Mittelbogen ist das spanische Wappen gemeißelt, umhängt von der Kette des Goldenen Vlieses.

Halt! Taumelnd bleiben die Wägelchen stehen, das meine knapp über dem Gipfel eines Abraumhügels. Die Waggonets kippen, das Erzgestein fällt in den Hof, der Passagier klimmt zu Fuß den Hang der Halde hinab.

Arbeiter ordnen die Zinnoberblöcke nach der Ergiebigkeit und laden sie dem Kran auf, der sie zu Haufen schlichtet. Als arm gelten Stücke mit etwa zwei Prozent, die reichen sind oft fünfunddreißig Prozent reich. Einer der Hügel besteht aus zerstückeltem Häuserrest, Ziegeln, alten Bausteinen, Mörtel – Trümmer demolierter Kondensationskammern, sie haben im Laufe ihrer Arbeit viele Atome von Quecksilber in ihre Mauerwände gesogen und müssen jetzt

wieder alles hergeben. Quecksilber ist ein kostbarer Stoff, vielleicht wird es auch einmal zur Ausbeutung des Menschenfriedhofs kommen, wenn's der Konsum verlangt ...

Einen Schachtofen aus Spaniens Araberzeit, einen „Bustamento", hat man hier belassen, und „Xabecas", bauchige Destillationsgefäße aus Ton, zu langen Strängen verbunden und in Rinnen nebeneinanderliegend. Diese antiken Produktionsmittel verstärken die monumentale Wirkung der modernen.

Acht Schüttröstöfen stehen wie eine Serie von Ozeanriesen da. Alle vom gleichen Typ (System Czermak-Spierck), doch trägt jeder einen anderen Namen am Bug, den Namen eines verstorbenen Verwaltungsrates oder Direktors. Jeder Ofen nimmt andersprozentige Blöcke auf, und seine Endprodukte gehen in ein nur ihm zugehöriges Becken des Quecksilbermagazins über.

Auf einem achtzig Meter langen Laufband nahen Gestein und Kohle, in der fünfhundertfünfziggrädigen Glut des Kessels schmilzt der Zinnober, vergast das Quecksilber und entweicht – glaubt zu entweichen.

Felsengrau und felsenhoch stehen die Wellen der Röhrenanlage in der Landschaft. Senkrecht steigt in ihnen das Quecksilber hoch, das so lange gebunden war und sich nun freut, ein luftiges Aggregat zu sein; dann läßt es sich längs der nächsten Felsenwand hinab, steigt wieder hinauf, wieder hinab. Kälter wird es ringsumher, immer schwerer wird dem flüchtigen Element zumut, es verliert sein Schweben und Schwingen, um schließlich – just zweihundert Meter hat es innerhalb der Kondensationsrohre durchmessen – müde in ein Becken zu rinnen.

Jawohl, zu rinnen. Es ist das geworden, was es ist: eine Flüssigkeit. Die schwerste aller Flüssigkeiten. Der Aufseher am Ufer des perlmuttnen Sees will das dem Besucher beweisen. Er legt ein eisernes Gewicht auf die Oberfläche des Quecksilbers, ein Stück von fünf Kilogramm. Dann schaut er dich stolz an; siehe, das Gewicht schwimmt wie Papier.

Er schöpft von dem Naß in ein weißes trockenes Tuch, er schwenkt das rundgefüllte Tuch über dem Bassin, glitzernde Strahlen wachsen augenblicklich im Kreis, eine Mon-

stranz entsteht und vergeht, denn allzubald hat der Diana-Regen zu Ende geregnet, das trockene Tuch ist trocken geblieben.

Um meine Hand ins Becken zu tauchen, muß ich stark drücken, es ist, als wäre ein Wasserspiegel auf eine Sprungfeder montiert, ich schiebe auch den Arm hinein mitsamt dem Rockärmel, alles bleibt trocken. Ob meine Manschettenknöpfe aus Gold seien, fragt der Arbeiter besorgt. Wären sie aus Gold oder auch nur vergoldet, so hätten sie sich aufgelöst.

„Sie können auch das Gesicht eintauchen", fordert er mich auf.

Ist das nicht schädlich?

Er lächelt, wie man im Schützengraben über die Fragen und das Verhalten von Neulingen zu lächeln pflegte.

„Ach nein, einmal eintauchen ist nicht gefährlich."

VIII

Casa Grande, das große Haus, nennt man in Almaden das Direktionsgebäude, denn im Vergleich zu den Arbeiterhäusern, die es umgeben, ist es ja wirklich ein Wolkenkratzer. In der Casa Grande amtiert der Direktor. Señor Madariaga ist von Amts wegen auch Leiter der zum Werk gehörenden Bergwerksschule, privaterweise Präsident der Internationalen Psychotechnischen Vereinigung.

Wir sprechen über das Bergwerk. Mir ist da unten einiges aufgefallen, die primitiven Grubenlampen mit offenem Licht, keine Schutzvorrichtungen, kein Ausbau im Förderschacht.

„Oh, das reicht alles aus", sagt der Direktor, „wir hatten seit hundert Jahren keine Katastrophe, schlagende Wetter gibt es nicht im Zinnobererz, ernsthafte Unfälle sind sehr selten. Wenn nur die Quecksilberdämpfe nicht wären!"

Der Ventilator im Stollen war auf 600 Kubikmeter eingestellt, ist das nicht zuwenig Wetterzufuhr?

„Der Ventilator kann per Minute 1250 Kubikmeter leisten, aber es ist nicht gut, ihn auf voll einzustellen, das entwickelt noch mehr Quecksilbergas."

Was also läßt sich gegen das Gift tun?

„Es gibt kein Mittel. Die Einwirkung auf den Arbeiter kann man nur dadurch herabmindern, daß man die Arbeitszeit des einzelnen beschränkt. Die Bergarbeiter machen alle drei Tage eine sechsstündige Schicht, sind nur achtmal im Monat unter Tag. Zwei Monate im Jahr sind sie mit Feldarbeit beschäftigt, ein Gut von 10 000 Hektar gehört zum Werk. Die Belegschaft der Destillation ist in sieben Schichten geteilt, wer heute in der ersten Schicht steht, arbeitet morgen in der vorletzten. Es wird Tag und Nacht gearbeitet, viermal zu sechs Stunden."

Bekommt die Belegschaft Milch während der Arbeitszeit?

Der Direktor schaut mich von der Seite an. „Sie meinen, wie in Rußland?"

Ja. Ich war im vorigen Jahr in der Sowjetunion, dort bekommen die Arbeiter der chemischen Betriebe alle zwei Stunden ein Glas Milch. Das soll das beste Gegengift sein.

„Der spanische Arbeiter ließe sich das nicht vorschreiben."

Und Gasmasken?

„Ein Spanier würde nicht mit der Gasmaske arbeiten. Außerdem dringt ja, wie Sie wissen, der Giftdampf nicht nur durch die Atmungsorgane in den Körper ein. Da müßten die Arbeiter auch noch Handschuhe haben und hermetische Kleider. Das mag vielleicht in Rußland durchführbar sein, in Spanien sind die Leute zu individualistisch."

Nun, so gehen wir denn in Freundschaft auseinander.

Im Patio, dem schönen Hof der Casa Grande, hängen Arbeitsschutzplakate, wie überall in Fabriken. Abschreckende Bilder mit den Texten: „Es ist ungesund, während der Arbeit zu rauchen." – „Hütet euch vor dem Alkohol." – Und so.

Der Bergmann von Almaden muß in der Höhle jener unsichtbaren, unterirdischen, verschlungenen Viper arbeiten, die mit unbemerktem Biß seine Knochen und Adern und Muskeln vergiftet. Überall lauert sie, doch Plakate, wohlmeinend, fürsorglich, warnen den Bedrohten vor anderen Gefahren. Wie, du rauchst? Wie, du trinkst?

ICH BADE IM WUNDERTÄTIGEN WASSER

Ich wollte mir Schwimmhose und Handtuch mitnehmen, als ich von zu Hause wegging. Es war richtig, daß ich es nicht getan.

Das heilige Bad ist gleich neben der Grotte Masabielle, in der im Jahre des Heils 1858 die Mutter Gottes einem vierzehnjährigen Mädchen, wie man aus dessen Munde weiß, achtzehnmal erschien.

Beim dritten Male hatte Maria verkündet: „Kommet zu diesem Brunnen, um zu trinken und euch hier zu waschen." Dabei wies sie in eine Ecke, wo eine Quelle sprudelte. So steht es in den Legendenbüchern, und Millionen Gesunde und Kranke wallfahren seither nach Lourdes, dieses Wasser zu trinken und sich damit zu waschen.

Den schwersten Fällen genügt das nicht, sie wollen in dem heiligen Wasser auch baden. Für sie sind die Piscinen da, ein dreifaltiger Pavillon, je eine Einfalt für die Frauen, eine für die Kinder und eine für die Männer bestimmt. Ich wollte mir Schwimmhose und Badetuch mitnehmen, als ich von zu Hause wegging. Es war richtig, daß ich es nicht getan. Denn keineswegs so spielt sich der Besuch dieser heiligen Badeanstalt ab wie der Besuch irgendeiner anderen Badeanstalt, man kann nicht einfach hineingehen, eine Karte lösen, eine Kabine zugewiesen bekommen, in eine frischgefüllte Wanne oder in ein Bassin steigen, sich massieren lassen, duschen, abtrocknen – nein, nichts von alledem.

Vorerst muß jeder, der da hofft, daß das heilige, heilende Wasser nun alle Gebrechen von und aus seinem Leibe spülen werde, zu warten verstehen. Oberste Badevorschrift hier ist das Sprichwort: Hoffen und harren macht...

Man hofft und harrt im Vorhof, der durch ein Gitter vom Weg zur Grotte getrennt ist. Am Eingang stehen Männer mit Gurten und helfen, Kranke von der Tragbahre auf Rollbahren umzuladen. Diese Rollbahren, eiserne Bretter auf Rädern, gehören zum Inventar der Wundertäterei, Täfelchen

mit Danksagungen schmücken sie. Je drei Bankreihen sind den bäderheischenden Fußgängern zugewiesen; verläßt eine Partie gebadet die Piscinen, darf die nächste eintreten, und die übrigen rücken vor. Vorläufig sind wir noch lange nicht soweit. Zuerst kommen die Wall*fahrer* im engeren Sinne daran, die, die herangefahren werden. Immer neue, der Vorhof ist voll, er könnte keinen Rollstuhl, keine Bahre mehr fassen.

Jenseits des Gitters zieht das Heer der Pilger zur Grotte. In allen Winkeln der Katholität gesammelt, marschiert es, Regimenter und Troß von nah und fern. Trachten aller Länder und Stände, Spitzenhauben und Hüte, Zylinder und Fellmützen. Davor, dazwischen, dahinter huscht männliche und weibliche Geistlichkeit – Offizierskorps und Unteroffizierskorps dieser Armee, der man Kultus statt Kultur, Abkehrung statt Aufklärung gibt, Wunder verspricht, statt Hilfe zu versuchen. Achtzig Jahre lang währt dieser Zug.

Unendliche Armee von Freiwilligen und Geworbenen, die keine Löhnung erhalten, sondern Löhnung bezahlen. Sie sind die Bauherren der Basilika aus Gold und Marmor auf dem Hügel, sie bezahlten eine zweite zu Füßen der ersten, Mosaike und Statuen und Kapellen und eine goldene Krone von zehn Meter Umfang, sie deckten die Kosten für eine dritte Kirche unter der zweiten, einen unterirdischen Dom, sie trugen die Spesen für den Bau der Via triumphalis, der Parkanlagen, eines Bischofsschlosses, der Herrensitze für den Klerus und des Passionsweges mit monströsen Bronzegruppen. Ganze Volksvermögen wurden in Lourdes verbaut und verbraucht, und noch mehr Geld ging und geht via Lourdes nach Rom. Hier ist ein Wunder, glaubet nur.

Nun defilieren die Heerscharen vor uns, Klappstuhl unter dem Arm, Rosenkranz und Gesangbuch in der Hand, das Abzeichen ihrer Pilgergruppe auf der Brust. Alle sehen uns an, uns, denen das Gebet vor der Grotte und der Trunk aus der Quelle nicht genügt, uns, die wir zur Erlösung von unserem Leiden eines Vollbades bedürfen. Viele bleiben stehen, warten, ob jemand aus dem Bad stürzen wird, die Krücken schwenkend, seine Prothese abreißend, „ich bin geheilt, ich bin geheilt!", und den Schrei der Menge auslösend: „Un miracle . . . ein Wunder!"

Drei Patres auf dem Vorhof flehen ein solches Wunder herab. Der in der Mitte, barhäuptig, ist der Prediger, ein Sprecher von hohen Graden. Er wendet sich an die Menge am Gitter. Kein Schauspiel sei das Leiden anderer, es sei Pflicht aller Vorübergehenden, mitzubeten und Gelübde zu tun, auf daß die Jungfrau herniedersteige und das Wunder der Gnade vollziehe. Dann gibt er seinen beiden Amtsbrüdern das Wort, und diese beten vor, das Credo, das Gloria, das Vaterunser, den Englischen Gruß. Die Menge spricht den Chor.

Jenseits des Gitters beten Angehörige der Badenden, der aufs Bad Wartenden mit, inbrünstiger als die Priester, inbrünstiger als die anderen Pilger. (Auch auf mich wartet jemand draußen und wird mir nachher erzählen, daß ein deutsches Ehepaar mit den Worten vorüberging: „Du, der zweite in der zweiten Bank sieht wie der Kisch aus." – „Zuzutrauen wär ihm das.")

Zu Füßen der geistlichen Fürsprecher stöhnen und wimmern Kranke ein gebetetes Stöhnen, ein betendes Wimmern, wenn es nicht gar ein schreiendes, befehlendes Gebet ist. Ein Kind kreischt unaufhörlich, die anderen übertönend. Sein Rollstühlchen steht hart neben dem Geistlichen in der Mitte, neben dem, der so ergreifend von der Mildtätigkeit Gottes und von der Pflicht zur Güte zu sprechen weiß, ohne sich durch das gellende, verzweifelte Gebrüll des Kindes auch nur im geringsten stören zu lassen. Aber da die fromme Stimmung gestört wird, rollt einer der Träger den Krankenwagen aus dem Gitterhof.

Schreiender als die Schreienden sind die Stillen, ihre weißen Augen sehen das Nichts. Bahren trägt man herbei, auf denen Bündel von Tüchern und Decken liegen und nichts anderes zu liegen scheint als diese Bündel von Tüchern und Decken. Doch müssen in diesen Bündeln Menschen sein. Leben sie noch?

Schwimmhose und Badetuch wollte ich mitnehmen! Welch grotesker Einfall, irdische Utensilien in eine Welt, wo Sterbende umherfahren und Tote baden und Publikum erwartet, daß das Wasser sie ins Leben zurückrufe.

Wir zu Fuß Gekommenen sitzen schon über zwei Stunden im Vorhof, und noch immer kommen Bahrlägerige aus dem

Innern des heiligen Badehauses. Wer vorher wimmerte, wimmert auch jetzt, wer stöhnte, stöhnt auch jetzt, in die leichengelben Gesichter fuhr keine Lebensröte, in die leeren, der Leere zugekehrten Augen kein Inhalt, Lippen bewegen sich zitternd, nur in den Tücherbündeln auf den Bahren regt sich nichts. Die Angehörigen stürzen auf die Kranken zu und rufen und schauen sie forschend, hoffend an. Nichts ...

Aber die Chance ist noch nicht vorbei, vor der Grotte kann sich die heilige Jungfrau gnädig herabneigen zu dem Leidenden, der ihr Gebot erfüllte, der von weit her kam, um von diesem Wasser zu trinken und hier zu baden. Also wird der Kranke nach dem Bad zum heiligen, heilenden Fels gebracht, die Träger beten laut, die Angehörigen begleiten betend die Bahre.

Wir, dem Bad noch entgegenharrend, können die Grotte nicht sehen, sie liegt um die Ecke, etwa fünfzig Schritte von uns entfernt, aber wenn sich ein Wunder begäbe, so würden wir den Jubelruf des Erlösten hören und den Freudenschrei der Menge.

Nichts hören wir.

Die gehend Gekommenen und sitzend Wartenden rücken je einen Platz hinauf, bald werden wir aus dem Wartezimmer der Mutter Gottes in ihr Ordinationszimmer gerufen werden. Mein Nachbar zur Linken wohnt in meinem Gasthof, er ist Kanzleibeamter in Paris, gestern abend haben wir miteinander Schach gespielt. Er hat eine Wirbelsäulenverkrümmung von Geburt an, der Körper ist um fast fünfundvierzig Grad nach rechts geneigt, kein Spezialist konnte ihm helfen. Nun versucht er es mit Lourdes. Es sei wegen der Frauen, gestand er mir gestern, man käme ihnen lächerlich vor.

Dem langbeinigen Iren habe ich im Eisenbahnzug den Dolmetscher gemacht. Er schaut immerfort zu mir herüber, vielleicht will er etwas fragen, aber er läßt es sein, denn jetzt ist nicht der Moment zu Gesprächen.

Mein dritter Bekannter schritt am Sonntag auf seinen Krücken wacker neben mir einher in der Prozession, zu der halb Portugal mit dem Erzbischof und allen Bischöfen gekommen war. Es war eine der abendlichen Prozessionen von Lourdes, deren Ausstattung raffiniert und kostbar ist.

Vor der Grotte sammelte man sich, ein Zweig in der Felsenritze bewegte sich, vielleicht durch das Flackern der Kerzen, vielleicht vom vieltausendstimmigen Gemurmel.

Beim ersten Klang der Glocken entzündeten die Wallfahrer ihre Fackeln, formierten sich zum Zug und stimmten das Ave-Maria an. Der Refrain war kaum verklungen, als er, wie ein Engelschor, von der Höhe der Felsenwand noch einmal ertönte. Dort waren die Kirchensänger von Lourdes postiert. Dieweil wir um die Ecke bogen und des Doms ansichtig wurden, leuchteten seine Konturen auf, als wären sie entflammt vom Singen. Tore und Türme und Fenster und Rosette strahlten in der Umrahmung der Glühbirnen. Mit sangen die Glocken

Ave,
Ave,
Ave Maria,

der Zug der Flammen und Stimmen bewegte sich die Rampe hinauf. Zu Füßen der gekrönten Mutter Gottes brannte der Rosenstrauch, zu ihren Häupten brannte die Krone, Lautsprecher gaben unseren Gesang zurück, der Zug der Flammen und Stimmen bewegte sich auf der andern Seite die Rampe hinab.

Vor der Rosenkranzkirche standen die Bischöfe, ihnen entgegen wand sich in Schlangenlinien die Prozession über den großen Platz. Von der Freitreppe herab dirigierte ein Chorregens abwechselnd die Menge und den Kirchenchor, das Ave-Maria wurde vom Credo abgelöst, der portugiesische Erzbischof und seine Bischöfe erteilten der niederknienden, sich bekreuzigenden Menge den Segen.

Den ganzen Weg war der Mann, der jetzt mit mir des Bades gewärtigt, mitgehumpelt. Seine Krücken hatte er in die Achselhöhle geklemmt, das Gesangbuch hielt er in der Hand und begnügte sich nicht damit, den Refrain mitzusingen, das Ave, Ave, Ave Maria, er schmetterte in hellem Bariton alle Strophen über die Menge. Von Zeit zu Zeit schaute er mich, der ich neben ihm ging, Anerkennung heischend, an – jetzt streift er mich mit keinem Blick. Hier hat niemand einen anderen Nachbarn als sich selbst. Hoffen und Harren ist eine ausfüllende Tätigkeit.

Endlich ist die Reihe an mir. Ein Vorhang mit den Initialen von Nôtre Dame des Lourdes wird zurückgeschlagen, ich trete mit drei anderen in eine kleine Kabine. Der steinerne Fußboden ist naß und schmutzig, auf einer Bank sitzend, entkleiden wir uns. Neben mir ist ein Mann, schon nach dem Bad, anscheinend nicht imstande, sich allein anzukleiden. Stoßweise zuckt sein Körper, seine Hände können die Knöpfe nicht schließen. Ein Badediener hilft ihm.

Drei Becken sind in den Boden eingelassen, aber nur das mittlere ist mit Wasser gefüllt. Einer der Bademeister, stattlicher Mann mit Habichtsnase und weißem Bart, sieht wie ein Wildschütz in den Alpen aus. Sein jüngerer Kollege, weltmännisch, weist uns an, außer dem Hemd alles abzulegen. Der lange Irländer wendet sich an mich. „What did he say?" Bevor ich übersetzen kann, hat schon der Bademeister seine Aufforderung englisch wiederholt. Werden wir mit dem Hemd ins Wasser gehn? Vielleicht hätte ich doch Schwimmhose und Badetuch mitnehmen sollen?

Oberhalb des Badebeckens münden zwei Messingröhren, sie sind geschlossen. In das stehende Wasser muß ich jetzt hinein, in diesem Wasser haben alle Siechen und Aussätzigen, alle Sauberen und Unsauberen heute (mindestens heute) gebadet, die auf Bahren, in Rollstühlen und zu Fuß hierhergekommen sind.

Die Quelle in der Grotte liefert pro Tag 122 Hektoliter. Tausende trinken täglich von dem Wasser und füllen es in ihre Blechflaschen, außerdem wird das heilige Wasser in alle Welt versandt. Längst wurde der Vorwurf laut, es sei nicht das Wasser der Quelle, sondern des Flusses Gave de Pau, das man den Wunderkurgästen als heiligen Quell biete. Die Kirchenbehörde behauptet jedoch, der Überschuß des Wassers stamme aus dem Reservoir bei der Rosenkranzkirche, dessen Eingang markiert ist durch die Tafel:

Entrée formellement interdite.

Das Reservoir in allen Ehren – unmöglich aber könnte man glaubhaft machen, es reiche auch aus, nach jedem Bad das Becken neu zu füllen. So bleibt das Wasser stehen, wir müssen alle hinein, Gesunde und Kranke, Reine und Unreine. Ansteckende, mit Hautausschlägen Behaftete sollen

erst am Schluß der Badezeit eingelassen werden, Herzkranke und Tuberkulöse dürfen überhaupt nicht baden. Das kann jedoch nur für solche gelten, die aus dem Hospital hierhergebracht werden. Wer direkt kommt, braucht sich keiner Prüfung zu unterziehen. Mich hat niemand untersucht.

Auf der Brust meiner Badegenossen glänzen Medaillons. Es war mein Fehler, nicht ein Medaillon mitzunehmen, statt an Schwimmhose und Badetuch zu denken. Der Lange aus Irland tritt als erster an den Rand des Beckens, Badewärter Wildschütz und Badewärter Weltmann nähern sich ihm von rechts und links, da plötzlich stößt er hervor: „No!" Er wendet sich ab. „No!" Sein Gesicht, sein ganzer Körper sind eine Gebärde der Abwehr, niemand vermag sich vorzustellen, welch abgrundtiefe Gegnerschaft sich aus zwei Buchstaben offenbaren kann: „No!"

Eine Pause des Denkens schaltet er ein, ruft sich ins Bewußtsein, daß er von so weiter ferner Ferne kam, eigens um dieses Bad zu nehmen – soll er seinen Widerwillen nicht eine Sekunde lang überwinden? „No", stöhnt er sich zur Antwort ... „No!" In unserem kleinen Raum wirkt sein Protest, dieses „No" weit lähmender, als vorhin auf dem Badehof das Schreien der Kranken gewirkt hat.

Die Badeknechte Mariae zucken die Achseln, sie scheinen Fluchtversuche ihrer Gäste gewöhnt zu sein, und winken dem nächsten. Das bin ich. Ich gehe im Hemd zum Bassin. Man reicht mir einen Schurz, den ich umnehme, er ist naß; wie viele Kranke haben ihn vor mir angehabt, was für Kranke? Ach, meine Schwimmhose, sie ist daheim. Jetzt darf ich das Hemd ausziehen – Keuschheit bis zum letzten Augenblick –, man wirft es auf den Schemel, auf dem der Schurz lag.

„Vous êtes Français?"

„Non, monsieur, je suis Allemand."

„Beten Sie, was dort auf der Tafel steht", sagt der weltmännische Bademeister deutsch und weist auf eines der vier Plakate, die über der Wanne hängen. Im gleichen Augenblick packen mich zwei Paar Arme mit einem unentrinnbaren Griff, und während die Männer beten, was rechts auf der Tafel steht (links steht spanischer, in der Mitte englischer und französischer Text), reißen sie mich drei Stufen hinab ins kalte, trübe Wasser und werfen mich darin nieder, so daß

mir das Wasser bis an den Mund reicht. Sie stehen in den beiden leeren Becken und halten meinen Körper nach unten, mein Kinn nach oben, sie beten mit mir, der ich auf die rechteste der Gebetstafeln starre und die Lippen bewege:

Gebenedeit seist du, heilige und unbefleckte
Empfängnis . . .
Mutter Gottes von Lourdes, bitte für uns!
Meine Mutter, habe Mitleid mit uns!
Unsere liebe Frau von Lourdes, heile uns aus Liebe
und zum Ruhme der Heiligen Dreifaltigkeit!
Heil der Leidenden, bitte für uns!
Hilfe der Kranken, bitte für uns!
O Maria, ohne Sünde Empfangene, bitte für uns!
Allerseligste Bernadette, bitte für uns!

Dann stellen sie mich auf die Füße, der eine holt von der Konsole eine winzige Marienstatue herab, wie man sie in den Geschäften von Lourdes für einen Franc bekommt. Ich habe keine Zeit, darüber nachzudenken, warum man nicht eine größere kauft, zum Beispiel eine für zwei Francs, er hält sie mir an die Lippen. Alle Kranken müssen nach dem Bad diese Statuette küssen. Die beiden Männer helfen mir, die drei Stufen hinaufzusteigen, einer ergreift mein Hemd – ach, mein Badetuch daheim, kein Badetuch, was denkt ihr, einen ins heilige Wasser getauchten Körper darf man doch nicht abtrocknen! Übergeworfen wird mir das Hemd, und da nun meine Scham schamhaft bedeckt ist, nimmt man mir den Schurz ab.

„No!" lallt der lange Irländer, sein Gesicht ist noch verzerrt, seine Unterlippe hängt angeekelt herab, seine Augen fahren über mich hin, ob mir bereits Tod oder Heilung anzusehen ist. Das „No" wird leiser. Allmählich flaut sein Entsetzen ab, und nachdem die beiden anderen unserer Gruppe aus dem Becken gestiegen sind, läßt auch er sich in das Wunderwasser tauchen.

Unsere nackten triefenden Füße treten den Boden, den sie vorher in Schuhen traten, nasser Schmutz klebt sich an die Ferse. Kein Badetuch gibt es – heilig ist heilig. Strümpfe über den Schmutz, Anzug über die Nässe, hinaus, es warten noch viele. Die drei Priester sind bereits weg, für leichtere

Fälle lohnt sich wohl keine Fürsprache. Auch die Menge am Gitter hat sich gelichtet.

Wir gehen zur Grotte, dort ist der Schlußakt der Wasserzeremonie. Unsere Mitpatienten auf den Bahren begegnen uns. Sie werden von der Grotte dorthin getragen, woher sie kamen, in das Depot der Kranken, die Hospitalité. Ihre Gesichter sind noch gelber geworden, noch blasser, die Bündel regen sich nicht.

Wer in der Hospitalité stirbt, wird von seinen Angehörigen in die Heimat gebracht oder hier auf dem Friedhof bestattet, dem einzigen öffentlichen Platz in Lourdes, von dem man kein Aufhebens macht, wohin man keine Wallfahrer führt. Zu leicht könnten sie dort auf die Vermutung kommen, daß die heilige Maria ihrem Gnadenort reichlich Ungnade erwiesen hat. In Gruppengräbern liegen die Opfer einzelner Prozessionen. Und drüben auf dem Passionsweg steht ein Totenmal für die Katholiken aus Bourbon, die am 1. August 1922 auf ihrer Pilgerfahrt nach Lourdes durch einen Zugzusammenstoß ums Leben gekommen sind. Selbst die heilige Grotte blieb nicht von Unheil verschont, eine Überschwemmung setzte sie im Juni 1875 unter Wasser, zerstörte den Altar, das Marienbild und alle Zugänge.

Warnungstafeln an allen Ecken und Enden: „Achtung aufs Portemonnaie!" – „Hütet euch vor Handtaschenräubern!" Die Kirche warnt, paßt auf euer Geld auf, ihr könnt es günstiger verwenden, es gibt Messen zu stiften, die Kosten der Ewigen Lampe für neun Tage zu tragen, Exvoto-Plaketten zu bezahlen, geweihte Kerzen zu kaufen. Hier die Bedingungen des Ablasses.

Die Allmächtige kann in ihrer Domäne den Taschendiebstahl nicht verhindern, ja sie kann nicht einmal bei den von ihr lebenden Kaufleuten die Heiligung des Sonntags durchsetzen. Die plakatierten Aufforderungen, nur in Geschäften zu kaufen, die sonntags geschlossen haben, sind Formalität. Am Sonntag strömt das Volk der Pyrenäen zusammen, jeder braucht eine Fackel für die Abendprozession, eine Kerze für den Altar, eine Ansichtskarte an die Angehörigen, ein Gesangbuch für die Kirche, ein Heiligenbild für die Wand, ein Medaillon als Andenken, einen Rosenkranz als Mitbringsel, eine Darstellung der Grotte für die Kinder, ein

Gruppenbild von der Vormittagsmesse, auf dem man mit aufgenommen ist, eine blauemaillierte Flasche für einen Vorrat an wundertätigem Wasser, Votivtafeln „Merci à Marie", Marienstatuen, gipsweiße und dreifarbige, Öldrucke und Statuetten von der heiligen Bernadette Soubirous. Gasthäuser müssen offenhalten, Apotheken und Drogerien, und auch der Moniteur der kirchlichen Obrigkeit, das „Journal de la Grotte", wird sonntags verschleißt.

Ich dränge mich in der Menschenkette, die vorwärtsdrängt, um die Grotte zu passieren. Noch bin ich feucht vom Bad, die Wäsche klebt an der Haut. Ein paar Reihen vor mir steht der schiefe Ministerialbeamte, unmittelbar hinter mir, noch immer verstört, der irische Hüne, er betet vielleicht um Vergebung für sein frevles „No". Auf einem von einer Barriere umschlossenen Platz stehen die Krankenbahren.

Von der Wölbung der Grotte hängen Krücken herab wie Stalaktiten, die Kerzen ragen wie Stalagmiten empor. Alt und schwarz sind die Krücken, neu und weiß oder aus blumenbuntem Wachs geflochten die Kerzen. Links ist der Felsen gleichsam tapeziert mit Holzbeinen, Lederkorsetten und Gipskorsetten, lauter Folterinstrumenten, die die moderne Orthopädie nicht mehr kennt. Wurden sie hierher gehängt, als die Kranken neue Prothesen bekamen, sind sie der Nachlaß jener, deren Gebrechen die heilige Maria von Lourdes dadurch beseitigte, daß sie sie in Lourdes sterben ließ?

Die Almanache und Zeitungen der Grotte, das Bulletin der Medizinischen Gesellschaft Unserer Lieben Frau von Lourdes, die Predigtstühle der ganzen katholischen Christenheit behaupten Wunderheilungen und stützen sich auf die Dankestafeln an den Kirchenwänden von Lourdes. Aber die beweisen nichts. Eine ganze Krypta ist voll von Plaketten zur Erinnerung an im Weltkrieg Gefallene, andere Tafeln danken für den günstigen Ausgang irgendeiner Angelegenheit (ein Pope dankt für seine Bekehrung vom russisch-orthodoxen zum katholischen Glauben). Und wenn auch eine Inschrift einer Heilung gilt, so ist das noch lange keine, die die Kirche als Wunder anerkennt, die Kirche anerkennt hier nur Heilungen von Unheilbaren.

Durchaus nicht einverstanden ist sie mit der liberalistischen Auslegung, daß suggestive Momente Heilungen auslösen könnten. Vor einigen Jahren hatte ein Balneologe von Amts wegen das wundertätige Wasser zu untersuchen. Um sich's mit der Geistlichkeit nicht zu verderben und die angeblichen Heilungen nicht direkt in Abrede zu stellen, fügte er seinem Befund, daß es gewöhnliches Wasser sei, die Klausel bei, „möglicherweise enthalte der Quell vorläufig nicht feststellbare minerale Elemente kurkräftiger Art".

Aber da kam er beim Klerus schön an. Erstens habe es die Mutter Gottes nicht nötig, sich kurkräftiger Flüssigkeiten zu bedienen, zweitens wäre eine Heilung durch ein wenn auch nur möglicherweise kurkräftiges Wasser kein Wunder, und drittens (und wichtigstens!) hätte nach einem solchen Befund die staatliche Bäderverwaltung das Recht, die Quelle von Lourdes zu übernehmen.

Schließlich betraute man einen anderen Amtsarzt mit der Abfassung des Gutachtens, und der stellte ohne Einschränkung fest, das Lourdaiser Wasser enthalte keinerlei aktive Substanzen von therapeutischer Wirkung. Damit war die Kirche zufrieden, es ist ganz gewöhnliches Wasser, was da den Krebs und die Blindheit und Wirbelsäulenverkrümmungen heilt und fehlende Gliedmaßen nachwachsen läßt.

Flehend richten sich die Blicke aller Beter auf die Grotte, daß das Original der dort aufgestellten Statue erscheine, wie es der Bernadette Soubirous erschien, aber von den Millionen Wallfahrern hat keiner noch die lebende Maria zu sehen bekommen.

Vor einigen Monaten ist der Bruder von Bernadette, ihr letzter Blutsverwandter, gestorben, und gleich darauf wurde in Rom ihre Heiligsprechung durchgeführt. Ihre Familie war in der Gemeinde nicht so sehr angesehen. Der Vater Bernadettes hatte im ausrangierten Gemeindearrest gratis gewohnt, und was die Tochter anbelangt, so sind selten einer Heiligen so wenig gute Taten zugeschrieben worden wie unserer Bernadette, nur Aussprüche sind von ihr erhalten, die beweisen, welch ein „kesses Gör" sie war.

Wie geschah es überhaupt, daß sie die Gesichte hatte? Als sie mit zwei anderen Kindern Holz klauben ging, kam sie nahe der Grotte Masabielle an einen schmalen Mühlbach.

Bernadette wollte ihre Schuhe und Strümpfe wegen der drei Schritte nicht ausziehen und wieder anziehen und forderte ihre beiden barfüßigen Gefährtinnen auf, sie hinüberzutragen. Die dachten gar nicht daran, schalten sie Faulpelz und liefen weiter. Bei der Rückkehr tat Bernadette das, was ein Kind in einem solchen Fall tut: sie ärgerte ihre Kameradinnen, indem sie ihnen erzählte, sie habe inzwischen etwas Wunderschönes gesehen. Das übrige besorgten die Seelsorger und die Dorfbewohner.

Im Museum Bernadette hängt die Totenmaske des historischen Pfarrers von Lourdes, ein feistes, schlaues Gesicht. Sicherlich war Abbé Peyramale noch nicht so feist, als sein Pfarrkind die Heilige traf, aber schlau war er schon damals, ging niemals selbst zur Grotte, besprach alles mit Bernadette und seinem Bischof.

Einige Jahre vorher war in dem Dorf La Salette die Mutter Gottes aufgetaucht, um Reden gegen den beginnenden Sozialismus und die Streikbewegungen zu halten. „Wenn mein Volk sich nicht in Demut unterwerfen will, so wird mein Sohn die Hand von euch zurückziehen ... Ich habe euch befohlen, sechs Tage zu arbeiten, und der siebente sei Gott geweiht ..."

Das waren Worte der Stellungnahme, und dementsprechend reagierten auch die politischen Parteien auf die Einmischung der Göttlichen in irdische Dinge. Die Kirche hatte entschieden Pech in der entfesselten Diskussion. Zwei Hirtenkinder, ein Knabe und ein Mädchen, waren Kronzeugen für die verkündeten Worte, aber die beiden, eifersüchtig aufeinander, widersprachen sich in den Aussagen darüber, woher die Erscheinung gekommen, wohin sie verschwunden war und was sie gesprochen hatte. Man brachte das Mädchen in ein Kloster und den Jungen, der sich inzwischen dem Suff ergeben hatte und in den Wirtshäusern unangenehme Dinge schwatzte, in ein Zuavenregiment. Bald darauf wurden zwei Abbés der Gegend, P. Deléon und P. Cartellier, wegen angeblich privater Verfehlungen exkommuniziert und enthüllten nun mit allen Details, die ganze Erscheinung sei eine Komödie gewesen, sogar Name und Adresse der Dame nannten sie, die die Rolle der heiligen Jungfrau gespielt hatte.

In Lourdes gab es nur einen Zeugen, die Bernadette, und ihrer mußte man sich versichern. Die Mutter Gottes durfte keinesfalls von Politik reden, die Anerkennung des Wunders sollte vom Volk verlangt werden, und die Kirche sollte sie sich nur „widerstrebend" abringen lassen.

Am Geburtstag des Pfarrers Peyramale wurde Bernadette zum letzten Male in die Grotte geschickt, es war das wichtigste Zusammentreffen mit der „Dame".

Papst Pius IX. hatte eben, einen alten Kirchenstreit beendend, die Bulle „Ineffabilis" erlassen. Darin wurde zum Dogma erhoben, Maria sei in der Ehe des heiligen Joachim mit der heiligen Anna jungfräulich geboren worden. Noch aber gab es keine Andachtsstätte zu Ehren der Unbefleckten Empfängnis. Was Wunder, daß die Erscheinung nicht nur die Grotte zum Wallfahrtsort ernannte, sondern sich auch als Unbefleckte Empfängnis vorstellte. Die Worte „ich bin die" sprach sie baskisch, damit das Lourdaiser Kind sie verstehe, während die beiden nachfolgenden Worte von dem Kind unmöglich verstanden werden konnten. Sie sagte: „Que soy era immaculada concepciou."

Hernach durfte die Mutter Gottes in der Grotte das Kind nicht mehr sehen, sosehr sie es sich wünschen mochte. Der Pfarrer verbot Bernadette, je wieder hinzugehen, sie wurde in das Kloster von Nevers gebracht, und selbst als sie an Lungenschwindsucht erkrankte, ließ man sie, obwohl es damals das Badeverbot für Tuberkulöse noch nicht gab, nicht an die heilende Quelle. Bernadette starb jung mit den Worten: „Ich bin eine große Sünderin."

Ihre Entdeckung aber florierte. Fast jede bessere Grotte in den Pyrenäen hat als heidnische oder christliche Kultstätte Dienst getan. Warum sollte gerade die von Masabielle ungeeignet sein? (Später entdeckte man in ihr einen quadratisch behauenen Block aus der Urzeit, einen der Venus geweihten Altar!)

Das bigotte Bergvolk hatte es von Anfang an für viel wahrscheinlicher gehalten, daß der kleinen Soubirous die Mutter Gottes in der Höhle erschienen sei, als daß ihr dort nichts erschienen sei. So waren sie mit ihr hingezogen und hatten zwar nicht „die Dame" gesehen, aber gesehen, wie Bernadette mit verzückten Bewegungen Gras aß und sich

mit der Quelle benetzte. Sie bekreuzigten sich bei diesem Anblick und gerieten in religiösen Taumel, andere hingegen begannen zu tanzen und auf die Felsenwand zu klettern, was sonnenklar bewies, daß diese vom Teufel besessen waren, der Maria in ihrer Wohnung stören wollte. Es ging recht wüst zu an der heiligen Stätte und wurde nicht besser, als Bernadette schon in den Klostermauern von Nevers festsaß.

Der Polizeiverwalter von Tarbes (der Sohn dieses Herrn Foch war damals noch nicht einmal Militärschüler) wurde veranlaßt, den Besuch der Grotte zu untersagen, die Pfarrkinder von Lourdes und Umgebung scherten sich nicht um das Verbot und warfen die dort aufgerichteten Planken um. Nachdem die Kirche die Wundertätigkeit des Wassers anerkannt hatte, hob die weltliche Behörde selbstverständlich das Verbot auf. Seither ziehen Heilungsuchende und Opferfreudige in unendlicher Kolonne aus aller Herren Länder zum Gnadenquell.

Schritt für Schritt bewegt sich die endlose Kette von Menschen durch die Grotte. Ein eiserner Baum dient als Leuchter, 160 000 Kerzen brennen auf ihm jedes Jahr zu Ende. Rechts ist der Felsen wie schwarzes Eis geworden von den Küssen der Frommen. Ein mächtiger Korb ist der Postkasten fürs Jenseits, Briefe an die Madonna werden eingeworfen und im Wege der Verbrennung regelmäßig an ihren Bestimmungsort geleitet; am Ausgang der Höhle wird das Porto bezahlt, breit steht dort der Opferstock wie ein Schlagbaum.

Es knistern die Kerzen, es tropft das Wachs, und sein Geruch mischt sich betäubend mit dem Weihrauch und dem Geruch von Schweiß, manche Pilgergruppen erfüllen das Gelübde, sechs Wochen vor der Wallfahrt ihr Hemd nicht zu wechseln. Eintönig rauschen die Litaneien dahin.

Da beten die, die ihre irdische Seligkeit gegen die Hoffnung auf ein besseres Jenseits eintauschen und sich den Obrigkeiten fügen und Geist und Wissenschaft den Teufelswerken gleich achten sollen, um Zufriedenheit zu erlangen.

Da steht sie, diese Welt. Zufrieden? Nein, geduckt, angstbebend, armselig, bresthaft. Da geht sie, da steht sie, da kniet sie, diese Welt, geduckt, angstbebend, armselig,

bresthaft. Die Arme krampfhaft ausgestreckt, das Wunder zu empfangen, das nicht kommen kann. Die Augen aufgerissen, um etwas zu sehen, das niemand je gesehen hat, niemand je sehen wird. Die Lippen bewegend zu einem Gebet, das niemand hört. Briefe aufgebend, die ungelesen verbrannt werden.

Die Wäsche an meinem Leib ist schon trocken. Mein Weg führt an der Hospitalité vorbei. Vor der Pförtnerloge stauen sich die Bahren, der Zug der Siechen, der Sterbenden.

Der Liberalismus zuckt die Achseln. „Man lasse jeden nach seiner Fasson selig werden." Wahrlich, die hier werden bald selig sein. Aber nach ihrer Fasson? Nach einer Fasson, ihnen aufgezwungen von Nutznießern dieser Fasson. „Religion ist Privatsache", verkündet nachsichtig der Reformismus. Hier sieht man die „Privatsache" zur öffentlichen Sache geworden – Massen bezahlen den Streitbann der militanten Kirche mit ihrem Geld und ihrem Leben.

Wie unter einem Alpdruck gehe ich heim. Auf dem Stuhl in meinem Zimmer liegen Schwimmhose und Handtuch, die ich mitnehmen wollte, aber nicht mitgenommen habe. Kommt, Schwimmhose und Handtuch, wir gehen baden.

GABLONZ ODER GLANZ UND ELEND DER KINKERLITZCHEN

Wie dieser Satz, so rund ist diese Perle: so rund wie dieser Satz.

Sie ist einfach. So einfach wie der Satz, der das besagt.

Sie ist aus Glas und billig, so billig wie diese Feststellung, denn eine Perle aus Glas kann nicht teuer sein.

Ich halte das Glasperlchen zwischen den Fingern meiner linken Hand. Viel sehe ich in dem Perlchen, Kontinente und Dörfer. Auch ein kleiner Globus stellt ja die Erde dar.

Scharf schaue ich hinein, ob sich nicht auch etwas von dem erkennen läßt, was ich darin weiß, Kolonialpolitik, Weltwirtschaft, ob sich darin nicht die Schicksale der Konsumenten über See und der Produzenten des Gablonzer Landes spiegeln, aus dem das Perlchen stammt.

Es ist eines von den Kinkerlitzchen, die von den nordböhmischen Hängen des Isergebirges herabrollen in fünf Kontinente. Gablonz ist die Hauptstadt in diesem Bezirk und in der Bijouterie der Welt.

Mein Glasperlchen ist Gablonzer Ware, Massenartikel. Massenartikel sind in Massen hergestellte Artikel für die Massen. Es kribbelt in meinem Glasperlchen, Szenen formen sich darin.

Ich sehe in meinem Perlchen einen Mann, der ein Perlchen beschaut. Er ist ein Schanghaier Großhändler und bestellt 2000 mass of glassbeads in assorted colours, also zweitausendmal hundert Dutzend solcher Perlchen wie das in meiner Hand. Da kommt eine Brigade japanischer Marinetruppen und will Tschapei besetzen. Da stellen sich ihnen junge chinesische Arbeiter und die 19. Armee entgegen. Da donnern Schiffsgeschütze, da sausen Flugzeugbomben herab, da stürzen Häuser ein, da sterben Menschen. Da storniert der Grossist in Schanghai seine Bestellung, indem er zwei Worte nach Gablonz kabelt: „Cancel order."

Ich sehe in meinem Perlchen einen Mann, der ein Perlchen

beschaut. Er ist Grossist in Kuba, er bestellt hundert packets Rocailles, aufgefädelt. Da bricht die Revolution aus, da storniert der kubanische Grossist seine Bestellung, indem er ein Telegramm von zwei Worten nach Gablonz schickt: „Anular orden."

Ich sehe in meinem Perlchen einen belgischen Großkaufmann in Leopoldville im Kongo, der einige Kisten mit Yards bestellt hat, bunten Zelluloidplättchen, die den Bantunegern in langen Schnüren auf dem Leib baumeln. Yards sind keine Modeartikel, die Käufer im Negerkraal, zu denen die Gablonzer Kisten von Menschenkarawanen herangebracht werden, kümmern sich nicht darum, was man zur Zeit in Paris trägt. Ein japanischer Reisender tritt ins Büro des belgischen Händlers. Er bietet die gleiche Ware für ein Viertel des Preises an, tief unter den Gestehungskosten von Gablonz. „Cancel order."

Ich sehe in meinem Perlchen einen Waggon Lüsterbehang (Kristallprismen, Tropfen, Birnen, Buchten, Wachteln), der soll nach dem Madrider Königspalast rollen – da wird der König zum Teufel gejagt ...

Ich sehe in meinem Perlchen einen unabsehbaren Zug von Hindus zu den heiligen Stätten pilgern. Ihre Arme sind mit „Bangles" geschmückt, glitzernden Reifen, in Gablonz gezeugt. Am Ufer des Ganges reißen sie reuig den eitlen Tand vom Leibe, zerbrechen ihn, zertreten ihn, zerstampfen ihn. Wenn die Bußwoche vorbei ist, erstehen sie in den Basaren den sündhaften Schmuck von neuem. So geht es Jahr um Jahr, bis eines Tages in Indien der Boykott europäischer Waren proklamiert wird, Telegramme laufen aus: „Cancel order."

Ich sehe in meinem Perlchen den von der Labour Party ins britische Kabinett entsandten Premierminister. Er mobilisiert die Kolonialtruppen, er tut es, wie er hervorhebt, im Interesse der englischen Arbeiter, der Lancashirer Textilarbeiter vor allem, die durch den indischen Boykott erwerbslos werden. „Aber wenn Genosse Macdonald den Ghandi verhaftet, die nationalindische Propaganda mit Peitschen und Hinrichtungen niederringt – besorgt er damit nicht auch euch Arbeit, Gablonzer Genossen?"

Während auf imperialistische Weise ein englischer Ministergenosse fernen Proleten Arbeit zu schaffen vorgibt

(eine Politik, die keinen Anlaß zu Boykotten gibt, vertrüge sich freilich nicht mit seinem Amt), wird eine Armbandringmaschine erfunden, die Tausende Gablonzer Arbeiter arbeitslos macht. Ich sehe in mein Perlchen: die Glasarbeiter rotten sich zusammen, Gendarmen marschieren auf, es kommt zu gefährlichen Zusammenstößen, man schreibt März 1927. Ohne diese Maschinen könne sich Gablonz nicht auf dem Weltmarkt halten, erklären die Unternehmer, aber die Arbeiter rufen den Maschinen zu, „Banglesmachen gilt nicht", und zwingen die Regierung, diesen Standpunkt anzuerkennen.

Nicht zum erstenmal bedroht die Aufstellung neuer Maschinen die Menschen des Schleiferlandls. Mein Perlchen läßt mich einen italienischen Arbeiter sehen, der einem Gablonzer Unternehmer das Geheimnis verkauft, Macca-Perlen auf venezianische Art zu sprengen. In Wiesenthal werden die Maschinen aufgestellt, die brotlos gewordenen Handarbeiter versuchen sie mit ihren Fäusten zu zertrümmern, das aus Reichenberg alarmierte Militär gibt Feuer.

Ich sehe in meinem Perlchen Streiks und Aufstände. Die Schleifer stehen in der vordersten Reihe, aber wenn der soziale Kampf abebbt, kriechen viele vor den Schleifmühlenbesitzern und den Glaswarenerzeugern, um Aufträge oder Kredite zu kriegen. Des Schleifers kleinbürgerliche Lebensweise mit Häuschen und Kartoffelacker einerseits, die Tatsache, daß er bis aufs Blut der Lunge ausgebeutet ist andererseits (der „Schleifersocht", der Tuberkulose, entgeht keiner), werfen ihn zwischen Wutausbrüchen und Leisetreterei hin und her. Ihr Dichter und Organisator, Franz Grundmann, der „Schleifer-Franzl" (er starb 1920 als Gewerkschaftssekretär in Tiefenbach), hat sie so charakterisiert:

Wenn de Schleifer wölde war'n,
Woll'n se olls zerreiß'n.
Wenn se wieder zohme sein,
Loss'n s' off sich scheiß'n.

Es geht wüst zu in meinem Perlchen, Ferne mischt sich mit Nähe, Weltwirtschaft mit Kirchturmpolitik. Nicht wenige am Hang der Iserberge sehen dieses Getriebe als unentwirr-

bar und unabwendbar an und flüchten vor der Wirklichkeit in die Mystik, aus Interessensphären in Himmelssphären, aus der Vernunft in die Narretei. Der „Reformierte Monismus", von dem mir gestern im Wirtshaus von Seidenschwanz einer mit vielen „dasterungeachtet" stundenlang „gebreecht" hat, ist nicht die einzige hierorts erfundene Philosophie, und der Schindler-Maxe ist nicht der einzige Prophete in Kukan, in patria sua. Geisterbeschwörer, Astrologen, Theosophen, Adventisten, Herrnhuter und andere Sektierer, Projektanten neuer und Oppositionelle alter Parteien wuchern im Schleiferlandl reichlicher als anderswo. Die alle erschweren die Kämpfe der Organisierten.

Ich sehe in meinem Perlchen das k. k. privilegierte Bürgerliche Schützenkorps durch die Vorkriegsstraßen von Gablonz marschieren, den Veteranenverein hinterher. Die Männer in Reih und Glied sind die Gürtler, die Estampeure, die Similiseure, die Galvaniseure, die Maler, die Kartonnagenmacher – lauter Kleinmeister und ihre Gehilfen, die Kleinmeister werden wollen. Ich sehe sie nachher zum Stammtisch ziehen und zur Kegelbahn, um Hunderte von Gulden wird gespielt, wir hom's ja, es ist Konjunktur.

Ich sehe in meinem Perlchen ein Handlungsgehilfen-Kränzchen. Die Angestellten der Exporthäuser. Bis acht Uhr abends sind sie im Büro eingespannt, sie verdienen kaum mehr als die Glaswarenarbeiter, aber um so vornehmer tun sie, um so mehr Distanz wahren sie. Heute abend tanzen sie, die Komiteeschleife am Revers des Smokings, mit den Töchtern der Exporteure ohne Unterschied der Konfession, sonst ist ihr Handlungsgehilfenverein national und antisemitisch.

Ich sehe in meinem Perlchen, wie der biedere Verfechter der 1848er Demokratie, Dr. Viktor Adler, nach Gablonz kommt, um die Schleifer zu organisieren, er betritt das Café Bergmann, will eine Tasse Kaffee trinken, aber der Besitzer bedeutet ihm, sofort das Lokal zu verlassen, hier sei kein Raum für Hetzer. Das ist 1893.

Ich sehe in meinem Perlchen den Böhmischen Landtag und den Wiener Reichsrat, die Abgeordneten von Gablonz sind ältere bürgerliche Herren, approbiert vom Deutschen Kasino in Prag oder vom Deutschen Volksrat in Trebnitz, ge-

wählt von der Großindustrie, den Exporteuren und jenen Glaswarenerzeugern im Schützenkorps.

Während die Aufträge blühten, der Umsatz jährlich anderthalb Milliarden Kronen (heute nur vierhundert Millionen bei fast unverminderter Produktion) betrug, während die Riedels und die anderen Fabrikanten an Rohglaslieferungen nach dem Gablonzer Bezirk Unsummen verdienten, während einzelne Glaswarenunternehmer zur Produktion in modernen Fabrikbauten übergingen, blieben die Kleinbetriebe bei ihren alten Prozeduren in Werkstätten und an Werkzeugen, die an die schwärzeste Urzeit der Manufaktur erinnern.

Ich sehe in mein Perlchen, Druckhütten hängen an den Iserbergen, am Neiße-Ufer und bei Labau und Neudorf, bei Morchenstern und Johannesberg. Mit ihren langen, fast fensterlosen Mauern gleichen sie Scheunen, aber seit wann haben Scheunen einen Schornstein, einen so hohen noch dazu? Ganze Dörfer mit verrußten Dächern bilden sie, Dörfer, in denen niemand wohnt, Dörfer aus Werkstätten.

Die Druckhütte ist ein einziger Raum, festgestampfte Erde ihr Parkett, rußgeschwärzt ihre Luft. An der einen Querwand steht ein Feuerherd, an der gegenüberliegenden ein zweiter.

Gebündelt lehnen Glasstangen in der Ecke, zwanzig Kilo wiegt jede dieser Garben, die dem Drücker nur als Lehen gegeben sind. Er macht aus ihnen Knöpfe und Perlen, solche Perlen wie diese, die ich zwischen den Fingern drehe und in der sich die ferne Welt und die kleine Druckhütte, umgeben von Unheilwolken, spiegelt.

Ein Kaufmann ist der Drücker nicht, das Kalkulieren ist keineswegs seine Sache. Sich gewerkschaftlich zu organisieren, lehnt er ab, damit er vom Glaswarenerzeuger jeden Auftrag zu jedem Lohn annehmen kann, selbst wenn er dabei hungert. Pafft in der Nachbarwerkstatt der Schornstein, so soll der seine auch etwas zu rauchen haben. Es wird schon besser werden, denkt der Drücker, Perlen braucht man immer, denkt er, Glasknöpfe mit schönem Dekor werden immer schön bleiben, denkt er. Da taucht der Knopf aus Steinnuß auf, der Knopf aus Galalith, der Knopf aus Holz, ich sehe in meinem Perlchen, wie die Mode ihre Pläne an

diesen Knöpfen faßt, sie an diesen Knöpfen in den Salon führt und mit nachlässiger Kopfbewegung nach Gablonz ruft: „Cancel order."

So kommt's, daß der Drücker in Druck kommt, kein Rohglas mehr wird ihm verliehen, kein Rauch weht aus dem Schornstein, zwangsversteigert wird die Werkstatt, deine Geburtsstube, mein Perlchen!

Vorläufig schauen die gläsernen Stäbe harmlos drein, rot, grün, blau, schwarz, weiß und sogar glasfarben strahlen sie, und die Reflexe des Herdfeuers glitzern in ihnen. Schräg an der kahlen Wand der Druckhütte lehnend, warten sie darauf, in eine hölzerne Klammer, die Dille, gespannt und so lange von den Flammen des Ofens umzingelt zu werden, bis sie selbst flammend erglühen.

Dann wird eine Stange hervorgeholt, der Drücker hält sie mit der linken Hand fest, mit seiner rechten bewegt er einen Schwengel; von zwei Seiten, zangenartig, klemmt sich die Form in das glühende Glas, und gleichzeitig bohrt eine Nadel von der Seite oder von oben ein Loch mitten in das neugeformte Körperchen. Ein Schnitt mit der Schere, und der „Druck", eine Dolde embryonaler, aneinanderklebender Glasperlen, rutscht in einen irdenen Eimer. Der Hilfsarbeiter zieht einen neuen Glasstengel aus der Glut und benutzt die Gelegenheit, einige der auf dem Herd dörrenden Holzspreizen ins Feuer zu schieben.

Mechanisch sieht der Handgriff am Druckofen aus, aber er ist individuell, man unterscheidet gute Drücker und schlechte Drücker, ein Gefühl in seinem Muskel gibt der kleinen gläsernen Kugel das Gepräge, nur der Drücker weiß, ob eine neue Form gut ist.

Irgendwo, fern von der Hütte des Drückers, wirbeln die Glasperlen, die er gemacht hat, in sandgefüllten Trommeln durcheinander. Dort warst auch du, kleines Perlchen zwischen meinen Fingern, damals warst du noch rauh und zackig, deshalb hat man dich rhythmisch geschüttelt, du hast in der Trommel gelernt, dich um deine Achse zu drehen und gleichzeitig deine Bahn um andere rotierende Kügelchen zu beschreiben, du hast dich an ihnen glattgerieben und hast die glattgerieben, die dich glattgerieben haben. Bevor du wurdest, wie du jetzt bist, hast du das Rumpeln mitmachen

müssen, denn du gehörst zur billigsten Sorte, mach dir nichts draus.

Die weniger billigen und die ganz teuren Perlen werden nicht gerumpelt. Sie gehen anderswohin, ein großes Stück Weges gemeinsam, dann trennen auch sie sich. Beim Druck entsteht an der Perle, dort, wo die beiden Zangenteile der Form zusammenstoßen, ein kantiger Kreisumfang, der Brokkenrand. Der wird mit stumpfer Schere weggeschnitten, Frauenarbeit, Kinderarbeit, und nachher schleift der Säumer die letzte Spur des abgeschorenen Brockenrandes an einer rotierenden Scheibe glatt.

Jetzt sehen die Perlen schon aus wie aus der Austernschale gepellt, aber was der Natur recht ist, dem Menschen ist's noch lange nicht billig, er muß etwas dazutun. Bei diesem Dazutun nun scheiden sich die Wege des Produkts in einer für die Arbeiterschaft bedeutungsvollen Weise. Das Schleifen ist der eine Weg, das Schmirgeln der andere. Hunderte von Schleifmühlen stehen in den Gebirgstälern, breite Buden aus Holz, die Iser, die Neiße und die Kamnitz geben ihre Wasserkräfte für die Arbeit her, aus großen Fenstern kommt Licht zu den Arbeitsplätzen, den „Örtln". Die meisten Schleifer arbeiten für den Schleifmühlenbesitzer im Akkord. Andere haben ein Örtl in der Hütte gepachtet, arbeiten selbständig, holen ihre Aufträge direkt vom Glaswarenerzeuger, und sie, die Frei-Örtl-Schleifer, gefährden oft die Lohnverträge der Gewerkschaften. In den Glaswarenfabriken sitzen Maschinenschleifer, denn die Fabriken beziehen Rohdrucke aus den Druckhütten und führen nur den Maschinenschliff selbst durch.

Beim Schmirgeln, dem neuen Verfahren für billige Ware, bekommt das Produkt von Beginn der Herstellung an, schon in der „Form" ein Aussehen, als ob es geschliffen wäre. Die Schmirgelscheibe schaltet den Schleifer des Schleiferlandls aus dem Produktionsprozeß aus, macht ihn arbeitslos. Das war der Grund für jene Unruhen von 1927, die mit der partiellen Einschränkung von Schmirgelware, mit dem Verbot, Lüsterbehang und Bangles zu schmirgeln, geendet haben.

Auch die Maschinen, die glatte Rumpelware, der du, Perlchen in meiner Hand, zugehörst, fabrikmäßig erzeugen

können, sind noch nicht in Betrieb gesetzt, weil man Verzweiflungsausbrüche der dadurch erledigten Drücker befürchtet. Aber bald wird Herr Riedel erklären, Japan werfe maschinengedrückte Perlen auf den Markt und Gablonz müsse nun das gleiche tun.

Mein Perlchen, dein Geschlecht, die Familie Rumpelperle, stirbt aus, und auch die Tage derer vom Schleifrad sind gezählt. Und diese, deine nobleren Verwandten, bekommen doch *so*viel Schliff, bevor man sie in die Welt entläßt. Mit dem, was hier darüber ausgesagt wurde, hat's nicht sein Bewenden. Noch muß die Haut der Perle geglättet, ihr Teint geschminkt, ihrem Auge Glanz verliehen werden. Der Polierer arbeitet über einem Teller mit Ton und Rouge, mit Wasser oder Feuer. Fischsilber und Goldtinktur, Bronze- und Stahlfarbe werden eingezogen, Industriemaler setzen Dekore auf, die gebrannt werden oder auf kaltem Weg durch Malen und Streichen entstehen. Grünes Gold und rosa Silber kommen in der Natur nicht vor, außer auf den Hohlkugeln über Spießers Blumenbeet, aber auf den Perlen muß grünes Gold oder rosa Silber strahlen.

Vor nicht allzu langer Zeit wurde der Silberbelag mit dem Mund in die Perlen geblasen, wodurch sich Silberoxyd in den Äderchen des Perlenbläsers festsetzte und seine Haut in eine photographische Platte verwandelte: das Licht schwärzte sie. Man erschrak, wenn man diese Männer traf, sie waren blaudunkel, dunkler als die Neger, die ihr Arbeitsprodukt um den Hals tragen.

Gablonzer Konsumenten im Tropenland legen ihren Schmuck niemals ab, in der Sonnenglut der Wüste nicht und nicht im Wasser, und denen muß man, sofern man sie nicht der Konkurrenz in den Rachen werfen will, falsche Perlen mit echter Gold- und Silberfarbe liefern. Über dergleichen Details der Ethnographie ist der Exporteur am laufenden, er offeriert keine Perlen nach Uruguay, wo Perlen eine Herausforderung ans Unglück bedeuten.

Die Zoologie, wenigstens die Augenkunde des Tierreichs muß jener Exporteur kennen, der mit der Erzeugung von Glasaugen sein Geld verdient; der Fuchs auf den Schultern der Dame trägt Gablonzer Augen, der Tiger vor ihrem Bett, der Teddybär des Söhnchens, ja sogar der kleine Löwe aus

Metall, der als Briefbeschwerer daliegt. Und auch den Puppen gibt Gablonz das Augenlicht.

Ich schaue in mein Perlchen, ich sehe böhmische Dörfer. Ganze Familien einschließlich der Kinder sitzen um den Tisch, schöpfen Perlen aus einem Sack und fädeln sie auf Garn oder auf Draht, gleich große, gleichfarbige Perlen zu einer Kette, verschiedenfarbige, verschieden große Perlen nach vorgeschriebener Reihenfolge, manchmal eine einzelne Perle zu einem Ohrgehänge, manchmal Hunderte zur meterlangen Strähne eines Vorhangs. Was einem Kind mühsame Arbeit ist, wird für ein anderes das Halsband seiner Puppe sein, was eine Greisin mit zittrigen Händen auffädelt, wird eines jungen Mädchens Sonntagsputz sein, was hier ein Familienvater nach Zentimetern mißt, daran wird man, wenn es als Rosenkranz geweiht ist, die Zahl der Vaterunser messen.

Ich sehe in meinem gläsernen Perlchen nicht nur gläserne Perlchen, ich sehe auch gläserne Diamanten darin. Der Handschleifer in Reichenau und Radl nennt sie schlicht (oder geringschätzig?) die „Stejnl", während der Turnauer Fabrikant und der Gablonzer Exporteur hochtrabend von „chatons" spricht. Im Schleiferlandl sucht man den Rohdiamanten nicht so lange wie in Südafrika, hier in Turnau und Reichenau preßt man Edelsteine von gewünschter Größe und Farbe einfach aus Bleigläsern. Schon ähnlicher der Behandlung des echten Diamanten sind die nächsten Arbeitsgänge: in Amsterdam wie im Gablonzer Revier wird geschliffen und an der Scheibe poliert. Aber dem gläsernen Brillanten zaubert der Similiseur noch das Folio, einen Belag von Bronze, Silber oder Gold, auf die Schliffflächen, der Spiegeleffekte wie ein beinahe echter Brillant hervorruft und bei der Fassung unsichtbar wird.

Unnachahmlich nachgeahmt werden die berühmtesten Edelsteine der Welt mitsamt ihren Fehlern. Bühnenschmuck und Dubletten allzu kostbarer Pretiosen werden nach Zeichnungen oder nach Originalen hergestellt. Die großen Zentren der Bijouterie-Industrie, Pforzheim, Oberstein und Idar in Deutschland, Providence in Amerika wie auch Paris und Birmingham, beziehen (oder bezogen) gläsernen Glanz aus den dunklen Werkstätten am Fuß der böhmischen Grenz-

berge. Im großen ganzen jedoch ist der Gablonzer Schmuck ein ehrlicher Glasschmuck, seine Perlen wollen keine echten Perlen vortäuschen, seine Metalle keine Edelmetalle und seine Steine keine Edelsteine.

Beim „Glaswarenerzeuger" kommt all das wieder zusammen, was er in den Kleinbetrieben drücken, säumen, polieren oder schleifen ließ. Ich suche den Glaswarenerzeuger in meinem Perlchen – kann das sein Haus sein? Das ist ja eine Kolonialwarenhandlung. Im Flur stehen Körbe mit Erbsen und Bohnen umher, Bottiche mit Him- und Johannisbeeren, Blechbüchsen mit Bonbons, Säcke mit Mehl und Grieß, Schachteln mit Alaun. Der Tisch ist ein Kaufmannstisch wie jeder andere, und zöge man an dem weißen Knopf der Schubfächer, sicherlich fände man Zimt und Ingwer darin.

Fehlgezogen! Weder Zimt noch Ingwer findet man, nur Glasperlen. Glasperlen sind die einzige Kolonialware, die hier auf der Kaufmannswaage gewogen wird, Glasperlen sind die Him- und Johannisbeeren, und „korall" heißt ihre Farbe, Glasperlen sind die Bohnen, die grünen Erbsen, die Stückchen Alaun, die Bonbons, die Hagebutten, die Stachelbeeren – alles Glasperlen. Nur die Mehlsäcke enthalten keine Glasperlen, wenn sie auch freilich kein Mehl enthalten, sondern Sand für die Rumpeltrommeln, und der vermeintliche Grieß ist Schmelz.

In jedem Korb und in jedem Fach wohnt andere Ware, das Geschlecht der Glasperlen ist in zahllose grundverschiedene Rassen eingeteilt, Rund-, Wachs-, Schmelz-, Fasson-, Schliff-, metallisierte Hohl-, Atlas- und Macca-Perlen, von den Wickelperlen ganz zu schweigen, die man in und um Eisenbrod über offener Lampe spinnt.

Ich sehe in meinem Perlchen viele Leute sich im Laden drängen, sie kamen nicht hierher, um Gewürze einzukaufen, sie sind Glaswarenarbeiter, holen halbfertige Perlen ab und werden sie in ihren Werkstätten dem Zustand des Endprodukts näher bringen.

Um die Wahrheit zu sagen: ein Käufer ist auch da, ein Gürtler, er sucht einige Effektsteine für Broschen und Ohrringe. Einst, vor hundert und aber hundert Jahren, hat der Gürtler Schnallen für Gürtel erzeugt, davon ist ihm noch der

Name geblieben. Alles, was es an Metallischem in der Bijouterie gibt, umfaßt heute sein Fachgebiet, Broschen, Anhänger und Hutschmuck, sogar die Vase der Gemsbärte. Sein Rohmaterial sind Drähte und Bleche aller Metalle, meist Tombak. Der Graveur macht die Formen, der Estampeur stanzt die rohen Metallfassungen, stanzt das Gerippe des Schmuckes; das Schneidezeug zu jeder Stanze, mit dem die Pressung herausgeschnitten wird, liefert der Schlosser, der Schwarzarbeiter lötet die Produkte des Estampeurs zusammen, der Galvaniseur richtet sie auf Gold-, Platin-, Kupfer- und Silberglanz her und verchromt sie, und all das und dazu die Stejnl und Perlen fügt der Gürtler zum Kunstwerk. Schmuck aus Metall ersteht, oft kombiniert mit Zelluloid, Galalith, Holz, mit den Gablonzer Brillanten oder mit den Perlen, von denen ich die eine in meiner Hand halte.

So wie die Schicksale der Welt sich in meinem Perlchen spiegeln, so spiegeln sie sich gewißlich auch in des Gürtlers blitzblankem Metallprodukt und sind zur Stunde nicht eben günstig. Das trifft Meister Gürtler bitter, trifft noch bitterer seine Arbeiter und am bittersten die Gürtlermädchen, Gelegenheitsarbeiterinnen. Die Gürtlermädchen kleben mit säurefreiem Kitt die Steine in die Broschen ein oder befestigen sie durch Umbiegen der Metallecken, zählen Steine und Fertigstücke, schlagen die Ware in Seidenpapier ein. Sie werden heute (auf Stundenlohn) angestellt, morgen entlassen, ein demoralisierender Zustand, oft genug Vorstufe zur Prostitution.

Im Manipulationsraum des Glaswarenerzeugers sehe ich auch einen Exporteur, einen „Geschäftskarle", wie es auf gaablunzerisch heißt. Was er vor acht Tagen in Algier auf französisch, vor drei Monaten in Sumatra auf englisch besprochen hat, bespricht er jetzt am Isergebirgshang mit dem Erzeuger auf gaablunzerisch. So reist und redet, so schreibt und offeriert er von alters her, seit – seit wann?

Ich luge in mein Perlchen, um zu sehen, wann sich der erste Exporteur in Gablonz etablierte. Im Nebel der Jahrhunderte ist das nicht genau zu erkennen, aber ohne Zweifel kam schon 1548 ein Exporteur hinter jenem Franz Kuntze hergeschlichen, der auf der Mosheide, der Ortsflur des seit

den Hussitenkriegen wüst daliegenden Örtchens Gablonz, die erste Glashütte eingerichtet hat. Und ebenso gewiß waren es Gablonzer Exporteure, die auf dem Hradschin dem entzückten Kaiser Rudolf II. Grünwalder Pokuliergläser und Butzenscheiben für seine Kunstkammer verkauften. Beglaubigt ist erst Herr Georg Kreybich, der Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Gablonzer Glas reist, schnurstracks bis zum „Höllen-Spunt", worunter er den Hellespont versteht.

Heute gibt es mehr als fünfhundert Exportfirmen in Gablonz, und manche von ihnen hat Millionen verdient in jener schon sagenhaften Zeit, als die Indents, die Aufträge aus den Kolonien, auf Hunderte von Postpaketen lauteten und Abbestellungen, die beiden Worte „Cancel order", noch nicht die Regel waren.

Die Exporteure sind die Vermittler zwischen den Produzenten in Gablonz und den Konsumenten im Ausland, sie wissen, was der Kunde braucht und was der Erzeuger verkaufen will, sie müssen diesen und jenen überreden, sie passen die Gablonzer Erzeugnisse in rasantem Tempo der Mode an, halten Schulterfühlung mit den Modefirmen und den Warenhäusern. Überallhin reist der Exporteur mit seiner Musterkollektion und von überallher kommen Einkäufer, teils um einzukaufen, teils um Industriespionage oder Industrieverschleppung zu betreiben. Davon sind die Gablonzer verfolgungswahnsinnig geworden und leicht geneigt, in einem Reporter einen verkleideten japanischen Bijouteriefabrikanten zu sehen. Ja, ja, mein Perlchen, wir haben allerhand erlebt.

Industrieverschleppung? Werkspäherei? Zeig das her, mein Perlchen! Ein Gablonzer Fabrikant richtet sich im Ausland eine Fabrik ein, wer kann ihm das verwehren? Eine Gablonzer Firma liefert ihm Formen für Hüttendruck, Seitenstecher- und Oberstecher-Maschinen und Cotton-Automaten, eine andere Firma liefert ihm Hohlglas, eine dritte liefert ihm Nadeln zu den Formen, wer kann ihnen das verwehren? Man engagiert Arbeiter, Gablonzer Spezialisten, und diese, seit Jahren arbeitslos, wollen ins fremde Land, in die Arbeit. Denen aber kann man das verwehren!

„Weil diese Handlungsweise unter den gegebenen ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen auf dem heimischen Arbeitsmarkte und den daraus entstehenden Folgen – Einschränkung der einheimischen Erzeugung, zunehmende Arbeitslosigkeit und Verschlechterung der sozialen Verhältnisse – imstande ist, die öffentliche Ruhe und Ordnung zu gefährden, verbiete ich auf Grund des Art. III, Absatz 1, des Gesetzes vom 14. Juli 1927, Z. 125, jede Handlung, die dahin abzielt, das Geheimnis des Erzeugungsvorganges der einheimischen Industrie zu lüften oder es ins Ausland zu verschleppen, sowie jede Handlung oder Unterlassung, durch die diese Tätigkeit in welcher Weise immer unterstüzt und ermöglicht wird.

Die Nichtbeachtung dieses Verbotes wird durch die Bezirks- (die staatlichen Polizei-) Behörden mit Geldstrafen von 10 bis 5000 Kč oder mit Freiheitsstrafen von zwölf Stunden bis vierzehn Tagen bestraft werden."

Für den Unternehmer, der sich eine Fabrik, ein Monopol im fremden Land einrichten will, wäre eine solche Strafe (Kč 10 bis Kč 5000) ein Späßchen, ein Knoten ins Taschentuch, damit er nicht vergesse, den Betrag im Spesenbüchlein zu notieren. Aber die Drohung ist ja auch nicht gegen ihn gerichtet. Gerichtet ist sie gegen den arbeitsuchenden Arbeiter, ihm nimmt man auch sofort den Paß weg, und die Gendarmerie behält den Mann unter Aufsicht. *Ihm* ist der Eintritt in die Arbeit verboten.

BELGISCHES STÄDTCHEN MIT 3000 IRREN

I. Abschiedsszene auf dem Bahnhof

Der Abend war hereingebrochen, die Windmühlenflügel auf der Heide, in der das Städtchen wie eine Insel liegt, bewegten sich schläfrig in der schwachen Brise, die Fenster warfen Lichtquadrate auf die Straße. Auf dem Weg zum Bahnhof begegneten wir, der holländische Schriftsteller Nico Rost und ich, einer heimkehrenden Herde; die Schafe trotteten auf dem Bürgersteig an den mehrstöckigen Häusern und den Kandelabern der elektrischen Beleuchtung vorbei und drängten sich dann durch den engen Eingang eines Hauses, in dessen Hof ihnen wohl der Stall bereitet ist. Ihr Läuten trippelte ab, das letzte Klingling wurde von den Vesperglocken abgelöst.

Wir atmeten tief, dieser Klang von Glocke und Glöckchen schien das versöhnende Finale der schauerlichen Grand-Guignol-Szenen zu sein, die wir tagsüber erlebt. Irrtum. Es war nicht der Schlußakkord, ein unfriedlicher Schlußakkord sollte noch ertönen. Ein Wächter überholte uns auf seinem Rad, er hielt für einen Augenblick an und erzählte uns, ein Patient, der seine Angehörigen zur Bahn begleite, wolle den Versuch machen, mit dem gleichen Zug zu entfliehen. Deshalb brauche der am Bahnhof ständig postierte Wächter Sukkurs.

Kurz nach uns kam der Kranke mit Eltern und Schwester auf den Bahnhof. Der Vater, ein dekrepiter Mann mit dem Bändchen der Ehrenlegion, die Mutter um so lebensvoller, immerfort sprechend, die Tochter ein schlankbeiniges Sportmädel. Etwas abseits von ihnen hielt sich der junge Patient, sein Schritt und sein Gesicht, ein sehr geistiges Gesicht, verrieten Erregung. In zehn Minuten, in acht Minuten wird es sich entscheiden, ob es mir glückt, aus diesem fürchter-

lichen Milieu wegzukommen. Niemand darf mir anmerken, was ich vorhabe ... noch sechs Minuten ...

Er ahnt nicht, daß draußen auf dem Bahnsteig Feinde stehen, deren Augen durch die Milchglasscheibe auf ihn zielen. Er schaut auf die Uhr. Nur noch vier Minuten, noch zwei ... Vater drückt ihm die Hand, und während des mütterlichen Kusses, gleichzeitig mit der Zärtlichkeit der Familie, spürt er, wie er von hinten gefaßt wird, die von der Familie verständigten Wächter führen ihn weg.

Das war der Schlußakkord unseres Besuchs in der kleinen Stadt. Er gellte heftig in uns nach, denn die anderen Kranken, die wir gesehen, hatten sich mehrminder mit ihrer wirklichen oder eingebildeten Situation abgefunden. Der junge Mensch wollte fliehen, er hat die Minuten gezählt, vielleicht muß er noch Jahre, Jahrzehnte in dem ihm verhaßten Ort bleiben.

II. Irrenpflege ohne Irrenhaus

Sich eines jahrtausendalten Aberglaubens, einer religiösen Tradition bemächtigend, hat die moderne Psychiatrie das belgische Städtchen Gheel dazu ausersehen, die offene Fürsorge für Geisteskranke durchzuführen, ihre Unterbringung bei Familien, eine Irrenpflege ohne Irrenhaus also.

Der Marktplatz war heute (Montag) und zu früher Stunde wirklich einer, flämische Bauern standen hinter Körben mit Butter und Eiern, den einzigen marktbaren Landprodukten dieser Gegend. Vier Kühe, vier Hektar Feld, vier Kinder und ein paar Hühner sind der Standard des Kleinbauern in der Heide des Kempenlandes. Durch Zuweisung eines Pfleglings erhöht sich der Besitzstand, Pflegegeld wird für ihn bezahlt, und oft ist er Gehilfe dazu. Aber zum Markt wird er nicht geschickt, wir wenigstens sahen keinen Geisteskranken, nur Bauern in gelblackierten Holzschuhen und Händler mit Kleinautos.

In der Rhynstraat, dem alten Postweg nach München-Gladbach und Düsseldorf, traten wir in eines der massigen, breit geöffneten Einkehrhäuser; hier war, wie uns die Herbergswirtin erzählte (Nico Rost kann als Holländer sich mit den Flamen verständigen), jahrhundertelang Endstation der

schweren Kutschen gewesen, die Kölner Bier nach Gheel brachten und Gheeler Bier nach Köln. Wir tranken eine Molle Gheeler und gingen zur Kirche hinüber. Ihr Hauptportal war geschlossen, aber die „Ziekenkammer" gab den Weg in die Kirche frei.

III. Die Irrenzelle in der Kirche

Die Ziekenkammer ist ein fester Anbau oder, besser gesagt, ein Einbau in die Kirche, ein geräumiges Zimmer, aus dem Türen in zwei vergitterte Zellen führen. (Diese architektonische Anordnung, daß die Tür aus dem Zimmer der Pfleglinge in einen großen Raum mündet, in das Wohnzimmer der Pflegefamilie, fanden wir auch in den modernen Häusern.) Längst stehen die Eisenbetten der „Ziekenkammer" nicht mehr in Gebrauch, doch liegt noch das Bettzeug darin, und von den abmontierten Bettgittern sind die Scharniere und Nuten da.

Es bedarf nicht allzu vieler Phantasie, um sich dieses Interieur zu einem der üblichen Wandgemälde aus den achtziger Jahren zu ergänzen: eine Braut, vom Geliebten verlassen und darob der Sinne beraubt, hockt mit wirrem Haar und rollenden Augen auf dieser umgitterten Lagerstatt, der Priester hebt ihr das Kruzifixum entgegen, durch die Tür lugen bebend-hoffend Vater und Mutter. Castans Panoptikum könnte dieses Genrebild in eine Wachsfigurengruppe umsetzen, im Katalog stünden die Worte: „Nach dem weltberühmten Gemälde von Professor Gabriel Max", und die Beschreibung der Szene schlösse so: „Ob sie wohl Heilung finden wird . . .?"

Neun Tage mußten die Irren in diesen Zellen bleiben, im Nebenraum lagen die Familienmitglieder auf den Knien und hörten die Messe durch die offene Kirchentür. Leichtere Kranke wohnten dem Gottesdienst bei, und wenn sie gar unter dem Reliquienschrein durchzurutschen vermochten, so war das ein Zeichen des Himmels, daß ihre Heilung gewährleistet sei.

Wer nach Ablauf der Novaine keine Besserung verspürte, der blieb in der Nähe der wundertätigen Kirche entweder

mit seinen Angehörigen oder, oft mit schweren Ketten gefesselt, in der Obhut einer Familie von Gheel. Das ist nachweislich schon vor siebenhundert Jahren so gewesen, der Überlieferung nach schon vor mehr als dreizehnhundert Jahren.

IV. Und zwar heilt die heilige Dymphna

Der heiligen Dymphna ist die große gotische Kirche geweiht, an den Mauern kleben die Aufnahmebedingungen der „Broederschap der Sinte Dimphna tot bevrijding van de Krankzinnigheit", für jährlich einen Franc (belgisch) erwirbt man das Recht auf eine feierliche Messe zu Lebzeiten und eine nach dem Tode, für je fünfzig Centimes eine gewöhnliche Messe, und gegen einen Jahresbeitrag von fünf Francs wird für Vreemdelinge am ersten Montag des Januar, April, Juni und Oktober und am St.-Dymphna-Tag (15. Mai) je eine Messe gelesen. Einschreibung und Bezahlung der Messe beim Sakristan.

Statuen und Bilder der heiligen Dymphna und des heiligen Gerebernus schmücken Kirchenwände und Reliquienschrein. Zauberte vorhin der Besuch in der Siechenkammer eine Panoptikumsgruppe vor unser geistiges Auge, so sehen wir uns jetzt der Bildtafel eines Bänkelsängers gegenüber, der eine grause Moritat singt von Blutschande, Flucht, Entdeckung, Enthauptung und erbaulicher Moral.

V. Blutschänderische Absicht des heidnischen Königs

Leute, hört die Mordsgeschichte! Um das Jahr 600 herrschte ein heidnischer König über die heidnische Insel Irland. Da starb seine Gattin, und der Witwer wollte nur ein Mädchen ehelichen, das der Toten gleichsehe. Deshalb sandte er seine Boten in alle Länder, aber sie kehrten mit leeren Händen zurück. „Niemand, o Majestät, niemand auf der Erde gleicht deinem verblichenen Gespons, niemand außer deiner Tochter Dymphna." Damit hatten diese heidnischen Schlaufüchse die Aufmerksamkeit ihres Herrn von ihrer Erfolglosigkeit auf seine Tochter abgelenkt, die in der Tat

lieblich erblüht und ihrer toten Mutter wie aus den Augen geschnitten war. Von sündiger Liebe erfaßt, wollte der König nun seine Tochter ins Ehebett zerren, was kann man denn von einem Heiden anderes erwarten. Entsetzt wehrte Dymphna, die von ihrer Mutter getauft und christlich erzogen worden war und keinerlei Ödipuskomplexe kannte, diesen Heiratsantrag ab – mehr als eine kurze Bedenkzeit konnte sie von ihrem Vater (oder ihr Vater von ihr) nicht erlangen. In ihrer Bedrängnis wandte sich Prinzessin Dymphna an ihren Beichtiger Gerebernus, und der riet ihr nicht nur zu entfliehen, sondern entfloh mit ihr.

Wutschnaubend und geil verfolgte der Heidenkönig an der Spitze seiner Mannen die unbotmäßige Tochter und deren Verführer. In Antwerpen verlor er ihre Spur. Seine Häscher suchten die Gegend ab, wobei sie in einer abgelegenen Schenke des Kempenlandes einkehrten und die Zeche mit den Münzen ihrer Heimat beglichen. Nichtsahnend zeigte ihnen die Wirtin einige andere Geldstücke der gleichen Gattung und erzählte, ein im nahen Forst lebendes frommes Paar bezahle damit seinen Proviant.

Nun rückten der König und seine Söldner gegen den Unterschlupf vor. Zwar vermochten Dymphna und Gerebernus zu einer Kapelle des heiligen Martinus in Gheel zu flüchten, dort jedoch ereilte sie der Vater. Schnurstracks ließ er dem Gerebernus den Kopf abschlagen, während welcher Prozedur er das Mädchen seiner unvermindert zärtlichen Vatergefühle versicherte und seine Werbung wiederholte. Da Dymphna ablehnend blieb, gab er, außer sich vor Zorn, den Befehl, auch sie zu enthaupten. Keiner der heidnischen Knechte wagte es, dieses zu tun, und so führte der König selbst den Todesstreich. Dann floh er vom Ort der Tat.

Bauersleute hatten von Ferne Mord und Flucht sich begeben gesehen; als sie sich näher heranwagten, fanden sie die Leichname bereits in einem Sarg aus weißem, in der Gegend unbekannten Stein gebettet vor. Erschüttert von diesem Wunder knieten sie nieder. Eine Irre unter den Betern war von Stund an geheilt.

Das ist der Ursprung Gheels als Heilquelle der Irren.

VI. Einige historische Unstimmigkeiten

Diese Legende enthält Widersprüche, die bei ihrer Abfassung nicht zu vermeiden waren. Selbstverständlich muß der blutschänderische Vater ein ebenso grimmer Heide sein wie die standhaft widerstrebende Tochter eine getaufte Christin. Der Name des Königs bleibt ungenannt, und da Irland weit ist, glaubten die Erfinder, kein Dementi befürchten zu müssen, auch wenn sie Tag und Jahr genau angaben:

Als men schreef 30 May ses hondert Jaer
Is S. Dymphna hier onthalst von haer eygen vaer.

Aber die Regierungszeiten der irischen Könige jener Zeit sind bekannt, und auf keinen paßt eine Episode wie die berichtete. Schon im fünften Jahrhundert hatten St. Patrick und seine Nachfolger die grüne Insel restlos zum Christentum bekehrt, und die glühendsten Bekenner waren die Könige.

Die Bilder in der Kirche stellen den Reisebegleiter der flüchtigen Königstochter als schönen Jüngling dar, obwohl Petrus Camarasensis, Bischof von Cambrai, bereits 1247 allem Gerede von einer Liebschaft zwischen Dymphna und Gerebernus die Spitze abbrach, indem er protokollierte: Außer dem Gebein eines Mädchens findet sich in dem Sarkophag ein männlicher Unterkiefer, der, wie aus den abgewetzten Zähnen und den vielen Zahnlücken ersichtlich, einem Greise zugehört.

Im Mittelalter versuchten die Bewohner der Nibelungenstadt Xanten, eifersüchtig auf den Zulauf von Wallfahrern nach Gheel, die Gebeine der beiden Heiligen zu rauben. Die Gheeler jagten ihnen Dymphna ab, Gerebernus gelangte teilweise nach Xanten. Er beschränkt sich dort darauf, Epilepsie zu behandeln, während Dymphna mit den restlichen Resten von Gerebernus das ganze Gebiet der Psychopathologie und Neurologie umfaßt.

Alljährlich am 15. Mai kommen Wallfahrer mit ihren von Dämonen besessenen Angehörigen aus den entlegensten Landstrichen hierher und veranlassen die Kranken, unter dem Reliquienschrein durchzukriechen.

VII. Der gute Ruf und die Hypothek

Seitdem der belgische Staat Gheel zu einer Irrenkolonie gemacht hat, ist zu den traditionellen religiösen und finanziellen Motiven, aus denen die Bewohnerschaft ehedem Irre in Pflege nahm, ein neues dazugekommen. Die Kranken werden nur jenen Bürgern zugewiesen, die auf einer vom Kronanwalt und vom Bürgermeister zusammengestellten Liste stehen. Vorbestrafte, irgendeines Delikts Verdächtige und Leute, denen schlechte Behandlung oder arge Ausbeutung eines Pflegebefohlenen zur Last gelegt wurde, sind ausgeschlossen. Wer nun keinen Geisteskranken hat, fühlt sich in seinem Ruf geschädigt. „Was mag er angestellt haben?" fragen sich die biederen Gheeler und munkeln allerhand.

Hat jemand die Absicht, sein Haus zu verkaufen, wirbt er vor allem um Pfleglinge; denn ein Käufer findet sich leichter, wenn er gleichzeitig mit dem Haus Beiträger zur Wirtschaft übernehmen kann. Gewiß, automatisch gehen die Untermieter nicht auf den neuen Hausbesitzer über, aber ohne besonderen Grund wird man sie nicht exmittieren. Mögen die Pfleglinge auch nur „Armlastige", Gemeinde-Arme sein, die Chance besteht, daß später Klassekranke an ihrer Stelle einquartiert werden. Deshalb gibt man in Gheel auf ein Haus mit Kranken eher eine Hypothek als auf ein Haus ohne Kranke.

Der Familie, die bisher noch keinen Irren in Pflege hatte, wird nicht etwa zunächst ein leichter, gut zahlender Patient zugewiesen, damit sie an ihm ihre Geduld und ihre Eignung für die Aufnahme von schwierigeren Fällen erprobe, sondern die Leitung der Irren-Kolonie geht umgekehrt vor: Erst wenn sich „Verpleegster" in der Behandlung komplizierter Pensionäre bewährt haben, bekommen sie einträglichere und bequemere Hausgenossen.

VIII. Klassenunterschiede in der Welt der Irren

Auch auswärtige Gemeinden und Familien haben ein materielles Interesse daran, ihre Angehörigen nach Gheel zu bringen, weil es sich billiger stellt als der Aufenthalt in

einer geschlossenen Anstalt. Holländer, deren Aufenthalt in den Irrenanstalten ihrer Heimat zweieinhalb Gulden täglich kosten würde, zahlen hier nur 12,50 belgische Francs, also einen Gulden; für belgische Armenpatienten in Gheel gibt die Heimatgemeinde 7 Francs 75. Die Kosten für russische Emigranten soll deren Rotes Kreuz tragen, hält aber diese Verpflichtung nicht, da es genau weiß, daß diese Russen als politische Emigranten gelten und nicht in die Sowjetunion abgeschoben werden; so muß der belgische Staat bezahlen.

Von den dreitausend Kranken im Gheeler Stadtkreis sind mehr als die Hälfte Gemeinde-Arme, für die übrigen kommen ihre Angehörigen auf. Oh, welche Klassenunterschiede in der Geistesgestörten-Welt. Verpflegung erster Klasse kostet 8000 bis 12 000 Francs jährlich, zweiter Klasse von 6000, dritter Klasse von 4000 Francs an. (Sechzehn Prozent werden an die Verwaltung der Kolonie abgeführt.)

Wer einen Kranken nach Gheel bringen will, teilt der Kolonieverwaltung mit, wieviel er auszulegen beabsichtigt und welche Wünsche zu berücksichtigen wären. Ein Kranker möchte Kinder im Hause haben, eine verträgt die Anwesenheit von Männern nicht, einer spielt gern Klavier, einer will ein Billard, eine Tiere und einer ein Geschäft, in dem er sich betätigen kann, womöglich eines seiner Branche.

Die Mehrzahl der zahlenden Patienten kommt unmittelbar nach dem Tod ihrer Mutter hierher, andere Verwandte behalten einen Irren nicht gern bei sich. Meist tut ihm die Milieuveränderung gut, bei fremden Leuten gibt er nicht jeder Laune nach, fremde Leute kann er nicht mehr schikanieren, als er eben muß.

Einmal im Monat besucht der Arzt (es gibt ihrer sieben) die Patienten, alle vierzehn Tage ein Wärter und kontrolliert das Krankenbuch, darin die „Verpleegster" Verhalten, Gewicht, Bad und Wäsche ihres Pensionärs verzeichnen.

IX. Sexuelle, Kriminelle, Lebensmüde

Ins Kontrollbuch der weiblichen Pfleglinge wird jetzt auch die Menstruation eingetragen, damit die Kolonie nicht durch die Geburt eines Kindes überrascht werde. Übertrieben

erotische Patienten sind im Prinzip von der Heimpflege ausgeschlossen, aber in der Praxis läßt sich das nicht immer so voraussagen.

Drei Jahre vor dem Weltkrieg kam eine Neunzehnjährige aus einer Anstalt für debile Mädchen zu einer Familie nach Gheel. Bald darauf starb die Hausfrau, und nicht weniger als fünfzehn Jahre lang führte die Kranke den Haushalt für den Witwer und die beiden Brüder der Verstorbenen. In ihrem Wesen war sie unreif wie eine Zehnjährige. Da plötzlich, 1927, gebar sie ein Kind. Ein junger Mann aus dem Nachbarhaus beging Selbstmord, nachdem er seine Vaterschaft entdeckt sah, denn nichts Schimpflicheres gibt es in Gheel als ein Vergehen an Pfleglingen.

Eigentlich hätte nun die Kranke einer geschlossenen Anstalt übergeben werden sollen, weil Gheel der Erzeugung minderwertiger Nachkommenschaft keinen Vorschub leisten will, im gegebenen Fall jedoch erwies sich die Internierung als unnötig, die junge Mutter konnte sogar aus der Heimpflege in die sogenannte überwachte Freiheit entlassen werden und hat eine Stellung gefunden, durch die sie sich und ihr Kind ernährt.

Lebensmüde und Kriminelle sind zur Heimpflege nicht zugelassen, und man versichert uns, daß Selbstmorde und Verbrechen zu den Seltenheiten gehören; die cause célèbre, die Ermordung des Bürgermeisters von Gheel durch einen „Zinneloosen", liegt schon zwei Menschenalter zurück.

Bei unvermuteten Ausbrüchen von Gewalttätigkeit kommt der Kranke in das Hospital, eine kleine geschlossene Anstalt, in der für fünfundzwanzig Männer und fünfundzwanzig Frauen Raum ist, erweisen sich die Unruhe oder die Unreinlichkeit eines Kranken als chronisch, wird er in ein Irrenhaus geschafft. Von je zehn nach Gheel gebrachten Patienten sind höchstens zwei für die Heimpflege ungeeignet, und viel höher scheint der Prozentsatz auch bei den Geisteskranken außerhalb Gheels nicht zu sein. Wenigstens weist

darauf hin. Diese Anstalt wurde vor ein paar Jahren aus baulichen oder anderen Gründen aufgelöst, und man berief Dr. Sano, den Leiter der Gheeler Kolonie, damit er feststelle, wen vom Belag er zu sich nehmen könne. Dr. Sano: „Geben Sie mir alle, man wird ja sehen." Ein Eisenbahnzug mit Irren rollte nach Gheel, wo die zukünftigen Quartiergeber auf dem Bahnhof standen wie anderswo die Portiers der großen Hotels. Hundertsechsunddreißig Kranke kamen an, und nur zwanzig Prozent stellten sich im Laufe der Zeit als untauglich für die Gheeler Heimpflege heraus.

Während des Krieges forderten Unterernährung und Grippe und die aufregenden Ereignisse Hunderte von Todesopfern in der Kolonie, fünfzehn Prozent des Belags. In den belgischen Irrenhäusern starben damals bis zu fünfzig Prozent der Insassen. Drei Prozent beträgt die Sterblichkeit in Gheel zu normalen Zeiten.

Einhundertfünfundzwanzig Kranke gehen im Laufe des Jahres aus Gheel ab, entweder in geschlossene Anstalten oder in die Freiheit; unter den letzteren sind jährlich etwa sechzig, über die die Leitung der Kolonie eine Fernkontrolle ausübt.

Die Pfleglinge eines Hauses müssen von gleichem Geschlecht sein, und mehr als zwei darf eine Familie nicht aufnehmen („tres faciunt Irrenhaus", sagen die Gegner der geschlossenen Anstalten). Immer ist von seiten der Gheeler Bevölkerung die Nachfrage nach Pensionären größer als die Zahl der Eingelieferten. Zur Zeit sind vierhundert Plätze unbesetzt, auch hier herrscht die Krise.

XI. Im niederländischen Klub

Im Lokal des Klubs „Hollandia" wurden wir, die wir bislang nur einzelne Irre auf der Straße getroffen hatten, plötzlich von einer ganzen Gemeinschaft unheimlich umringt. Männliche und weibliche Mitglieder dieser Landsmannschaft tagen getrennt, die Tafel draußen an der Tür hatte uns folgenden Text zugekehrt:

Zangvereeniging „Hollandia"
Vandaag alleen dames.
Toegang voor mannelijke leden
verboden
Geen ruiling van boeken

Obwohl also solcherart der Eintritt für männliche Mitglieder, auch unter dem Vorwand des Bücheraustauschs, heute verboten war, traten wir ein, die Ausrede bereithaltend, daß wir zwar Männer, aber keine Mitglieder seien. Um so erstaunter waren wir, als im Saal, wo wir nur Frauen zu sehen erwartet hatten, ein Mann auf uns zutrat. Er war beleibt und bartlos, und stellte sich uns als van der X. (Bruder eines bekannten Staatsmannes) vor; an seiner Stimme erkannten wir, daß er hierher und nicht zu den Männern gehörte.

Scheue Frauen standen umher, saßen an den Tischen, machten Handarbeiten oder lasen Romane, zwei Schwestern waren in Volendamer Tracht und imbezill, Mijnheer (oder Mevrouw) van der X. schlug vor, uns zu Ehren ein Lied zu singen, er setzte sich ans Harmonium, intonierte mit seiner zarten Altstimme, und die anderen, um ihn gruppiert, fielen ein: „Wien Neerlands bloed ..."

Dieses Lied, das zwar mit dem Wort „Wien" oder „Wienerland" und mit „bloed" beginnt, hat nichts mit dem Heurigen zu tun, sondern ist ein patriotischer Appell an den, „wem niederländisch Blut in den Adern fließt, van vreemden smetten vrij", vom fremden Schmutze frei. Nachdem diese blutstolze Hymne beendet war, sang der Chor – die Gesellschaft hatte gehört, daß ich Deutscher sei – auch „Studio auf seiner Reis', jupheidi, jupheida, stets famos zu leben weiß, jupheidi, heida". Und dann noch einen Hymnus „Wilhelmus van Nassauen".

„Das ganze war wie eine Karikatur auf holländisches Spießerleben", sagte ich zu Rost, als wir wieder auf die Straße hinaustraten.

„Wieso Karikatur?"

XII. Begegnungen auf der Straße

Im Zigarrenladen bediente uns ein freundlicher Greis, erkundigte sich, was uns nach Gheel führe, und erzählte uns im Laufe des Gesprächs, er sei 1884 als Kranker hierhergekommen und finde das Leben gesund und durchaus angenehm. So wünschten wir ihm weitere fünfzig glückliche Jahre in Gheel, und er erwiderte lächelnd, so lange werde er leider nicht mehr bleiben können.

Einzeln und still sahen wir Kranke durch die Straßen gehen, zumeist in ärmlicher oder nachlässiger Kleidung, den Kopf gesenkt, schielenden oder starren Auges, manche allerdings waren auffallend, sie sprachen mit sich selbst, schlenkerten mit den Beinen oder verdrehten krampfhaft ihre Arme, einer setzte seine Schritte wie ein Seiltänzer auf die Schienen der kleinen Dampfbahn, die klingelnd die Stadt durchfährt.

Niemand schenkte ihnen Beachtung, so absonderlich sie sich auch benehmen mochten, selbst die Schulkinder gingen ruhig vorbei. Aber als ein Mann plötzlich zu Boden fiel, Schaum vor dem Mund, sprangen lautlos, ohne Erregung, Nachbarn herbei, hoben den Epileptiker auf und trugen ihn mit geübter Hand ins nächste Haus.

Am Arm einer Frau kam ein Mann langsam des Weges, sie schob einen Kinderwagen, doch war es kein Familienidyll, der Mann war blind und paralytisch, die Frau nicht seine Frau, sondern seine Wirtin, das Kind nicht das seine, sondern das ihre.

Mittags standen in langer Schlange einige hundert Männer vor dem Rathaus, auf die Auszahlung der Arbeitslosenunterstützung wartend; die Mehrzahl von ihnen hatte zur Belegschaft einer Fabrik gehört, die Kupfer aus dem Kongo verarbeitete und jetzt stillgelegt ist. Nicht weniger als achthundert arbeitslose Industriearbeiter zählt dieser bäuerische Bezirk. Auf der anderen Seite des Marktplatzes zog eben eine Kolonne von vierzig Irren aus der Badeanstalt. Bemitleidende Blicke gingen herüber und hinüber wie Verbindungsfäden, die Gesunden bedauerten die Irren, die Irren bedauerten die arbeitslosen Gesunden.

Neben dem Portal der Amanduskerk, zwischen zwei Säu-

len, lehnte ein Mädchen aus Hawaii, schlank und braun war sie wie ein altes Fresko auf der Kirchenwand. Stand sie um der Wirkung willen hier? Jedenfalls nicht wegen der Wirkung auf andere. Denn am Abend, als von ihr kaum ein verschwimmender Umriß und die blitzenden Punkte ihrer Augen zu sehen waren, hatte sie ihren Rahmen aus Säulen und Bogen noch nicht verlassen. Zu den Mahlzeiten holt man sie nach Hause, dann stellt sie sich wieder an ihren gewohnten Platz.

Wir lernten einen hochgewachsenen blonden Buchhändler aus Luxemburg kennen. Vor kurzem wurde er aus einer geschlossenen Anstalt nach Gheel überwiesen, sein Vater lebt schon seit seinem vierzigsten Lebensjahr als Kranker hier; der Großvater war im Alter von sechzig Jahren aus Luxemburg nach Gheel gebracht worden und ist hier gestorben. „Solche Fälle von Antizipation kommen häufig vor", sagte uns der junge Buchhändler, als er uns über seine Familiengeschichte erstaunt sah.

Vor einem Hause spielten zwei Kinder Ball, Mikrozephale, die winzigen runden Köpfchen saßen auf dem Körper wie der Knauf auf einem Stock. Die Hausfrau, die auf der Bank Strümpfe stopfte, erzählte uns, die Knaben hätten noch zwei Schwestern mit ebensolchen Vogelköpfen. Über unsere Bemerkung, man müßte verhindern, daß unglückliche Geschöpfe serienweise in die Welt gesetzt werden, war die Gheelerin entsetzt, so heidnische Reden konnte sie als Katholikin nicht fassen, der Wille Gottes sei der Wille Gottes, und überdies hätten die vier Vogelkopfkinder ein jüngeres und zwei ältere Geschwister, die alle normal seien.

Man zeigte uns einen Mann, der eilig und dennoch würdig an uns vorüberging: Sein Pensionswirt, in der Stadtvertretung tätig, hat ihm Beamtenarbeit im Rathaus verschafft.

„Er ist sehr tüchtig. Wenn er nicht ein Krankzinniger wäre", meinte unser Gewährsmann, „längst würde er Bürgermeister sein."

An der Kasse des Fußballplatzes FC Verbroedering hinter dem Bahndamm lasen wir die Aufschrift: „Vrije en kosteloose ingang voor de verpleegden der staatskolonie." Heute war nur Training, so daß der freie Eintritt für jedermann

galt. Unter den Spielenden waren drei Kranke. Einer der Gesunden vertraute uns an, zu Wettspielen würden fast niemals Irre eingestellt. Sie hätten ein bestimmtes Tempo, das ihrem jeweiligen Naturell entspreche, und aus diesem Tempo wären sie nicht herauszubringen, auch wenn eine Meisterschaftsrunde oder die letzten Minuten unbedingte Verstärkung aller Kräfte verlange.

Wir alten Fußballer begriffen: Irre sind einfach nicht imstande, um eines Tores willen roh und wahnsinnig zu werden.

XIII. Jedem sein eigenes Irrenhaus

Die Unterbringung der Kranken ist in jedem Haus eine andere, aber über diese reale Verschiedenheit weit hinaus geht die fiktive – wenige Sekunden, nachdem wir eine Wohnung betreten hatten, standen wir oft nicht mehr zwischen Schrank und Bett, wir standen in dämonenbevölkerter Hölle oder vor brillantbesetztem Königsthron.

In einer Villa besuchten wir eine Frau, die wirklich (nicht in ihrer Einbildung) einer der amerikanischen Präsidentschaftsfamilien entstammt. In einem Salon mußten wir warten, bis die Lady sich zu unserem Empfang umgekleidet hatte. „How do you do, Mister X., how do you do, Mister Y.", begrüßte sie uns mit großer Geste, befahl, Tee zu servieren, sprach über das Wetter, erkundigte sich, ob wir eine gute Überfahrt hatten, sie fahre am liebsten auf der „Olympic".

„Wie gefällt es Ihnen in Gheel?" fragten wir.

„Well", antwortete sie, und langsam, gleichsam jedes Wort überlegend, fügte sie hinzu: „I like Gheel, indeed, I do. But I must add, it's *too* dangerous a place."

Und dann begründete sie, ihre Augen bewegten sich angsterfüllt, warum Gheel ein zu gefährlicher Platz sei. Wenn sie die Treppe hinaufgehe, reite ein Mann vorbei und versetze ihr, ganz ohne Grund, einen Schlag mit dem flachen Schwert auf den Hinterkopf. Nachts sei es besonders schrecklich. Ihr kleiner Sohn Bobby fällt immerfort aus seiner Wiege, obwohl sie ihn abends anschnallt (der Sohn Bobby dieser Dame schläft längst in keiner Wiege mehr, er ist ein Wirtschaftsführer in den Vereinigten Staaten), und unter

dem Bett liegen betrunkene Soldaten, singen dreadful songs, entsetzliche Lieder, und werfen ihr Bett in die Luft. Sie habe unseren Besuch längst erwartet und bitte uns, dafür zu sorgen, daß endlich Ruhe und Ordnung in ihrem Heim eintrete.

Mitten im Vorgarten eines Hauses stand ein buckliger Zwerg, barhäuptig trotz der Kälte und seiner Glatze, aus seinen trüben Augen flossen Tränen, das Körperchen schüttelte sich im Weinkrampf. Er hörte nicht, daß wir ihn ansprachen. Vor einem halben Jahr war er der fröhliche Spaßmacher von Gheel gewesen, wozu seine Figur gut paßte, jetzt ist sein zirkuläres Irresein, wie so oft, wieder im Sektor der Depression angelangt.

Gestikulierend stürzte eine Frau auf uns zu, kaum wir das Nachbarhaus betraten, wir mögen sie retten, man wolle sie lebendigen Leibes einmauern. Ihre Pensionsmutter kam hinterdrein. „Sehen Sie, diese beiden Herren waren auch schon eingemauert und sehen ganz gesund aus."

Wir bestätigten, daß das Eingemauertsein ein angenehmer Zustand sei, man habe seine Ruhe und verlasse nach einiger Zeit doppelt frisch das Mauerwerk. Sie hörte mißtrauisch zu, hatte nur einen Einwand: „Man sieht dort gar keine Heiligen!" Jeden Augenblick komme ein Apostel zu Besuch. „Auch die heilige Magdalena?" Wir teilten ihr mit, daß die heilige Magdalena regelmäßig am Sonntag da sei und fast niemals vor Mitternacht weggehe.

Bei kleinen Gewerbsleuten und bei den Bauern arbeiten die Pfleglinge mit. Einen Mann mit kindlichem Gesicht, hellblauen Augen und kräftigen roten Händen trafen wir beim Buttern an. Er war als geistig gesunder Jüngling zu einem Metzger in die Lehre gekommen, beim ersten Schlachten eines Kalbes verlor er den Verstand.

Aufgeregt im Zimmer umherlaufend, erklärte eine ungarische Patientin unaufhörlich, sie wolle keinen Arzt sehen, die Ärzte seien Idioten, sie bleibe nur noch sechs Wochen hier, gut, wenn mein Mann glaubt, daß ich mich hier erholen werde, gut, so bleibe ich noch, aber in sechs Wochen fahre ich, nicht einen Tag länger halte ich es hier aus, bedenken Sie, ohne Theater, ohne Konzert, ohne Gesellschaften, in diesem Zimmer da.

Das Zimmer sei doch schön.

„Haha! Schön? Das nennen Sie schön? Sie müßten einmal meine Wohnung in Budapest sehen!"

Das Gesicht der nächsten Patientin, die wir besuchten, erinnerte an das der Louise Michel. Apathisch kauerte sie, einen alte Frau, am Küchenherd. Ihre Krankheit war vor zweiunddreißig Jahren zum Ausbruch gekommen, als eines Nachts das Gesicht eines Mannes am Fenster ihrer Wohnung erschien, ein Einbrecher oder eine Halluzination. Als gutzahlende Pensionärin wurde sie damals in dieses Gheeler Haus gebracht, die Enkelin ihrer damaligen Wirtin ist heute die Pflegemutter; obwohl seit Jahren niemand mehr für die Kranke bezahlt, behält man sie.

XIV. Exotische Patienten

Lachend, herzlich empfing uns ein Chinese, ehemaliger Morphinist, schizophren, auch er war früher Klassepatient und ist jetzt auf belgische Staatskosten hier. Wiederholt abgeschoben, ist es ihm, trotz aller Vorsichtsmaßregeln seiner Aufsichtspersonen, immer wieder gelungen, unterwegs zu entfliehen, einmal in Dünkirchen, einmal in Hoek van Holland, einmal in Marseille, und immer wieder kam er nach Gheel zurück. „Ik ben een geele", sagt er auf flämisch – „Geele" bedeutet nicht nur einen Mann aus Gheel, sondern auch einen Gelben.

Einem anderen Farbigen, einem reichen Farmer aus dem belgischen Kongo, galt unser nächster Besuch. Wohnzimmer und der angrenzende Raum waren mit Girlanden geschmückt, und eine Festtafel wurde eben gedeckt. Errötend klärte uns die Haustochter auf, sie feiere morgen Hochzeit. Europäisch gekleidet, elegant, kam der schwarze Mister herein, grüßte nicht, setzte sich in die Sofaecke, entzündete ein Streichholz über seiner Shagpfeife, sie brannte nicht, wahrscheinlich enthielt sie keinen Tabak. Er murmelte einige Worte in englischem Tonfall, Neologismen ohne Sinn, und fuhr sich abwechselnd mit dem linken und rechten Rockärmel übers Gesicht. Plötzlich wandte er sich uns zu, rollte seine Augen, von denen nur das Weiße zu sehen war, sprang auf und machte Miene, sich auf uns zu stürzen. Auf einige Worte

der Wirtstochter hin sank er wieder in seine Ecke zurück, neues Streichholz, abermals die Geste mit dem Ärmel, neue Worte, wieder die weißen Augenhöhlen in dem schwarzen Gesicht, Aufspringen, Beruhigung. Wir blieben nicht lange ...

Als uns die Braut hinausbegleitete, erzählte sie uns, ihr Pensionär werde morgen an der Feier teilnehmen, jedoch keinen Alkohol bekommen. Ob er einen von uns für den Bräutigam gehalten habe? „Das kann schon sein, aber er versucht auch sonst, Fremde zu beißen.“ Wir würden ihn keinesfalls zum Hochzeitsschmaus einladen.

Ebenfalls nicht bei sonderlich guter Laune trafen wir einen ehemaligen Schauspieler mit unförmig aufgeschwemmtem Körper zu Hause an. Er war heute übersiedelt, und seine bisherige Wirtin hat ihm seine Wäsche naß und ungeplättet nachgeschickt. Mit rollendem „R“ schwor er, er werde nach Brüssel fahren, um sich beim Roi zu beschweren.

XV. Und ein Prager

Das Wiedersehen mit einem Bekannten bewegte uns sehr, der Kranke allerdings erkannte uns nicht. Zuletzt hatten wir ihn gesehen, als er alle Gäste eines Prager Nachtlokals freihielt. Heute wurden wir ihm als Ärzte aus München vorgestellt, und er holte aus seinem Gedächtnis heraus, daß ein Verwandter seiner Frau in München lebe, ob wir diesen nicht zufällig kennen, ob wir ihm nicht einen Spezialisten für Leistenbrüche empfehlen könnten, ob wir Israeliten seien, er freue sich, Glaubensgenossen zu sehen, jedes Jahr fahre er an den hohen Feiertagen nach Antwerpen in die Synagoge.

Während unseres Aufenthaltes in Gheel begegneten wir ihm wiederholt auf der Straße, immer fand er einen Vorwand, uns anzusprechen, einmal wollte er uns ein besonders gutes Hotel empfehlen (es gibt nur eines in der Stadt), einmal, um zu fragen, ob wir keine Bekannten in Prag hätten, vielleicht könne er uns über sie Auskunft geben. Er habe in der „Gazet van Kempenland“ den Reichstagsbrandprozeß verfolgt und vertraute uns seine Ansicht darüber flüsternd an: „Ich glaube, dieser van der Lubbe ist meschugge ...“

Ein Pfau spreizte sich, und Tulpenbeete sproßten vor der Villa des Provinzialarchitekten. Die eine seiner Pfleglinge war eine ergreifend schöne Italienerin mit glattgekämmten schwarzen Haaren, man konnte sie für ein junges Mädchen halten, wozu ihr kurzer Rock beitrug, der modern gewesen war, als sie aus der Welt der Gesunden hierherkam. Mit zierlichen, puppenhaften Bewegungen empfing sie uns und blieb während unseres Besuches in der Mitte des Zimmers, halb von uns abgewandt, stehen. In französischer Sprache, damit die Kranke es verstehe, erzählte uns die Hausfrau, neulich sei der Sohn der Signora zu Besuch aus Italien gekommen, ein schöner, eleganter Herr, und die Tochter der Dame habe vor kurzem geheiratet.

Die Kranke horchte auf und fragte: „Meine Tochter hat geheiratet?" – „Gewiß, Signora, Ihr Sohn hat es Ihnen doch erzählt." – „Ja, mein Sohn hat mir das erzählt." Dabei bewegte sie manieriert Kopf und Arme, ließ ihre Finger spielen, daß ein großer Smaragdring funkelte, und es störte nur, daß eine Monatsbinde unter dem kurzen Rock herabhing.

XVI. Größenwahn

Im Nebenzimmer saß grotesk und majestätisch die andere Mieterin, eine Krone auf dem Haupt, einen Hermelin um den Nacken, man erkannte sogleich Krone und Hermelin als solche, wenngleich Pappe und graue Leinenlappen das Material waren und schmutzige, über und über verknotete Bänder und Strippen alles zusammenhielten. Neben der Kranken lagen alte Futterstoffe, zerrissenes Sackleinen und andere Lumpen zu einem Haufen aufgeschichtet; nur dergleichen interessiert sie – Geld hätte sie als Gattin eines reichen Warenhausbesitzers genug, um farbige Seiden und neue Bänder, also königlicheres Material, zu verwenden.

Mit entschiedenen Strichen schreibt sie ohne Pause unleserliche Manifeste hin, ebenso unverständlich waren die in befehlendem oder huldvollem Ton an uns gerichteten Sätze, nur einzelne Worte konnten wir verstehen, le vicomte, Coquelin le Grand, un ambassadeur. Täglich geht sie in ihrem seltsamen Königsgewand zum Briefkasten und wirft

die tagsüber verfaßten Dokumente persönlich ein. Auf der Straße dreht sich niemand nach ihr um, und auch auf der Post wundert sich niemand, an solchen Sendungen bemüht sich in Gheel kein Beamter, die berühmte Findigkeit der Post darzutun; gut ein Fünftel der Briefe sind hieramts rasch als unbestellbar feststellbar.

Als wir die Villa verließen, begegneten wir dem Arzt, einem weitgereisten Mann, er hat in Holland, Skandinavien und Deutschland auf psychiatrischen Kliniken gearbeitet. Wir erfuhren von ihm, daß fast nur reiche Patienten, die an Größenwahn leiden, in Gheel bleiben. Die ärmeren Kranken, deren Wahnvorstellungen die Hausgenossen nicht immer Rechnung tragen können, werden unruhig und müssen in geschlossene Anstalten geschafft werden, wo freilich ebensowenig jemand ihren Wahnvorstellungen Rechnung trägt.

In den Irrenanstalten ist Größenwahn um so häufiger, der Arzt besitzt eine Statistik, wie viele liebe Gotte er schon behandelt hat, wie viele Mütter Gottes, wie viele Napoleons, wie viele ...

Wir fragen, ob keiner seiner Kranken sich für Hitler hielt.

„Noch nicht. Aber einen Göring hatte ich schon, einen schweren Fall."

„War das ein Deutscher?"

„Ja, der Göring."

von denen zwei gedacht waren, als der Brühl noch der Brühl und Deutschland noch Deutschland war. Die dritte besagt, wie es jetzt ist, da den Deutschen die Felle weggeschwommen sind.

I. Zusammentreffen nach dem Tode

Dort, wo sich die Füchse gute Nacht sagen und auch sonst, wenn Tiere auseinandergehn, so sagen sie auf Wiedersehn. Aber es ist niemals sicher, daß man sich bei Lebzeiten wiedersieht, die Welt steckt voller Gefahren für das wilde Getier. Phrasen werden Wirklichkeiten, Redensarten sind Todesarten, da wird jeglichem Tier eine Schlinge gelegt oder eine Falle gestellt, da kann es schön hineinfallen, leicht ins Garn gehen, viele Hunde sind des Hasen Tod, jemand will ihm eins auf den Pelz brennen, alle ihm die Haut vom Leibe ziehn, man trägt seine Haut zu Markte, und dieser Markt der Häute ist der Leipziger Brühl.

Ob die Tiere ein Indianerpfeil traf oder ob sie sich im Fangeisen verfingen, ob ein Gewehr sie erlegte oder ob Rüden sie verbissen, alle begegnen einander wieder, die ihr Fell lassen müssen. Wir wollen ihnen berichten, wie der Ort aussieht, wo sie sich zum letztenmal zusammenfinden.

Höret also, ihr Tiere des Dschungels! Der Brühl ist ein Weg, belebt von Schlaufüchsen und Blaufüchsen und von Handel und Wandel, welch letztere zwei Begriffe eigentlich bloß ein Begriff sind, denn man handelt wandelnd und man wandelt handelnd auf dieser Straße, die ein Jahrmarkt ist das ganze Jahr.

Viele Höhlen liegen übereinander im gleichen Bau, hoch klettert das Menschpack zu seinen Behausungen empor, höher als Bandar-log, das Affenvolk. Auf ihren Bau haben die Dörfler vom Pleißestrom ihre Namen geschrieben und

eure Namen, weil sie mit euch handeln. „Opossum" liest man. „Persianerklauen eigener Anfertigung", „Nutria- und Nerzfabrikation".

Manchmal besagt der Name des Menschen, daß schon sein Vater und sein Urvater euer Feind war, deshalb heißt er nach euch Herr Iltis und Herr Zobel, und einen Herrn Marcus Harmelin gibt es, was wohl nur eine schlechte Aussprache von Hermelin ist. In einem Bau, Brühl Nr. 68, amtieren David Steinmarder (Hof, parterre rechts), Artur Mütze, Kürschnerei, und Biberfeld & Wolff, Rauchwarenhändler und Kommissionäre, von Hase, Fuchs und Hirsch ganz zu schweigen. Otto Bär verkauft bloß eure Schweife. Ein Dermatologe ordiniert auch in diesem Bau, das ist ein Medizinmann, ein Hautspezialist für die, die Hautspezialisten sind für euch.

In den Binnenhöfen, den von Menschbauten umschlossenen Plätzen, wird euch das Fell versohlt, ihr werdet geschlagen, damit kein Mottenrudel sich einniste, dieweil ihr euch nicht mehr wehren könnt. Sodann werdet ihr in eckigen Körben, man nennt sie Flechten, emporgezogen bis zur achten Wabe des Baus.

Unten am Saum des Pfades sind Schaufenster, dort locken, liebevoll ausgebreitet, Antilopen, Chinchilla und Luchse, vielleicht sogar ein Leopard. Das Menschpack steckt dahinter im Gewölbe, unter Bündeln von Feh, zwischen Futtern von Hamster und Bisam, es sitzt auf Tischen, auf denen die Haut von Fohlen liegt, es schreitet über Haufen blutiger und fleischiger, mit der Aasseite nach außen gekehrter Skunks.

Der Inhaber des Höhlenlagers hat draußen im offenen Dschungel, auf dem Brühl, einen Fang zu erjagen versucht, nun verhofft er in seinem Bau, die Beute zu erlangen. Er trägt jetzt eine lange weiße Haut, einen Leinenmantel, und sagt dem Gegner, der zu ihm kam, er lasse keinen Schilling nach und bestehe auf Bargeld. Der Gast denkt gar nicht daran, bar zu zahlen. Er kann nicht deutsch (das Menschpack ist in Rudel geteilt, die verschiedene Sprachen reden) und kennt nicht die Waidgründe von Leipzig, er hat seinen Jagdfreund mitgebracht, den „Kommissionär", damit ihm das Fell nicht über die Ohren gezogen werde, was aber beim Menschpack nur eine Art der Rede bedeutet.

Welches der Kommissionär ist, erkennt man sogleich. Er flüstert bald dem einen, bald dem andern der Kämpfenden in die Lauscher, und man merkt ihm die Besorgnis an, daß der Kampf ohne Entscheidung enden könnte. Dann ginge er selbst leer aus, weil er von der Beute etwas abkriegen soll, zwei Hundertstel vom Käufer, ein Hundertstel vom Verkäufer.

Bevor es sich ergibt, ob der Kommissionär zu seinem oder um sein Geld kommt, wollen wir in das Lager wechseln, darin eure Brüder liegen und eure Verwandten aus allen Dschungeln.

Strahlende Füchse – mit leeren Lichtern äugen sie euch keineswegs strahlend an. Sie haben noch Schnauze und Lauscher, obwohl sie tot sind. Ihr suchet die rote Blume aus dem Stock des Jägers vergebens. In das teure Fell wird kein Loch gemacht. Dieses Lot Füchse kommt von einer Farm, dort ließ das Menschpack sie geboren werden, ließ sie aufwachsen und Nachwuchs zeugen, und als keine Hoffnung mehr bestand, daß sie noch länger und breiter wachsen, wurden sie durch einen Kolbenhieb auf den Kopf geschlachtet, was dem Fell nicht schadet.

Noch grausamer ist der Tod, den das Hermelin dafür erleiden muß, daß es schön ist und flaumig und schneeweiß, mit einem schwarzen Zopf als Schwänzchen. Für einen Mantel des Menschpacks müssen vier- bis fünfhundert Hermeline im Dschungelland Mandschurei ihr Leben lassen. Felljäger stellen mit Salz und Leim bestrichene Brettchen auf, das Wiesel leckt daran und kann die Zunge nicht mehr lösen. So stirbt es.

Lämmer jeglicher Farbe aus der Krim (Krimmer) und schwarze Lämmer aus Turkestan (Persianer) läßt man erst gar nicht geboren werden; damit das Menschpack sie kleingelockt ergattern kann, holt es sie aus dem Leib der Mutter und bemächtigt sich ihres Kleids, des Karakul.

Viele eurer Verwandten werden aus dem Dschungelland China auf den Brühl geschleppt, langhaarige Kaninchen, gelbe Wiesel, Kolinski geheißen, weiße Ziegen, Tibetschafe, Mufflons und Fliegende Hunde.

Der Dschungel China hat eigene Zurichtereien, darin euer Fell verwandelt wird in Fell für das Menschpack, und ihr

müßt das Chinesenrudel bedauern, wenn ihr diese chinesische Arbeit seht. Ein Pelzfutter zum Beispiel aus Lämmerbeinchen. Lämmerbeinchen, genannt „kid-legs", gelten als billige Beute, sind Abfall, aber noch billiger als Abfall ist die Arbeitskraft des Menschvolks. An der Lederseite einer Pelztafel erkennt man, daß sie aus vielen hundert Lämmerfüßchen mit der Hand zusammengenäht ist.

Immer eräugt man Menschen vom gelben Rudel auf dem Brühl. Sie kommen, um Felle einzukaufen, obwohl der Chinesendschungel doch so viele warme Felle eurer Brüder dorthin schickt und, wie ihr eben gehört habt, Pelze auch selbst zurichtet. Denn nicht nur, um sich zu wärmen, trägt das Menschpack euch am Leib, sondern vor allem, um sich zu schmücken, und niemals will es sich mit dem schmücken, was es im eignen Dschungel hat. So schweift das Chinesenrudel in fremde Jagdgründe und holt von dort für seine Weibchen südamerikanische Ottern oder australische Beutelratten oder Maulwürfe aus Deutschland.

Da hängt das Feh, euer russischer Bruder, ihr Eichhörnchen, in Hunderten von Zimmern (ein Zimmer bedeutet bei den Dörflern vom Pleißestrom ein Bündel von vierzig Stück), da hängen Schneehasen mit seidigem Flaum, da liegen Kasaner Fohlen ausgebreitet, da haben eure Steppenbrüder, ihr vom Sioni-Wolfpack, ihre Haut zu Markte getragen, Eisbären, Seehunde und südsibirische Biber, noch glänzend, als ob sie eben aus dem Jenissei ans Land gekrochen wären.

Große Jagd, große Jagd kommt aus den russischen Dschungeln, aber ihre Boten kaufen vom Erlös der Pelze ihres Dschungels keine Pelze fremder Dschungel. Das russische Rudel kauft lieber Pflugschare, um seine Felder zu bebauen – traurig denken in ihrem Bau die Dörfler vom Pleißestrom daran, daß ihnen dieser Fang entgeht.

Wenn ihr tot seid, ihr Tiere des Dschungels, so werdet ihr in Dörfern an der Furt des Pleißestroms noch einmal getötet, ertränkt in Laugen, befreit von dem, was das Menschpack Unreinlichkeit, Fäulniserreger und Gestank nennt, was aber in Wahrheit der starke Geruch ist der Freiheit. Und dann, höret wohl, werdet ihr gefälscht! Man verwandelt euch in andere, in seltenere Tiere.

Bei der Laus, die ich schlug, auch Haustiere des Menschpacks, Hammel und Lämmer und Ziegen und Katzen und Kaninchen, die kleinbürgerlichen Brüder des Hasen, werden gefärbt, um euch zu gleichen, ihr wilden Söhne des freien Dschungels.

Und wenn ihr euch in den Höhlen des Menschpacks auf dem Brühl zum letztenmal zusammenfindet mit eurem Rudel, so werdet ihr, so scharf ihr auch äugt, einander nicht mehr erkennen, du und er, von gleichem Blute.

BLAUGRANNES SANG

Dies ist der Sang, den Blaugranne sang, als Ki Sch vom Rätefelsen herab seine Rede gehalten hatte über den Pelzhandel:

Hört, was der Sohn des Menschpacks spricht:
Von dort, wo wir sein werden nach unserem Tode,
Gibt er Bericht.

Traf uns die rote Blume ins Kleid,
Aus dem Stock des Jägers von ferne geschleudert,
Beginnt erst das Leid.

Sie fressen uns nicht, sie wollen nur unser Haar;
Denn ihre Haut ist – so wie die der Schweine –
Jeder Behaarung bar.

Sie schämen sich dessen, drum schlagen sie unser Fell
Um ihre Nacken, Hälse, Hüften und Lenden,
Dunkel und hell.

Und nicht, sich zu wärmen. Nein, ihnen gefällt's.
Drum rauben sie, sich mit uns zu schmücken,
Unseren Pelz.

Doch vorher nehmen sie uns der Wälder Hauch;
Sie töten uns von neuem, sie schlagen uns, die Toten,
Auf Rücken und Bauch.

Wir werden gefälscht, auf dunkel, auf licht,
Ein Tier der Wildnis zu einem anderen Tier der Wildnis!
Wir erkennen uns nicht.

Aber das Schlimmste: des Menschpacks dienend Getier,
Die Kühe, die Schafe, die Hunde, die Katzen,
Werden wie wir!

Zahmes Gezücht wie Hammel, Ziege und Lamm
Verfälscht man zu Völkern des Dickichts
Vom freien Stamm.

II. Kopfwaschen, Haarfärben und Rassenveredelung

Der Lehrer will den Kindern beibringen, daß die Tiernamen verschiedenen Geschlechts sind. „Karl, nenne mir ein Tier." Karl: „Das Mäuschen." – „Hans, nenne mir ein Tier." Hans: „Das Hündchen." – „Verflucht noch mal", brüllt der Lehrer, „es heißt: *die* Maus, *der* Hund! Gebraucht doch nicht immer Verkleinerungen, sonst laß ich euch nachsitzen! Moritz, nenne mir ein Tier." Kleiner Moritz: „Und wenn Sie zerspringen, Herr Lehrer, das Kanin."

Der kleine Moritz dieser Anekdote ist jetzt in der Rauchwarenbranche tätig und spricht noch immer vom Kanin, wenn auch nicht mehr, um den Lehrer zu ärgern, sondern weil das Kaninchen für ihn ein seriöser Handelsartikel geworden ist, zu dem das Diminutivum keineswegs paßt.

Aber die Weglassung der Endsilbe ist nichts im Vergleich zu den Veränderungen, die er heute am Kaninchen vornimmt. Er will es als Pelzwerk verkaufen, und in dem Zustand, in dem ein Fell dem Tier vom Leib gezogen wird, ist es noch lange nicht geeignet, „die weißen Schultern der Damen zu schmücken". Erstens stinken die Felle, zweitens haften ihnen Blut und Fleischstücke an, drittens würde das Pelzwerk weiter verwesen, und viertens muß es schöner werden, als es von Haus aus ist.

Zurichtereien und Färbereien machen das Haustier zum Raubtier und das Raubtier raubtierhafter. Seltsamerweise sind es die Sachsen, die sich diesem Gewerbe der Verwilde-

rung, der Bestialisierung ergeben haben. Man verspottet das Phlegma der Sachsen mit der Behauptung, die Ehegattin zische im Orgasmus ihrem Mann auf sächsisch zu: „Kratz mich, beiß mich, gib mir Tiernamen", worauf er ihr das Wort „Du Iltis" entgegenschleudert. Er stammt gewiß aus Lindenau bei Leipzig, wo es alltäglich ist, ein Kaninchen in einen Iltis zu verwandeln. In der ganzen Umgebung sind Kipper und Wipper am Werk, am Pelzwerk. Der Gatte aus Rötha ruft der leidenschaftlichen Frau „Du Opossum" zu. Das benachbarte Markranstädt ist auf Skunks, Bisam und Nutria spezialisiert, das Dorf Schkeuditz auf Marder und Fohlen.

Ein größeres Wunder als die Seelenwanderung begibt sich allhier: die irdische Hülle eines Lebewesens geht in die eines anderen über. Das geschieht nicht, wie der Mystiker dächte, in würdigen Zaubertempeln, das geschieht nicht, wie der Rationalist dächte, in technisch meisterhaft eingerichteten Industriepalästen. Es geht in jenem Bezirk des Pleißetals, der gleichsam eine Farm zur postmortalen Züchtung von Raubtieren darstellt, recht primitiv und frühkapitalistisch zu.

Von ganz wenigen Fabriken abgesehen, sind die Betriebe in alten Häusern untergebracht; was einst der Stall oder die Tenne war, jetzt dient es als Werkhalle, über enge Stiegen windet man sich zum Manipulationsraum, in der ehemaligen Räucherkammer und auf dem Wäscheboden der Bäuerin hängt Pelzwerk, auf dem Hühnerhof plätschert die Beize.

Füchse und Tiger und andere Bestien, die ohne die Aufforderung „Kratz mich, beiß mich" kratzen und beißen, behalten auch als Kleidungsstück oder Bettvorleger ihren Kopf, ja man setzt ihnen falsche Augen, Zähne und Krallen ein. Mitnichten so gut geht's dem Karnickel. Es sieht zu zahm aus und soll zu Wild werden, deshalb wird es arg zugerichtet in der Zurichterei, und es bedarf aller Schönfärberei, um diese Torturen wettzumachen. Ritsch, ratsch, sein harmloses Köpfchen wird abgeschnitten, ritsch, ratsch, sein fruchtbares Bäuchlein aufgeschlitzt, ritsch, ratsch, sein geduldiges Fell in Sägespänen beerdigt und nach erfolgter Exhumierung unter einem mechanischen Holzhammer mürbe gemacht.

Dann zieht der Zurichter vom Leder. Er zieht die Haut vom Leder. Rittlings sitzt er auf einer Bank, auf der außer ihm ein Messer sitzt. Mit dem durchweichten, nassen Fell (es heißt, wenn es zum erstenmal in die Hand genommen wird, „das rohe") fährt er über das unbeweglich auf die Bank montierte Messer und achtet darauf, daß kein Riß in den Balg kommt, weder in den des Tiers noch in den des eigenen Fingers.

An einem langen Tisch bürsten Hilfsarbeiterinnen das Fell mit einer Ammoniaklösung, befreien es vom letzten natürlichen Fett und von Keimstoffen, es ist endgültig „getötet".

Salzkisten, Mehlsäcke und Margarinefässer stehen im Rund, kein Brot aber wird gebacken, keine Stulle gestrichen und mit Salz bestreut – das Salz ist für die Beize da, die Margarine für die Schmiere, das Mehl für die Läuterei. Drei Tage lang liegt das entfleischte Fell in der Beize aus Sole und Schwefelsäure, und niemals wieder kann es steif werden. Nachher kriegt es Margarinebelag, verdünnt mit Wasser und Salmiakgeist.

Auf Trockenböden hängen die Kaninchen wie Kieler Sprotten da, ehe man sie zur Läuterei holt. In Riesentrommeln, unter denen Holzkohlenfeuer lodern, rotiert das gebeizte Fell in Sand und Holzspänen und Salvatormehl, bis es aufhört, ein amorpher Lappen zu sein, „es bekommt Leder", die Späne und das Mehl fallen durch das Drahtgeflecht der Schütteltonnen heraus. Beim ersten Läutern sah man auf das Leder, das zweite gilt dem Haar. So willenlos das doppelt getötete Kaninchen alles mit sich geschehen läßt, es hat sich dennoch etwas in den Kopf gesetzt, Klümpchen, gegen die bloßes Schütteln nichts nützt, man muß sie sorgsam aus dem Haar kämmen.

Salpeter macht das Fell schmiegsam für eine neue Manipulation: das Fell lang zu ziehen (unendlich lang wird ein kurzes Fell) und es breit zu machen (unendlich breit wird ein schmales Fell); die Tiere verwildern nicht nur, sondern sie wachsen auch nach ihrem Tod und in Leipzig. Hat der auf seiner Bank reitende Zurichter dieses „Ausstoßen" beendet, putzt er das Fell leicht durch, schüttelt es. Schluß. Die vom Händler mit dem Auftrag „Wasch mir den Pelz"

gesandte Partie roher Felle geht trocken und haltbar an ihn zurück.

Sollen sie auch gefärbt werden, wird zunächst ihr Deckhaar mit Wasserstoffsuperoxyd vom natürlichen Farbstoff befreit und für den künstlichen aufnahmefähig gemacht. Verschiedenfarbige Seen sind die Landschaft der Färberei. In jedem der Farbenbottiche dreht sich Tag und Nacht ein Schaufelrad, Strömung erzeugend, und Mädchen mit Rudern stehen am Ufer, um die schwimmenden Felle unbarmherzig weiterzustoßen, wenn sich eines müde an einem anderen festzuhalten versucht.

Endlich an Land, spritzt man dem gebadeten Balg Pelzfärbemittel auf, das Grannenhaar empfängt die stärkste, die dunkelste Lösung von Ursol. All die Taufwässer, mit denen ein Tier bei seiner Wiedergeburt besprengt wird und nach deren Farbe es von nun an seinen Taufnamen führen wird, sind teuer von der „I.G. Farben" bezogen. Aber die „I.G. Farben" hat die Färbemittel nicht erfunden, in ihren chemischen Laboratorien wurden die Mischungen nur untersucht und ihr Inhalt in Formeln und Rezepte gebracht, erdacht hat die Färbungen fast immer ein Arbeiter, der nichts davon hatte als das Nachsehen.

Nach wie vor steht er in der Färberei und verkocht die Farbe, die dafür nicht dankbar ist, daß er sie ins Leben gerufen hat, und ihm ihren Geifer entgegenfaucht. Die Färber und Färberinnen tragen Gummihandschuhe. Das schützt ihre Haut vor der ätzenden Farbe, nichts aber schützt sie vor dem Asthma, fast alle in der Färberei leiden daran wie die in den Zurichtereien an Milzerkrankung.

Ungesunde, aufreibende Arbeit, oft auch sonntags, 54 Stunden in der Woche und schändlich bezahlt. Junge Hilfsarbeiterinnen haben einen Wochenlohn von 7 bis 11 Mark, die Frauen, nicht wenige schon jahrelang im Betrieb tätig, kommen auf 16 oder 19 Mark. Für die Schwerarbeit im Schmutz und Dampf der Beizerei und der Läuterei erhält der männliche Hilfsarbeiter 28 Mark wöchentlich, einen Zuschlag gibt es nicht.

Besser, das steht außer Frage, sind die Zurichter daran, vor allem zwischen Dezember und April, in der Messezeit, wenn der Betrieb Aufträge hat und Leute braucht. In diesen Mo-

naten schlägt der Meister nicht ununterbrochen Krach; er macht tarifliche Konzessionen und läßt manchmal eine Lage Bier springen, bei deren Vertilgung er allerdings den Löwenanteil hat.

Am liebsten sieht sich der Zurichter vor Wildware gestellt, dabei kann er 70 bis 100 Mark in der Woche verdienen, bei Kanin und Zickel 40 bis 50 Mark und bei kleinen Lammfellen gar nur 30 Mark. Aber da die Kaninbuden während des ganzen Jahres zu tun haben, zieht mancher den ständigen Verdienst dem größeren vor.

Die Zurichtung eines Kanins wird dem Gehilfen mit 6,4 Pfennig bezahlt, der Meister bekommt 26 bis 32 Pfennig. Einheitlich ist der Stücklohn des Meisters deshalb nicht, weil Heimarbeiterfamilien, die mit ihren Kindern Tag und Nacht arbeiten, alle Löhne unterbieten. Mitunter verdient der Familienvater eines solchen „Waschhausbetriebs" weniger als ein Gehilfe, aber er dünkt sich „selbständig" zu sein und ist stolz darauf.

Dem Färbereibesitzer werden für das Färben hohe Preise gezahlt, einen Fuchs auf Sand gefärbt berechnet er mit 8 Mark, Isabellfarbe und Platinfarbe mit 6 Mark, Sealkanin mit 80 Pfennig und Skunkskanin mit 40 Pfennig. Den höchsten Profit heimst er ein, wenn es ihm gelingt, eine Modefarbe zu lancieren, man sagt in der Färberbranche: „Wer zuerst kommt, malt zuerst."

Nach der Laune der Mode richtet es sich auch, welche Rolle ein Tier nach seinem Tod zu spielen hat. Amerikanisches Opossum zum Beispiel stand 1925 bis 1926 in Ansehen. Schon in der nächsten Saison mußte es eine Transfiguration erleben, es ward in Marder verwandelt, ein gar schwieriger Prozeß in drei Farbtönen, einer hellen Grundfarbe, in der Mitte schokoladenbraun und oben noch dunkler. Nun war es richtiger Marder, non opossumus.

Karnickel, Ziegen, Lämmer, Katzen und heimische Wald- und Wiesentiere wie der Hamster, das Reh, der Hase oder das Eichhörnchen feiern ihre Auferstehung als Biber, Otter, Gazelle, Antilope, Iltis, Nutria, Marder, Zobel und Nerz. Dieser Münzverfälschung, die man Veredelung nennt, unterliegen die Raubtiere nicht minder, man malt dem Rotfuchs ein Kreuz auf die Grannen, damit er als Kreuzfuchs gelten

könne; mit Anilin zeugt man ihn zum Blaufuchs um. Fliegende Hunde werden auf Edelmarder verarbeitet und Känguruhs auf Skunks und Zobel.

Das Wasserschwein als solches ist noch nie in Mode gewesen, niemand trägt Wasserschwein, so viele auch Wasserschwein tragen. Freilich ist es gründlich verändert, es hat in der Färberei Grau als Grundfarbe erhalten, dann Hellbraun und oben Schwarz, damit es als Bisam auf den Markt kommen kann.

Nicht allzu täuschend vermag man Ziegen und weiße Hasen zu Edelfüchsen umzumodeln, sosehr man ihren Kopf und ihre Füße der Schnauze und den Tatzen Reinekes gleichzuschalten versucht. Weit besser, weil durch kein Vorbild gehemmt, gelingt alles Phantastische, Farben, die niemals ein Tier bei Lebzeiten getragen, beige und lila, elfenbein und platin. Wer kann entdecken, welches Tier sich unter diesen Gebilden der Laune verbirgt?

Jener kleine Moritz, der, um den Lehrer zu ärgern, dem Kaninchen das Silbenschwänzchen wegschnitt, ist längst Inhaber einer Rauchwaren-Zurichterei und -Färberei (Telegrammadresse: Moritzfarbe, Leipzig) samt Verkaufsbüro (Telegrammadresse: Kaninmoritz, Leipzig), er hat nie auf der Bärenhaut gelegen, sondern mit ihr gehandelt und mit Fuchsfell, Jaguarfell und Wolfsfell. Da er im Todesfieber darniederliegt, stöhnt er: „Bestien umlauern zähnefletschend mein Bett, alle Tiere, deren Fell ich zeitlebens verkauft habe!" – „Aber, Papa", beruhigt ihn sein Schwiegersohn, „seit wann fürchtest du dich vor Kaninchen?"

III. Neue Rede an die Tiere des freien Dschungels

Höret, ihr wilden Tiere des freien Dschungels!

Es ist lange her, seit ich euch davon sprach, wo ihr euch nach eurem Tode wiederfinden werdet, wie man euch auf dem Brühl verändert und vertauscht. Vieles hat sich seither ereignet im Dschungel Deutschland.

Das Hyänenpack hat alle Macht an sich gerissen, zunächst betörte es den alten lahmen Wolf, der dort herrschte, einer Hyäne den Vorsitz im Rat der Alten zu übertragen. Kurz

darauf schlichen die Hyänen durch ihre heimlichen Gänge zum Rätefelsen und machten ein Feuer an, daß alles brannte, was nicht aus Stein war – das Moos der Bänke, das Holz der Bäume. Als die rote Blume zum Himmel stieg, heulte das Hyänenpack, daß diesen Frevel die anderen verübt, daß die anderen auch andere Baue anzünden, das Wasser des Stroms vergiften und die Wege des Dschungels ungangbar machen wollten, um in dem Gewirr die Macht an sich zu reißen.

Mit solchen Lügen begann das Pack der Aasfresser nach seiner Art unter den anderen Rudeln zu hausen. Das Hyänenpack schließt nun die, die es haßt, in finsteren Höhlen ein, peinigt sie, schneidet ihnen Hyänenflecke und Hyänenstreifen ins Fell, es zwingt sie zu heulen, wie Hyänen tun, es tötet die Gefangenen und tut sich an Leichen gütlich.

Das Hyänenpack. Je verachteter es gewesen war wegen seiner Heimtücke, desto mehr Ehrung verlangt es von den anderen Dschungelvölkern, sie müssen kläffen und Pfötchen geben, wenn eine Hyäne vorüberkommt, Plätze und Wege werden benannt nach den schwarzen und braunen und gekreuzten Gräberwühlern.

Das Hyänenpack. Je verachteter es gewesen war wegen seiner Feigheit, desto mehr redet es davon, welchen Heldenmut es immer bewiesen, und die Jungen des Menschvolks müssen lernen, daß die Hyäne das tapferste Tier des Menschvolks sei.

Das Hyänenpack. Je verachteter es gewesen war wegen seines Mangels an Weisheit, desto wütiger wütet es gegen alle, die ihm verdächtig sind, klug und erfahren zu sein.

Das Hyänenpack. Je verachteter es gewesen war, weil es seine Beute nicht suchte im offenen Dschungel und sich nur genährt hatte von Verscharrtem und Verfaultem, desto mehr bläht es sich nun den Bauch mit dem besten von dem, was die anderen erjagen.

Das Hyänenpack. Je verachteter es gewesen war, weil es niemals etwas geleistet hatte, desto mehr spottet es der Tätigen und zwingt sie, noch mehr zu tun, damit schwelgen könne das Hyänenpack.

Nie vorher haben die Dschungel des Menschvolks so feige Greuel, solche Verhöhnung der Mutigen und Fleißigen,

niemals so viele Tötungen ohne Kampf, so viele Morde an Wehrlosen erlebt.

Wer nicht in die Klauen der Machthaber, des struppigen, hinkenden, verfetteten und päderastischen Hyänenpacks fiel, versucht aus diesem Gebiet zu entfliehen, und aus anderen Dschungeln kommt niemand gern in den Dschungel der Hyänen. Die Männer des Menschvolks, die eure Haut zu Markte tragen, wenn ihr tot seid, ihr freien Tiere des freien Dschungels, treffen sich nicht mehr am Brühl.

Andere Märkte sind entstanden. Die Wege eurer ewigen Jagdgründe verzweigen sich jetzt in Dörfern, genannt „Paris", „Leningrad", „London", „Oslo", „Kowno". Niemand von euch weiß, ob er seiner Mutter oder seinem Bruder begegnen wird in der Rue d'Enghien oder in der Upper Thames Street, ob eure Sippe sich zusammenfindet bei der Lampson-Auktion oder bei „de Norske Pelskinn-Auksjoner" wie einst am Brühl.

Trübselig sah das Menschvolk im Hyänendschungel, daß ihm, so geht eine Art der Rede beim Menschvolk, die Felle davonschwimmen. Die Hyänen, gierend nach jeglicher Beute, zwangen ihre Opfer, Boten auszusenden nach fremden Dschungeln, deren Rudel mögen wiederkehren und großen Fang bringen. Vergeblich. Wenige hegen Gelüste danach, Beute mit Hyänen zu tauschen.

So geschieht nun in anderen Dörfern anderer Dschungel, was früher nur im Dschungel Deutschland geschah: daß man eure Felle verändert nach dem Geschmack des Menschvolks.

Auf dem Brühl verblieben nur die zu freien, wilden Tieren des Dschungels umgefälschten Kaninchen. Das Hyänenpack nennt solches Rassenveredelung.

DAS RÄDERWERK VON MONTE CARLO

In meiner Jugend gab's ein Chanson:

Mein Mann ist in Monte,
Mein Mann spielt Roulette,
Und ich sitze hier in Berlin . . .

Weiter weiß ich's nicht. Aber es genügt. Mit diesen wenigen Worten war schon das ganze mondäne, leichtfertige, lasterhafte Milieu hervorgezaubert: Eine Dame, deren Mann in Monte Roulette spielt! In „Monte". Familiär klingt diese Abkürzung, merkt man nicht, wie die Strohwitwe geradezu intim mit ihrem Monte Carlo ist?

Natürlich ist „Monte" ein Blödsinn. Es gibt kein „Monte", kein Mensch, der Monte Carlo kennt, kennt „Monte". Sagt man „Ober", wenn man Oberhof meint? Würden Sie erraten, daß es sich um Sankt Moritz handelt, wenn eine Brettldiva singt:

Mein Mann ist in Sankt,
Mein Mann läuft dort Ski . . .

Das vergessen geglaubte Chanson begleitet mich, dieweil ich die altmodisch-modische Baulichkeit namens Monte Carlo durchwandle. Sie sieht just so aus, wie das Chantantpublikum der neunziger Jahre sich „Monte" vorgestellt haben mag.

Wer reich geworden war, kam sich erst dann vornehm vor, wenn er an die Riviera fahren, heimgekehrt von „Monte" erzählen konnte. Insbesondere russische Kaufleute und Grundbesitzer fühlten sich erst dann als Europäer, nachdem sie ihre Datsche an die Riviera verlegt hatten. Überall findet man ihre Spuren. Noch heute erscheint in Nizza eine „Riviera-Gazeta" in russischer Sprache, Gesellschaftsnachrichten sind ihr Hauptinhalt. Viele Firmentafeln tragen auch russische und polnische Aufschriften, auf den Juwelenläden ist eine Aufschrift in russischen Lettern dazugekommen,

„Lombard" nämlich, und in den Schaufenstern der Antiquitätenläden dominieren Doppelkreuze und Ikonen, Andreasorden und Medaillons mit kyrillischen Heiligen. (Lombard.)

Ein Bahnhof, der auch mal fesch sein will, das ist das Casino. Er hat sich Lichtgirlanden um den Kopf gewunden und läßt sich von Geniengeflügel umgeben, das, ach wie allegorisch, dem Beschauer goldene Blumen entgegenstreckt.

Das Hotelportal gegenüber wird von einem großmächtigen Negerportier in hellvioletter Livree geziert, auf der die Orden bis zum Nabel und noch tiefer hinab arrangiert sind, im Café Paris sitzt man unter orangeroten Sonnenschirmen, und geometrischer Mittelpunkt des Rondeaus vor dem Casino (des sogenannten „Camembert") ist ein Verkehrspolizist samt schlohweißem Tropenhelm, goldenem Koppel, weißen Glacéhandschuhen, weißen Hosen, perlmutternem Degenknauf, Epauletten und himmelblauem Waffenrock, goldverschnürt sogar.

All das ist der Geschmack einer Zeit, da der Herr die Dame mit den Worten „Netter Käfer" ansprach, sie ihm geistesgegenwärtig mit „Sie Schwerenöter" antwortete und die Witzblätter dieses Gespräch unter der Überschrift „Gut gegeben" oder „Abgeblitzt" registrierten.

„Monte" lebt immer noch, trotz allen Krisen ist es bevölkert von Touristen und Spielern, von reichen Leuten, von solchen, die es scheinen, von solchen, die es werden wollen.

Alle Staatskosten des Fürstentums Monaco mitsamt der Privatschatulle des Herrscherhauses zahlt die Spielbank, die sich unauffällig „Seebäder-Gesellschaft" nennt. Der Staat Monaco ist anderthalb Quadratkilometer groß und besteht aus der Stadt Monaco, die ihrerseits aus den Stadtteilen Monaco und La Condamine besteht. Nur der Hügel schräg gegenüber dem Hafenrand La Condamine ist Monte Carlo. Hier hält der Luxuszug, gerade unter dem Casino, ein Fahrstuhl hebt die Passagiere aus dem Abteil an den Roulettetisch.

Außerhalb des Spielzimmers, rechts und links, fängt die Republik Frankreich wieder an, in der die Hasardspiele Roulette und Trente-et-Quarante streng bestraft werden.

Nicht streng sind die Grenzen. Man kann mit Auto und Jacht, mit Autobus und Eisenbahn hinüber- und herüberfahren, ohne mit der Frage nach dem Paß belästigt zu werden.

Im Stadtteil Monaco der Stadt Monaco des Staates Monaco lebt das zum Spieltisch nicht zugelassene Volk der Monegassen, und hoch über dem Volk thront der zu den Gewinnen des Spieltischs zugelassene Souverän Louis II. aus dem Hause Grimaldi, das seit mehr als zwei Jahrhunderten ausgestorben ist. Der letzte Grimaldi hat allerdings eine Pragmatische Sanktion erlassen, nach der die Erbfolge auf seinen Schwiegersohn de Matignon überging. Dessen erste Nachkommen kamen selten in ihr Land, und nur um die Bewohnerschaft auszuplündern; deshalb revoltierten von den drei zu Monaco gehörenden Städten zwei, Mentone und Roquebrun, und erklärten sich unabhängig.

Ein späterer Herrscher, Karl III., hat diesen Verlust an Hausmacht reichlich wettgemacht, indem er 1863 dem Leiter der Homburger Spielbank, Herrn Blanc, für die nächsten fünfzig Jahre die Konzession erteilte, das gleiche Gewerbe in der übriggebliebenen Stadt des Fürstentums auszuüben.

Seither verbringen die Landesväter nicht mehr ihr ganzes Leben außerhalb. Ihr Stammsitz, bis in die sechziger Jahre eine verfallene Ghibellinen-Burg, gleicht jetzt einem Kaiserschloß und ragt prunkvoll und majestätisch empor, von öffentlichen Bauten umrahmt. Als lebendige Karyatiden hampeln mit geschultertem Gewehr und aufgepflanztem Riesenbajonett die Doppelposten der Leibgarde vor dem Portal auf und ab, straff und stramm, jahraus und jahrein, Tag und Nacht, auch wenn Seine Hoheit auf Reisen ist.

Der vorige Zéronissimus war viel auf Reisen. Fürst Albert interessierte sich für Tiefseeforschung. Um seine Sammlungen herum hat er ein gigantisches Gebäude aufführen lassen. In der Vitrine mit Muschelperlen sieht man Porträts von Personen, die berühmten Perlenschmuck besaßen: den Schah von Persien, englische Prinzessinnen, internationale Tänzerinnen. Es ist weder angegeben, wie sie die Kleinodien erwarben, noch wie sie sie verloren. Alberts zweite Gattin, Marie Alice, war eine geborene Heine aus

Hamburg, eine Nichte Heinrich Heines, der diese gute Partie nicht mehr erlebt hat.

Des Fürsten Albert Sohn, der jetzige Herrscher, war nie verheiratet und besitzt dennoch eine legitime Tochter. Die Mutter dieser Tochter, die Mutter der offiziellen Erbprinzessin Charlotte, lebt verborgen am Hof ihres Nichtgemahls. Sie kann wohl Mutter einer Monarchin werden, nimmer aber die Gattin eines Monarchen. Denn sie ist, man bedenke, nicht nur eine eingeborene Afrikanerin, sondern auch eine Wäscherin gewesen, damals, als Louis II. noch Prinz und Offizier der Fremdenlegion in Algier war. Sein Vater zwang ihn, die Tochter der Afrikanerin zu adoptieren, und diese energische Stellungnahme des Fürsten Albert hat das Gemüt der Monegassen so verwirrt, daß sie sich nicht darüber klarwerden können, ob es Vaterliebe, Großvaterliebe oder Liebe überhaupt war, die den Fürsten dabei leitete.

Prinzessin Charlotte hat zwei Kinder und keinen Mann. Von ihrem Gatten, dem französischen Grafen Peter von Valentinois et Polignac, ließ sie sich scheiden, und vom zweiten Mann ihrer Wahl, dem italienischen Arzt Delmasso, mußte sie sich auf Wunsch Frankreichs trennen. Mitten in dem gegen Italien bis auf die Zähne bewaffneten französischen Regierungsbezirk Alpes-Maritimes könnte unmöglich ein Italiener als Prinzgemahl regieren oder die Vormundschaft über den unmündigen Sohn Charlottes, den Prinzen Rainier, führen.

Man sieht, auch die reichsten Dynastien haben ihre Sorgen. Selbst die Dynastie Blanc hat das erfahren. François Blanc, Partner und Nährvater der Fürsten von Monaco, war ursprünglich Kellner in einem kleinen französischen Gasthaus, wurde entlassen, weil er sich bei den Rechnungen allzusehr zu seinen Gunsten irrte, machte hernach Börsengeschäfte und saß sieben Monate im Pariser Kerker. Dann ging er nach Homburg, wo er, ein guter Rechner, es zum Konzessionär der Spielbank brachte.

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren Homburg und Baden-Baden die Sammelplätze der Spielwütigen aus aller Welt, und aus den Schilderungen Dostojewskis weiß man, wie dort Werte und Menschenleben aufs

Spiel gesetzt wurden und zugunsten der Bank zugrunde gingen. Mit Anspielung auf den Namen ihres Besitzers galt in Homburg der Spruch: „Manchmal gewinnt rouge, manchmal gewinnt noir – aber immer gewinnt Blanc."

Blanc war Gegenstand heftiger Angriffe. Man bezeichnete ihn als den Urheber von Selbstmorden und Familienkatastrophen, als den Blutsauger vom Taunus. Die Erregung der Bevölkerung nahm gefährliche Formen für ihn an. In dieser Situation drohte ihm ein Stubenmädchen namens Lotte Hensel, die er im Treppenflur, gewissermaßen im Vorbeigehen, geschwängert hatte, sie werde ihre Verführung mit skandalösen Details publik machen. Blanc heiratete sie auf der Stelle.

Aber er fühlte sich nicht mehr geheuer in einem Tätigkeitsgebiet, wo er so sehr unter dem Druck der öffentlichen Meinung stand, daß ein Fehltritt auf dunkler Treppe seinen Absturz bedeuten konnte. Als er daher nach einem neuen Bezirk Umschau hielt und auf Monaco verfiel, machte er es sich zum Vorsatz, nur Fremden aus allen Richtungen der Windrose das Geld abzunehmen, die Einheimischen jedoch unbedingt aus dem Spiel zu lassen. Die Versuchung, auch Einheimische zu rupfen, war allerdings so klein wie die Bewohnerschaft von Monaco.

Das Spielhaus baute er auf der Felsenklippe „Speluga". Er taufte sie um, der Anklang an „Spelunke" gefiel ihm nicht, und nannte sie zu Ehren seines fürstlichen Strohmanns, Karls III., „Monte Carlo".

1877 starb François Blanc mit Hinterlassung eines Barvermögens von 200 Millionen Goldfrancs. Seine Witwe richtete nun ihren ganzen Ehrgeiz darauf, ihre beiden Töchter an Männer zu verheiraten, die von höherem Adel waren als der Herrscher von Monaco. Die ältere Tochter Louise bekam den Fürsten Konstantin Radziwill, die jüngere, Mariechen, den Prinzen Roland Bonaparte. Madame Blanc, geborene Hensel, stellte eine riesige Büste Napoleons I. neben die ihres verstorbenen Gatten und rühmte sich: „Die beiden mächtigsten Männer der Welt gehören zu meiner Familie."

Roland Bonaparte mußte ihr versprechen, ehebaldigst in

Frankreich das Kaisertum wieder aufzurichten und sie zur Königin von Monaco zu proklamieren. Prinz Roland, der sich als Thronprätendent nicht gut vorwerfen lassen konnte, von Gelegenheitsmacherei für Hasardspiel zu leben, verwandelte im Einverständnis mit seinem Schwager Radziwill und seinem Schwager Edmund Blanc das Casino in eine Aktiengesellschaft. Hundert von den achthundert Anteilscheinen zu je zweihunderttausend Francs wurden dem Fürsten von Monaco überlassen. Roland Bonaparte stieß sein Aktienpaket bald ab, bekam bare Millionen, war fein heraus.

Im Casino herrschte Camille Blanc, einer von den natürlichen Söhnen des François Blanc, und hatte dafür zu sorgen, daß seine Verwandten, die sich seiner schämten, möglichst viel Geld aus der Quelle schöpften, deren sie sich nicht minder schämten. Nie haben ihm Verwaltungsrat und Aktionäre in seine Geschäftsführung hineingeredet.

Erst der Krieg hat ihm hineingeredet. Damals, als alle Grenzen der europäischen Staaten beinahe so dicht besetzt waren wie bislang die Spieltische von Monte Carlo, damals, als fast jedermann gezwungen wurde, für das Spiel hoher Herren sein Leben als Einsatz hinzuwerfen, damals schlich Camille sorgenvoll durch die kläglich besuchte Salle Schmit, den einzigen Spielsaal, der noch nicht geschlossen war. Dreißig Millionen Francs hatte die Bilanz für das Geschäftsjahr 1913/1914 ausgewiesen, das nächste brachte kaum zwölf Millionen.

Das wurde nicht besser, als der Weltkrieg für das Fürstentum Monaco siegreich zu Ende war. Große Investitionen waren nötig geworden, und man suchte einen Geldmann.

Wozu in die Ferne schweifen? Im Licht der Rivierasonne sitzt der „Mann im Dunkel", er, der im Weltkrieg Staaten nach seinen Interessen gelenkt hat, er, dem der Frieden eine noch bessere Gelegenheit zur Abwicklung großzügiger Waffengeschäfte bietet. Basil Zaharoff kneift das linke Auge zu – seine berühmte Geste. Er kalkuliert: Tanks und Artilleriematerial sind stabile Werte, denn sie stützen sich auf die Dummheit des Menschengeschlechts. Steht nicht die Spielbank auf dem gleichen Fundament?

Sir Basil beteiligt sich am Casino mit einer Million Pfund Sterling und mit Rationalisierungsplänen. Camille Blanc, der letzte seines Namens auf dem rotschwarzen Felsen, muß 1922 zurücktreten und stirbt bald darauf. Sein Nachfolger ist René Léon, dessen Nationalität und Vergangenheit auch die findigsten seiner Feinde nicht ans Tageslicht fördern können.

Drei Landzungen springen von der Corniche, der Rivierastraße, ins Meer. Auf der einen, dem Felsen von Monte Carlo, thront René Léon, auf der nächsten hat Fürst Louis II. seinen Herrschersitz, und auf der dritten, dem Cap d'Ail, wohnt still und versteckt Sir Basil Zaharoff. Ewig ist hier der Sommer, groß die Aussicht.

Vielleicht treffen sich in einem unendlich fernen Punkt des Ozeans die Gedanken der drei Schloßherren: Wie herrlich wäre es, könnte man den grünen Tisch des Mittelmeers in Felder einteilen, die Sonne um eine Achse drehen, die Segmente zwischen ihren Strahlen mit Nummern versehen ... Ringsumher säßen Gäste, längs des azurnen Randes von Frankreich, der bergigen Wasserkante Italiens, der gezackten Buchten Nordafrikas ... Mit einem gewaltigen Rechen zöge man die Einsätze an sich ...

Auch ohne Erfüllung solch kosmischer Träume hat Basil Zaharoff an der Bank binnen kurzem ganz schön verdient. In einem günstigen Moment stieß er sein Aktienpaket mit hundertprozentigem Nutzen an das Pariser Bankhaus Daniel Dreyfus ab. Die „Société Anonyme des Bains de Mer et du Cercle des Étrangers à Monaco" verfügt über ein Kapital von 47,5 Millionen Francs, das in 95000 Aktien im Nominalwert von je 500 Francs geteilt ist; eine Dividende von etwa 725 Francs wird gegenwärtig per Aktie ausgeschüttet.

Der Vertrag, den Anno 1863 Herr François Blanc mit dem Beherrscher Monacos geschlossen hat, ist Anno 1913 auf weitere fünfzig Jahre verlängert worden – eine fürstliche Schmarotzerfamilie und ein paar Börsenschieber hoffen, bis zum Ende des Jahrtausends Millionennutzen daraus zu ziehen, daß Narrenheere nach Monte Carlo pilgern.

In sechs Terrassen steigt der Friedhof empor. Die Abteilung für Selbstmörder wurde vor kurzem aufgehoben, nur

nach Religionen geordnet sind jetzt die Toten. Über dem Friedhof, auf dem Felsengipfel, steht das französische Fort Tête-de-Chien, am Hang fröhliche Villen mit Hecken und Lauben, und drüben auf dem Schloß flattert die Fahne von Monaco.

Ein Teil von Condamine ist das Elendsviertel Carmélite. Das Elendsviertel! Die steuerfreien Untertanen des reichen Fürsten, die Anrainer der Bank leiden Not, sosehr man's vor den Fremden verschleiern möchte. Auch die bürgerlichen Parteien führen eine besorgte Sprache auf ihren Plakaten zur Neuwahl für das Comité Électoral, das ebenso demissioniert hat wie die Stadtvertretung: „Es ist höchste Zeit, eine Lage zu beseitigen, die täglich verzweifelter wird, ein Elend, das erschreckende Formen annimmt." Die Zeitung „L'Avenir" wagt es sogar, sich gegen den Bankhalter zu wenden: „Monsieur René Léon will nichts davon hören, daß die Ausgabenbücher der S. B. M. (lies: der Spielbank) revidiert werden, er widersetzt sich einer Finanzreform, er zahlt Hungerlöhne und vertreibt die Einheimischen aus Monaco. Er, fremd in diesem Lande, ist sein Diktator geworden."

3288 Angestellte hat das Casino, Bürokräfte, Spielbeamte, Theaterarbeiter, Musiker, Diener, Wächter und Gärtner, von denen die meisten kaum 600 Francs im Monat verdienen. Nur das Personal der Spieltische ist etwas günstiger daran, weil ihnen die „cagnotte" gehört: Bei größeren Gewinnen schieben die Spieler dem Croupier einige Jetons hin, der sie mit ostentativ lautem Dank in den Schlitz des Tisches wirft. Citroën, der Automobilfabrikant, zahlte die Trinkgelder in anderer Weise aus: Jeder Croupier seines Tisches erhielt eine Anweisung auf ein Kleinauto.

Im Dienst des Spiels stehen: der Direktor, drei Vizedirektoren, sieben Generalinspektoren, drei Sekretäre, fünfzehn Chefs der Partie, neununddreißig Chefs des Tisches, vierzig Vizechefs und vierhundertneununddreißig Croupiers.

Eingekeilt in das Tohuwabohu der Leidenschaften, mit gespannter Aufmerksamkeit, den Kontrolleur hinter ihrem Rükken, in erstickender Luft, so arbeiten die Angestellten vier Stunden lang, um nach vier Stunden Pause wieder ans Rad geflochten zu sein. Auch sonntags wird gespielt wie an jedem

anderen Tag, von zehn Uhr morgens ohne Mittagspause bis Mitternacht oder zwei Uhr morgens. Einen Tag in der Woche haben die Angestellten frei.

Die Bemannung der Tische ist bei weitem noch nicht die ganze Bemannung des Saals. Diener in betreßten Kniehosen und weißen Strümpfen leeren ununterbrochen die Aschenbecher, andere, in langen unbetreßten Hosen, kehren den sich immer wieder mit Zetteln bedeckenden Fußboden. Um sechs Uhr abends werden Petroleumlampen in den Wandnischen und auf den Ziergalerien angezündet, damit, wenn das elektrische Licht versagt, keine Panik entsteht, bei der Menschen getötet werden könnten oder gar Einsätze verschwinden.

Inspektoren, genannt „croque-morts", Leichenträger, und andere Spitzel lungern herum, Männer und Frauen, die am Spiel teilnehmen. Im Ärztezimmer ist Bereitschaft.

Zwei „physiognomistes" stehen am Eingang zum Saal; ihre Aufgabe ist es, sich das Gesicht des Besuchers einzuprägen, zu wissen, ob seine Eintrittskarte abgelaufen ist, zu erkennen, ob sich niemand mit fremdem Billett einschleicht, zu unterbinden, daß unter falschem Namen jemand wiederkehrt, dem der Eintritt verboten ist, zum Beispiel einer, der das „viatique", das (Ab-)Reisegeld erhalten hat, weil er sein Vermögen restlos verlor.

Da saust die Kugel, die für den nachmaligen Bewohner des Selbstmördergrabes die letzte war, da saust sie weiter, da dreht sich das Rad, sie aufzufangen, da zieht die Bank die Einsätze an sich, da fliegen oder kriechen Jetons auf Nummern und Farben und Felder. Die Zigarette erlischt im Mundwinkel, Hände kritzeln die gefallene Nummer auf eine Systemtabelle, Augen bohren sich in die Einteilung des grünen Tischs, in die sausende, schwarzrot schimmernde Scheibe. Die vor dem Spieler aufgeschichteten Jetons vermehren sich oder verringern sich. Haben sie sich verflüchtigt, so winkt man einen Diener heran, reicht ihm einen Hundertmarkschein, einen Fünfpfundschein oder einen Tausendfrankenschein. Er eilt zur Kasse, und im Nu kommt er zurück; er hat die Banknote eingewechselt in die Währung von Monte Carlo, in Spielmarken.

An den Roulettetischen beträgt der Mindesteinsatz zehn

Francs, mehr als 24 000 Francs darf man nicht setzen, bei Trente-et-Quarante kann man von 40 Francs an bis 60 000 Francs setzen. Mitunter arbeiten fünfundzwanzig Roulettes und sieben Trente-et-Quarantes gleichzeitig. An jedem Tisch sitzen etwa dreißig Personen, und über hundert stehen mitspielend in zwei, drei kompakten Reihen hinter ihnen. 500 000 Eintrittskarten werden im Jahr ausgestellt. Saisonkarten und Jahreskarten sind darunter, deren 20 000 Inhaber täglich kommen, solang ihr Vorrat reicht. Artikel 3 der Hausordnung (auch unten in der Halle großmächtig angeschlagen) besagt:

Anständige Kleidung ist strenge Vorschrift.
Arbeitern und Personen, die nicht unabhängig sind,
ist der Eintritt verboten.

Fällt der Ball auf „zéro" (null), so gehören der Bank die Einsätze, die auf dem ersten Dutzend (1 bis 12), auf dem mittleren (13 bis 24), auf dem letzten Dutzend (25 bis 36) oder „sur deux", das heißt auf Schwarz und Gerade oder umgekehrt liegen, die Einsätze, die sechs Nummern umfassen (transversale de six numéros), vier Nummern (carré), drei Nummern (transversale de trois) oder zwei Nummern (à cheval) und alle auf irgendeiner Nummer (en plein).

Wenn „zéro" fällt, zahlt der Croupier nicht dem einen den doppelten Einsatz aus, nicht dem andern den sechsfachen und nicht dem dritten den achtzehnfachen – der ganze Tisch, viele tausend Francs gehören der Bank. Nur die Einsätze auf den „einfachen Chancen" (Schwarz, Rot, Gerade, Ungerade, höhere Hälfte, niedere Hälfte) bleiben „en prison" bis zum nächsten Spiel liegen. Wer aber auf „zéro" gesetzt hat, gewinnt nicht mehr, als man bei jeder anderen gefallenen Nummer gewinnt.

Siebenunddreißigfaches Geld? Nein. Sechsunddreißigfaches Geld? Auch nicht. Man kriegt zwar im Gewinnfall für zehn Francs, die man auf eine der 37 Ziffern gelegt hat, 360 Francs, doch ist in diesen 360 Francs der Einsatz einbezogen. Demnach gewinnt man nur fünfunddreißigfaches Geld.

Morgens, vor Eröffnung der Säle, wird Kapital ausgegeben: 80 000 Francs für jeden der Roulettetische mit zehn Francs Mindesteinsatz, 150 000 Francs für die Roulettes zu zwanzig Francs und 400 000 Francs für die Hundert-Francs-Tische. Geht einem Tisch das Geld aus, so wird das Spiel in dramatischer Weise unterbrochen, auf daß wieder einmal in die Welt posaunt werden kann: „Die Bank gesprengt." Die Spielbank ist die einzige Bank, die an der Veröffentlichung ihrer Verluste gewinnt. Neue Gimpel werden dadurch herangelockt.

Geschäftsschädigend dagegen ist ein Selbstmord wie der des Polizeipräsidenten von Nizza, der die Gehälter der Beamtenschaft verspielt hatte, oder das Benehmen von Rücksichtslosen, die sich mitten im Spielsaal erschießen.

Mit Schaudern denkt die „Seebäder"-Direktion an die Affäre Gould. Der irische Baronet Sir Vere Gould und seine Gattin luden, nachdem sie ihr Vermögen verspielt hatten, an einem Julinachmittag von 1907 die reiche dänische Witwe Levy in die von ihnen bewohnte Villa Meusini. Lady Gould erschlug Frau Levy mit einer Axt, das Ehepaar packte die Tote in einen Koffer, spielte bis Mitternacht im Sporting-Club und reiste am nächsten Tag mit der Leiche ab. In Marseille wurden die Goulds verhaftet und nach Monaco zurückgebracht, wo man sie zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilte.

Ein Jahr später gab ein anderer Mord zu peinlichstem Aufsehen Anlaß. Auf dem Weg nach Mentone war der Engländer George Allender ermordet aufgefunden worden. Mister Allender hatte seit Wochen enorm gewonnen, aber jedermann wußte, daß er allabendlich sein Geld in der Kasse des Casinos deponierte. Auch der Umstand, daß man in der Tasche des Toten dessen Brieftasche mit mehreren Pfundnoten fand, sprach gegen einen Raubmord. So erhielt sich das Gerücht, George Allender sei umgebracht worden, damit er durch sein Glück oder sein System das Casino nicht länger schädige. Die Täter wurden nie ermittelt.

Nach jeder Affäre donnerte es von den Kirchenkanzeln gegen den Spielteufel, die Presse grub vergessene Opfer aus, aber der Betrieb der Spielhölle stockte nicht.

In der angrenzenden Villensiedlung Beau-Soleil wurde vor dem Krieg ein Konkurrenzunternehmen gebaut. Zwar waren hier, auf französischem Hoheitsgebiet, lediglich Boule und Bakkarat und Chemin de fer erlaubt, doch konnten die Untertanen des Fürsten, die Angestellten der Hotels und die Dienerschaft der Fremden mitspielen, und die Einsätze waren geringer als im alten Casino. Camille Blanc bekam die Geschäftsstörung zu spüren; flugs kaufte er die neue Bude auf und betrieb sie durch Mittelsmänner so lange, bis er sich überzeugt hatte, wie richtig seines Vaters Prinzip gewesen war, die einheimische Bevölkerung aus dem Spiel zu lassen.

Das „Städtische Casino von Beau-Soleil" ward zum Kino „Capitol". In einigen Sälen ist die Universität für zukünftige Croupiers untergebracht. Man lehrt dort das Mischen der Karten, das Drehen der Roulette, das Schnellen der Elfenbeinkugel, das Zuwerfen der Gewinne und vor allem das Einziehen der Verluste. Auch als flinke Kopfrechner müssen sich die Hörer erweisen. Mitte Oktober ist Semesterschluß, der Ernst des Lebens tritt an sie heran: das Spiel.

Geldeswert ziehen sie nun im Casino an sich und Liebesblicke. Denn viele glauben, der Croupier könne den Lauf des Balls bestimmen. Aber die Kugel, von seiner Hand geschnellt, jagt dreißigmal bis fünfzigmal im Rund dahin, verliert den Atem, verlangsamt ihr Tempo, schließlich taumelt sie, schwindlig geworden, auf der glatten Wölbung, sucht unschlüssig einen Unterschlupf, und wenn sie sich endlich in eines der Felder fallen lassen will, so sinkt sie in ein anderes, weil die Scheibe, während die Kugel kreist, in entgegengesetzter Richtung rotiert.

Die Bundesgenossenschaft mit dem Croupier nützt dem Spieler nichts. Wie unversehens ließ einmal eine Spielerin am Trente-et-Quarante-Tisch Geldstücke zu Boden fallen. Ihr Komplize benützte die abgelenkte Aufmerksamkeit des Tisches, um dem neben ihm sitzenden, im Bunde befindlichen Croupier eine präparierte Kartenserie zuzuschieben. Das Konsortium war vorsichtig und wiederholte den Trick nur dreimal innerhalb von vier Wochen – beim drittenmal wurde es erwischt. Seither ist der „Addison-Coup" bekannt,

und fällt Geld auf die Erde, so richten sich aller Detektive Blicke sofort auf den Croupier.

Keine Spielerhand hat auf dem grünen Tuch etwas zu schaffen, sobald die Worte „Le jeu est fait“ gerufen sind. Niemand kann einen Einsatz hinlegen, wenn sich die Kugel in eine Delle gebettet hat und die Harke des Spielbeamten über den Tisch zu fahren beginnt.

Falschspieler erfanden die „Schießende Krawatte“ (im Kriminalmuseum von Zoppot kann man aparte Muster dieser Krawatte sehen), aus der sie ein Jeton auf das Gewinnfeld schnellen. Auf der andern Seite des Tisches steht ein Komplize. Der bezeichnet die Spielmarke als seinen Einsatz und bekommt den Gewinn.

Patent und Geheimnis des Kartenkönigs Korff war, ehe es durch die Berliner Polizeiausstellung öffentlich gezeigt und weiteren Kreisen zur Nachahmung freigegeben wurde, der Gummischlauch im Anzug. Drückte Korff die Knie zusammen, so wurde dadurch eine im Ärmel verborgene Spielkarte in seine Hand geblasen. Ob der Apparat auch zum Herausblasen von Münzen ausgebaut wurde, ob damit in Monte Carlo nachträglich gesetzt wurde und wie oft man die Täter ertappte, kann man nicht erfahren. Monte Carlo hat weder ein Kriminalmuseum wie Zoppot noch eine Polizeiausstellung wie Berlin.

Mit gefälschten Spielmarken ins Casino zu kommen ist eine naheliegende Idee. Die echten Jetons (von den Deutschen „Chips“, von den Engländern „Counters“ genannt) werden unter den gleichen Vorsichtsmaßregeln hergestellt, wie sie ein Staat beim Prägen von Geld walten läßt. Gleichwohl sind es nur Plättchen aus Galalith, die eine Ziffer tragen, und sie nachzuahmen ist nicht schwer; man riskiert, selbst wenn man erwischt wird, kein Verfahren wegen Falschmünzerei, wird wahrscheinlich überhaupt nicht belangt, nur schleunigst aus Monaco – und wie groß ist schon ganz Monaco? – ausgewiesen.

Dennoch lohnt sich auch dieser Betrug nicht. Beschaffung echter Jetons als Modell, Herstellung der falschen, ihr geheimer Transport, die Reise nach Monte Carlo machen Spesen, die im Laufe eines Tages nicht gedeckt werden, geschweige denn am gleichen Tag noch einen entsprechenden

Gewinn bringen können. Und zwischen dem ersten Tag und dem zweiten wird die Sache brenzlig. Nachts werden alle abgelieferten Jetons gezählt (nicht Stück für Stück, sondern man schüttet jede Sorte in Stangenmaße) und ihre Zahl mit der am Morgen ausgegebenen verglichen. Durchschnittlich fehlt ein Prozent, die Stücke, die die Gäste nach Hause nehmen, um morgen damit weiterzuspielen. Sind aber mehr Münzen vorhanden, als ausgegeben wurden, beträchtlich mehr sogar, dann ist Alarm. Einzelüberprüfung. Man findet die gefälschten Marken.

Am nächsten Vormittag ist's in der Salle Schmit wie an allen anderen Tagen. Da kommt jemand zur Kasse, will einen Posten falscher Jetons gegen Geld einwechseln und wird diskret dingfest gemacht...

Das Casino schützt sich gegen Betrug und brüstet sich mit seinen Vorsichtsmaßregeln. Die Spielkarten sind eigens für Monte Carlo hergestellt, von der Regierung kontrolliert, das sechsfache Kartenspiel von „Trente-et-Quarante" wird nur zweimal verwendet und dann in der Gasfabrik verbrannt.

Nach Feierabend werden die Roulettes mit einem Deckel verschlossen, damit niemand an den Rädern feilen könne. Morgens mißt ein Ingenieur mit der Wasserwaage, ob Tisch und Scheibe keine Abweichungen zeigen, keine Zuneigung nach einer Richtung hin.

Nein, Sie können beruhigt sein, die Bank spielt ehrlich, Sie verlieren Ihr Geld auf korrekteste Weise. Sie verlieren Ihr Geld um so sicherer, je sicherer Ihr System ist.

Sie haben keines? Nun dann können Sie sich eines kaufen. In den vielen Spielwarenläden für Erwachsene gibt es wohlassortierte Lager von Gleichungen, Tabellen und Schriften in allen Sprachen: „Leichtes Leben durch Roulette und Trente-et-Quarante"; „Neues wissenschaftliches System des Roulettespiels"; „Mathematische Theorie des Spiels"; „Der Schlüssel zur Macht"; „Die d'Alembertsche Steigerung"; „Geheimes Manuskript des orientalischen Professors Alyett"; „Die Methode des Mandarins Ching-Ling-Wu", teils Schriften in verklebtem Umschlag, der erst nach Kauf geöffnet werden darf, teils gelehrt aufgemachte Werke wie das dickleibige „Le gain scientifique à la Roulette ou au

Trente-et-Quarante par les lois du Hasard" von Marigny de Grilleau.

Die Mehrheit der Spieler hat vermeintlich selbstausgeheckte Systeme, die aber längst von anderen ausgeheckt worden sind. Bestechend sind die „Martingales": Man setzt auf eine einfache Chance in arithmetischer Progression, das heißt, man verdoppelt die Einsätze so lange, bis man gewinnt. Dann fängt man von neuem mit zehn Francs an. Der schließliche Gewinn beträgt immer um einige Stück mehr als die Summe der gesetzten Stücke. Ich setze zum Beispiel zehn Francs, verliere und setze zwanzig Francs, verliere wieder und setze vierzig Francs. Nun gewinne ich, bekomme achtzig Francs ausbezahlt. Siebzig hatte ich angelegt.

Wenn die Einsätze bloß nicht so rasend rasch anwachsen würden! Schon bei neunmaligem Verlieren sind es 511 Stücke (1 + 2 + 4 + 8 + 16 + 32 + 64 + 128 + 256), das sind 5110 Francs. Das zehntemal müßte ich zweimal 256 Stücke, also 5120 Francs setzen. Riskiere ich diese Summe und gewinne endlich, dann beträgt der Gewinn 10 240 Francs, nachdem ich 10 230 eingesetzt habe. Zehn Francs gewonnen in so langem, hohem Spiel!

Zu meinem Glück oder Unglück besitze ich diese 5120 Francs nicht. Ein Kapitalist müßte nicht wegen Geldmangels aufhören, dennoch ist auch er nicht imstande, viel länger zu verdoppeln. Denn die Bank schreibt eine Grenze der Einsätze vor.

Einmal, zu später Nachtstunde, war ich in einem Café auf der Place d'Armes zu Monaco. Am Nebentisch saß ein Mann mit grauem Spitzbärtchen, ich hätte ihn um zwanzig Jahre älter als mich geschätzt. Aber ich schätzte weder sein Alter, noch hatte ich ihn überhaupt bemerkt, bevor er sich an mich wandte: „Vous êtes Monsieur Kisch, n'est ce pas?" – „Oui", antwortete ich geistesgegenwärtig, obwohl mich diese Erkennungsszene auf der mitternächtlichen Condamine überraschte.

„Du erkennst mich nicht? . . . Ich war dein Mitschüler auf der Realschule." – „Ach, natürlich", beeilte ich mich, mich zu besinnen, „du bist der Horatschek Wenzel!" – „Der Krebs Benedikt", verbesserte er und fügte hinzu: „Ich habe dich

schon heute im Casino gesehen und sofort erkannt." – „Warum hast du mich nicht angesprochen?"

Darauf gab er keine Antwort. Wir rückten unsere Stühle zusammen und sprachen von der Vergangenheit in Prag und von der Gegenwart in Monte Carlo. Er sei vor dem Krieg hierhergekommen, mit einer Frau, habe gespielt, gewonnen, verloren, wieder verloren, sei 1915 zur monegassischen Armee eingerückt, die, auf Kriegsstärke erhöht, ein Halbbataillon war. Sein rechter Fuß sei kein rechter Fuß, sondern eine Prothese. Nun spiele er nicht mehr.

„Du sagtest doch, daß du mich heute im Casino gesehen hast?" – „Ja, aber ich spiele nicht mehr. Hast du gespielt?" – „Ein wenig." – „Nach welchem System?" – „Nur aufs Geratewohl. Ich habe kein System." – „Es gibt auch keines, das ist alles Unsinn. Wenn's eines gäbe, stünde die Bude da oben nicht mehr. Alle Welt hat geglaubt, Garcia habe das System – er gewann zwei Millionen binnen vier Wochen. In der nächsten Saison verspielte er die ganzen Millionen. Wenn sein System ein System gewesen wäre, hätte ihm die Bank Millionen gezahlt und nicht das Viatique. Mit Wells war's ähnlich." – Ich nickte. „Es ist am besten, man schmeißt ein Jeton auf ein beliebiges Feld. Hat man Schwein, kriegt man Geld, hat man Pech, so kriegt man nichts."

„Nein, nein", ereiferte er sich, „das ist Unsinn. So denken die Touristen. Die setzen ihre Garderobennummer, und wenn sie verlieren, werfen sie dem Verlust den Rest der Jetons nach. Schade ums Geld! Man muß vernünftig spielen."

Vernünftig spielen? Ich erinnerte ihn, daß er noch vor fünf Minuten behauptete, es gäbe kein System. „Natürlich gibt's kein System", rief er, „sonst könnte man ja immerfort die Bank sprengen. Aber Spielregeln gibt es. Wenn man sie einhält, so verschleudert man sein Geld nicht, muß sogar kontinuierlich gewinnen, wenn auch nur geringe Summen." – „Na, na!" – „Was heißt: Na, na? Die Sache ist sehr einfach. Sogar du wirst es verstehen, obwohl du der Schlechteste warst beim Mrazek – Mrazek war unser Mathematiklehrer, wenn du auch das vergessen haben solltest." – „Du warst wohl sehr gut beim Mrazek?" – „Ja, ich hatte immer vorzüglich. Es war leider meine einzige gute Note. Mathematik verstehe ich, und deshalb glaube ich nur an die Wahr-

scheinlichkeitsrechnung. Ihre Grundsätze muß man befolgen." – „Wie machst du das?" – „Ich mache das überhaupt nicht mehr. Aber ich kenne die Regeln."

Er nahm den Bleistift. „Paß auf! Man setzt dreißig Francs auf Manque, die niedrigere Hälfte der 36 Ziffern. Kommt eine von den Nummern 1 bis 18 heraus, gewinnt man dreißig Francs, nicht wahr?" – „Und wenn 19 bis 36 herauskommt, so verliert man dreißig Francs, nicht wahr?"

„Richtig. Gleichzeitig aber mit Manque hat man auf Dernière Douzaine zwanzig Francs gesetzt, auf die Ziffern 25 bis 36. Jedes Dutzend zahlt zweifaches Geld. Kommt also Dernière Douzaine, so hat man für zwanzig Francs sechzig Francs." – „Fällt aber eine Ziffer der beiden anderen Dutzend, so verliert man seine zwanzig Francs."

„Aber da man ja gleichzeitig für die dreißig Francs auf Manque dreißig Francs gewonnen hat, so verliert man nichts, sondern hat zehn Francs mehr. Man setzt also immer fünfzig Francs und gewinnt immer sechzig, gleichgültig ob Niedere Hälfte oder Letztes Dutzend herauskommt. Das ist alles." – „Und wenn weder Niedere Hälfte noch Letztes Dutzend herauskommt, so verliert man immer fünfzig Francs." – „Sehr richtig", Krebs Benedikt lächelte ironisch, „du bist vielleicht gar kein solcher Esel in Mathematik, wie der Mrazek geglaubt hat. Sehr richtig; wenn weder Niedere Hälfte noch Letztes Dutzend herauskommt, so verliert man fünfzig Francs. Aber", er kopierte Mrazek, „können Sie mir aus Ihrem Köpfchen hersagen, welche Nummern zu diesem Behufe des Verlierens fallen müßten?" – „Die Nummern 19, 20, 21, 22, 23 und 24."

„Sieh mal an, der Kisch Egon scheint ausnahmsweise etwas gelernt zu haben. Also sechs Nummern. Die Chance des Verlierens beträgt demnach nur ein Sechstel." – „Und außer diesen sechs Nummern kann auch Null fallen." – „Mit dem Zéro darf man nicht rechnen. Das ist eben Refait der Bank. Davon lebt sie, und von den Patzern. Wenn man immer das Zéro einkalkulieren würde, könnte man überhaupt nicht spielen."

Ich verzichtete also auf Zéro, im übrigen war ich noch nicht überzeugt. „Bei sechs Spielen kann man mit deiner Methode sechsmal zehn Francs gewinnen. Es besteht aber die Wahr-

scheinlichkeit, daß bei je sechs Spielen einmal eine Nummer aus dem Sechstel herauskommt, das nicht belegt war, eine Nummer von 19 bis 24. Dann verliert man den Einsatz von fünfzig Francs." – „Da man aber fünfmal zehn Francs gewonnen hat, kostet der Verlust nichts. Erst nach zweimaligem Verlieren innerhalb von sechs Spielen wäre der Einsatz weg. Wie du richtig gesagt hast, soll nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung eine Ziffer des vierten Sechstels bei je sechs Spielen nur einmal kommen. Erfahrungsgemäß aber kommt sie viel seltener." – „Warum spielst du also nicht mehr?"

Mein Mitschüler war zu Anfang unserer Begegnung ein gedrückter Mensch gewesen. Während des Gesprächs hatte er sich ereifert, eine überlegene Art angenommen. Jetzt wurde er wieder zu einem Mann, dessen Alter ich um zwanzig Jahre höher als das meine geschätzt hätte. „Warum ich nicht mehr spiele? Ich darf nicht mehr spielen." – „Wer verbietet es dir?" – „Ich bin Angestellter des Casinos." – „Croupier?" – „Nicht Croupier – Angestellter ... Und was hast du für einen Beruf? Bist du Ingenieur geworden?"

So lenkte er ab, und mir fiel ein, wo er mich im Casino gesehen, es war auf der Toilette gewesen, deshalb hatte er sich geschämt, mich anzusprechen: Er, der beste Mathematiker unter meinen Mitschülern, der Spieler mit den verläßlichen Regeln, war der „Letzte Mann" des Casinos von Monte Carlo. „Nein, ich bin nicht Ingenieur geworden", antwortete ich, „ich bin Schriftsteller, ein beschissener Beruf, das kannst du mir glauben."

Auf der zum Hafen hinabführenden Rampe, in einem vornehmen Gebäude, tagt der „Sporting Club". Er hat mit Sport soviel zu tun wie die Seebädergesellschaft mit Seebädern und ist auch kein Klub, sondern ein ebensolches Geschäftsunternehmen wie das Casino.

Früher haben die um zwei Uhr nachts zum Verlassen des Casinos gezwungenen Nobelgäste in Nizza, im „Cercle de la Méditerranée", weitergespielt. Um diesen Hartnäckigen die Mühe der nächtlichen Reisen nach Nizza zu ersparen, kaufte das Casino von der Fürstin Radziwill, geborene Blanc, das Hotel „Monte Carlo" und richtete es als exklusiven Spiel-

saal für Aristokraten und Millionäre ein. Als die Abwanderung dieses Publikums nicht mehr zu befürchten war, lockerte man die strengen Aufnahmebedingungen.

Keine Sperrstunde und keine Maximalgrenze für die Einsätze gibt es im „Sporting", kein Roulette hat ein Betriebskapital unter einer halben Million Francs, die Trente-et-Quarante-Tische mit 500 Francs Mindesteinsatz sogar 600 000 Francs täglich. Man braucht keine Jetons, Bargeld und Schecks gelten als Einsätze, selbst Ehrenwort genügt oft. Die Filiale einer Pariser Großbank amtiert im Klub, gewährt bei Tag und Nacht Kredite. Das Telegrafenamt liegt gegenüber, und wer im Bakkarat verliert, kann nach Hause telegrafieren: „abbrechet verhandlung mit gewerkschaften stop hinweiset auf katastrophale wirtschaftslage der fabrik durch ausbleiben südamerikanischer aufträge." Oder: „kann nicht weiter zusetzen stop schließet zementabteilung entlasset belegschaft per sonnabend."

Nachts ist die weiße Fassade des Casinos von Scheinwerfern überschüttet, die Girlanden leuchten, sicherlich wirkt dieser geschminkte Bahnhof von ferne wie ein Feenpalast. So lockt er die Gäste der Küste und die Passagiere der Schiffe.

In den Sälen sieht es anders aus als am Tage. Die Damen tragen Abendkleid, Schmuck und grellrote Fingernägel, die Herren sind im Frack, und auch die Sous-Chefs, die das Spiel vom erhöhten Platz überwachen. („Gamblers look-out" hieß dieser Stuhl im Kalifornien der Goldgräberzeit, und der Spielinspektor schwang zwei große Pistolen.)

Zigarettenrauch umschwelt die Kronleuchter. Gesteigert haben sich die Leidenschaften, fiebernd wartet man auf den Zu-Fall. Man hält keine Karte in der Hand, man mischt nicht, man teilt nicht, hat nicht einmal die Fiktion, etwas für seine Chance zu tun. Bei Trente-et-Quarante muß der Croupier vier bis fünf Leute auffordern, bevor einer die Karten abhebt, niemand will Hand anlegen, niemand ins Schicksal eingreifen.

Aberglauben und Mathematik schließen einander nicht aus. Am Freitag ist der Casinobesuch um die Hälfte schwächer als sonst, auch jene, die streng nach der d'Alembert-

schen Progression spielen, vertrauen an diesem Tag der Wissenschaft nicht. Dagegen ist die Dreizehn nicht für jedermann eine Unglückszahl; viele glauben, daß sie Glück bringt, und für solche hat das Hotel drei Zimmer mit dieser Nummer reserviert: 13a, 13b und 13c. Vitrinen an den Wänden des Casinos präsentieren ein Parfüm „treize" und goldene Dreizehner als Krawattennadeln und Broschen. Jeder Monat hat sein Amulett mit einem anderen Halbedelstein und der Figur des Tierkreises.

Die Geschichten von dem buckligen Bettler, der als Glücksbringer vor dem Casinoeingang stand, sind allerdings erfunden, den Buckligen hat's nie gegeben und auch seinen Sohn nicht, dem er nach seinem Tod den falschen Buckel vererbt haben soll. In und vor dem Casino gibt's keinen Bettler. Von hier muß man im Augenblick, da man zum Bettler wird, abfahren.

Drinnen in der Salle Schmit hat sich ein alter Vierschrot, Knollennase, hohe Stiefel, anscheinend ein Landwirt, auf das Sofa in der Ecke geworfen. Er rauft sich das Haar, reißt es in Büscheln aus, sucht in den Taschen, in einem um den Hals gebundenen Säckchen, stöhnt. Dann wankt er hinaus – er wankt, es ist wie in einem Schundroman. Wir sehen durch das Fenster dem Verzweifelten nach, er schleppt sich ein paar Schritte, bleibt stehen, wankt dem Park zu.

Mann über Bord. Hart und unbeirrt segelt das Geschwader weiter. Hart und unbeirrt drehen die Steuermänner die Räder. Hart und unbeirrt lugen die Kapitäne von der Kommandobrücke. Starren Blicks beugen sich die Passagiere über die Reling. Sie wollen von diesem Kap der Guten Hoffnung zu jener Insel Thule. Seekranke taumeln auf dem Deck, ein Verzweifelter klimmt das Fallreep hinab, ausgeschifft wider Willen.

Auf einer meterhohen schwarzen Tafel in der Vorhalle werden ununterbrochen Telegramme aus aller Welt angeschrieben.

Im Spielsaal setzt jemand „Noir" und „Inverse", während draußen verzeichnet wird, daß im Hafenbezirk von Kairo vierhundert Menschen der Beulenpest zum Opfer fielen. Einer verliert tausend Francs, die auf der mittleren Kolonne lagen, Fridtjof Nansen heute nacht gestorben; Nummer 23

kommt zum viertenmal heraus, hundertvierzigtausend Bergarbeiter sind gestern in Wales in den Streik getreten; Eisenbahnunglück bei Warschau, sechzig Tote, der Lokomotivführer verhaftet, „Rouge gagne et Couleur"; Bankenkrach in Wallstreet, Grundsteinlegung der Schleuse Dneprostroi, die Scheibe kreist, die Kugel rollt, der Schwamm löscht weg, der Croupier zahlt aus, Telegramme kommen, die Karten fallen, eine Welt hungert, eine Welt spielt, eine Welt stirbt, eine neue Welt wird gebaut. Machen Sie Ihr Spiel, meine Herren.

Das Eingangslicht des Hôtel de Paris fällt auf die hellviolette Livree des Negerportiers, die Strahlen der Fontaine lumineuse wechseln die Farben allmählich oder jäh, die Tropfen glitzern bald wie rote Funken, bald wie Brillantensplitter.

Im Park duften Rosen und Glyzinien, schwingen sich die Zweige der Agaven und Palmen kühn empor und neigen sich sanft wieder herab, Baldachine aus Ranken und Blüten überwölben die Bänke, auf denen man sich erschießt.

BORINAGE,
VIERFACH KLASSISCHES LAND

Der Fremde verläßt die von der Kleinbahn durchbimmelte Hauptstraße, geht längs hoher Mauern und niederer Arbeiterhäuser, Kinder spielen im Schlamm, ein Schankwirt steht vor seinem geschwärzten Estaminet, eine Frau trägt Gemüse heim.

Dann hört der Ort auf, ein anderer beginnt, der genauso aussieht, Mauern um die Zechenplätze, hagere Häuser aus berußtem Rohziegelwerk, ungepflasterte Straßen, armselige Kaufläden. Der Fremde begegnet niemandem mehr. Förderwagen rattern auf Drahtseilen knapp über seinen Kopf hinweg, heben sich in spitzem Winkel und rollen zum Gebirgskamm empor.

Auf jedem dieser Berge, die den grünen ebenen Hennegau in einen steilen finsteren Karst verwandeln, kauert ein Basilisk. Die Vorderfüße auf die Bergesspitze gestemmt, den Hinterleib an den Hang gepreßt, reckt er den Hals vor und den Rachen. Vom frühen Morgen bis zwei Uhr nachmittags speit er alle zwei Minuten Schutt und Erde.

Berge und Basilisken hat nicht die Natur gesetzt, sondern der Mensch. Es ist der Abraum aus dem Schacht, der hinauffährt auf Schienen oder hinaufschwebt auf dem Seil und in der Kippe mündet – dem Ungetüm auf dem Gipfel. Was hätte die Natur hier zu suchen? Hier ist Industrie.

Dreizehnhundert Meter unter dem Fremden sind Menschen, welche Kohle hacken und Erde und Gestein aufwärts schicken, zweihundert Meter über diese Erde, auf der der Fremde geht.

Wo die große Eisenbahn das Gebiet durchfährt, sind fast immer die Schranken herabgelassen. Auf Überbrückungen geht der Fremde ans andere Ufer des Schienenstroms, und unter ihm rollen die breitspurigen Waggons, wie vorher die kleinen Förderwagen über ihm, ohne menschliche Begleitung. Aber in den Eisenbahnwagen fährt kein Abraum und

keine Schlacke, hier fährt Kohle, und sie trägt Spuren schlaumenschlicher Voraussicht: Die oberste Schicht ist mit Kalk besprenkelt, so daß man feststellen kann, wenn unterwegs ein Unbefugter sich auf den Zug geschwungen und einige Stücke für seinen Herd abgeworfen hat.

Das wäre Diebstahl an der Société Anonyme, der das Kohlenwerk gehört und die ihrerseits von einer Société Anonyme kontrolliert wird, einer Bank. Die anonymen Verwaltungsräte und anonymen Direktoren der Société générale de Belgique und der Banque de Bruxelles regieren von fernher die Zechen des Borinage: Établissement du Grand Hornu, Charbonnages du Nord de Geuly, Société du Levant du Flénu, Compagnie des Charbonnages belges und Charbonnages Réunis, all das, was hier eine Realität mit Förderturm, Maschinenhaus, Kohlenwäsche, Schacht, Stollen und 30 000 unterirdischen Arbeitern ist, aber im Kurszettel der Brüsseler Börse nur eine täglich schwankende Ziffer.

Fünfzehn Millionen Tonnen Steinkohle fördert das Borinage jedes Jahr aus einer Tiefe von dreizehnhundert Metern, aus launischen, unregelmäßigen Flözen, die nur eine Mächtigkeit von vierzig Zentimetern (also kaum die halbe Mächtigkeit der Flöze im Ruhrrevier) haben, in einer stikkigen, atembeklemmenden Stollenluft, bei einer Hitze bis zu 48 Grad. Oben, wo des Kumpels Familie wohnt, wo er nach Feierabend sein Dach hat, ist es nicht viel angenehmer als unten. Ja, nicht einmal viel sicherer. Immerfort gärt es in den Eingeweiden der zerhackten Erde, ihre Haut platzt, ganze Dörfer sacken ab, verschwinden spurlos, und durch die klaffenden Risse des Bodens dringt jauchzend das Wasser der Kanäle, überschwemmt das Land.

Mit den abgebauten Steinen gelangen unvermeidlich auch kleine Kohlenstücke auf die Abraumhalden und verlocken die Ärmsten des kohlenreichen Reviers, dort Heizmaterial zu suchen. Es stört sie nicht, daß auf allen künstlichen Bergkegeln und Kuppen die Drohung eingerammt ist:

Défense de circuler sur le terril
sous peine de poursuite judiciaire.

Die Kohlenklauber, meist Greise und Kinder, klimmen allvormittäglich den gefährlich lockeren Hang des Terrils

hinauf. Sie tragen alte Säcke wie Kapuzen über Kopf und Rücken, als Schutz vor Staub und Splittern, wenn sie sich auf den eben kippenden Hängewagen stürzen, um seinen Inhalt eilig zu durchwühlen. Die Verbotstafel sichert die Grubenverwaltung gegen Schadenersatz bei einem durch Bergsturz oder Abgleiten des Karrens verursachten Unfall.

Kosten doch schon die Unfälle im Bergwerk viel zuviel Geld, *das Borinage ist das klassische Land der schlagenden Wetter.*

In früheren Zeiten stieg vor jeder Schicht ein Mann, der „Büßer" genannt (ursprünglich ein Sträfling), mit nassen Kleidern und nasser Tonmaske in die Grube hinab und durchschritt, eine meterlange Fackel vor sich herstreckend, alle Fördergänge. Erst wenn er aus der Tiefe wiederkam, fuhr die Belegschaft ein, kehrte der „Pénitent" nicht zurück, so wußte man, daß sich die Methangase an seiner Flamme entzündet und ihn getötet hatten. Oben warteten die Bergleute, bis das Gas zu Ende gebrannt, die Luft rein war.

Diese täglich angebotene Opferung eines Menschen, durch Jahrhunderte geübt, sie schützte nicht viel mehr vor Katastrophen als die Mittel des Glaubens und Aberglaubens. Jede Bergmannsfamilie war von der Kirche dazu angehalten, jährlich eine Novaine zu beten, das helfe bei Gott und allen Heiligen. Um sich aber auch bei den Grubengeistern gutes Wetter zu verschaffen, trug man immer einen bei Mondschein gepflückten Tannenzapfen in der Tasche.

Der Fremde hat im Provinzialarchiv von Mons Dokumente zur Bergwerksgeschichte des Borinage gesucht, er fand fast nur Berichte über Katastrophen, die Schwarze Chronik des Schwarzen Reviers – die Ausweise über Förderung und Jahresprofite liegen bei den Zechenbaronen, die, anonym oder nicht, ihren Sitz fern vom kohligen Erdreich aufgeschlagen haben.

In der Vorzeit, als im Hennegau die Nibelungen auf Rache und Treubruch sannen, bohrten ihre Leibeigenen auf eigene Rechnung und Gefahr nach dem steinernen Heizmaterial, weil ihnen das Holzklauben in den Forsten verboten war. Bald aber ließen die Grafen vom Hennegau und die Äbte von Saint-Waudru diese Arbeit für ihre Tasche besorgen

und verkauften die Kohle an alle Erzhütten. Je mehr die Industrie wuchs, je kapitalistischer das Gewerke wurde, desto tiefer mußte der Förderschacht getrieben werden und desto höher stieg die Zahl der Grubenunfälle. Jetzt notieren die Kuxe niedrig – die deutsche Reparationskohle und der englische Anthrazit sind in Belgien billiger als die Kohlen des Borinage – aber die Katastrophen verschwinden nicht. Die Statistik sagt aus:

Von 1821 bis 1850: 217 Katastrophen
Von 1851 bis 1880: 202 Katastrophen
Von 1900 bis 1929: 110 Katastrophen

Und was für welche! Der Fremde durchblättert die Urkunden der Martyrologie. Es sind meist kirchliche Dokumente, denn von eh und je war der Klerus hier um eine besondere Legendenbildung bemüht, und nur zwischen den Zeilen der berichteten wundertätigen Rettungen läßt sich lesen, wie vielen Kumpels keine wundertätige Rettung gewährt ward. Am Himmelfahrtstage 1818 meldet der Abt von St-Ghislain der Obrigkeit, einer seiner Priester habe während der Rettungsarbeit im eingestürzten Stollen der Zeche „Monseigneur à la Bouverie" das Evangelium Johannis gebetet, wobei unversehens der Schlüssel der Sakristei zu Boden fiel; solches als Zeichen des Himmels ansehend, befahl er, an dieser Stelle zu graben, und man entdeckte Verschüttete, die noch lebten.

Nicht immer bewährt sich der Sakristeischlüssel dergestalt als Wünschelrute, oft findet man nicht einmal die Leichen. 1837, beim Wassereinbruch auf Grube Ste-Victoire, wurde keines der Opfer geborgen, erst ein Menschenalter später stieß man auf sie, siebenundzwanzig Mumien in einer Reihe. Im Jahre dieses grausigen Fundes verschwanden achtzehn Bergleute bei einer Schlagwetterexplosion auf „Sainte-Catherine" und 1865 auf der gleichen Grube siebenundfünfzig, deren Gebein bis heute nicht geborgen ist.

Eine Unglückszeche ist „L'Agrappe". An einem Herbsttag 1875 wurden in einer Tiefe von 560 Metern hundertzwölf Kumpels getötet. „Deckeneinsturz infolge Selbstentzündung durch schlagende Wetter", mit dieser Feststellung

mußte sich die amtliche Untersuchung begnügen. Sie war besonders minutiös geführt worden, weil am Tag vor der Katastrophe auf die Hängebank mit Kreide hingeschrieben war: „Demain tout sautera – morgen fliegt alles in die Luft." Diese Inschrift hatte die Belegschaft mit Entsetzen erfüllt, aber einfahren mußte sie, und bald lagen hundertzwölf neben der wahrgemachten Drohung.*

Nächste Katastrophe auf der gleichen Zeche: 17. April 1879. Im Fördergang „Evêque", 610 Meter tief, explodiert um halb acht Uhr morgens Gas mit solcher Gewalt, daß auf der Erdoberfläche der Boden platzt und die Arbeiter auf dem Zechenhof und der Mann im Förderturm erschlagen werden. Stollen und Querschläge sind im Nu von Lohe durchtobt, auch im Förderschacht steigt das Feuer hoch, als wollte es hinausklettern, das ganze Land ergreifen. Sechs Detonationen, unter denen weithin der Erdboden erbebt, reißen sich aus der Tiefe empor.

Von Entsetzen gelähmt, starrt die den Unglücksschacht umlagernde Menge auf einen Gespensterreigen, der unmittelbar nach einer der Detonationen auf dem Firmament sichtbar ist: Da droben, inmitten einer Wolke, geistern Gestalten, ihre Arme flattern, ihre Beine schlenkern, sie neigen sich und heben sich und drehen sich ineinander und durcheinander, als hätten sie keine Körper ...!

Endlich zerstiebt der wolkige Tanzplatz, und die Schemen schweben langsam zur Erde hinab. Nun sieht man, daß es Kleider sind. Eine im zusammengestürzten Stollen eingeschlossene Schicht hatte sich wegen der sengenden Hitze an einen engen Luftschacht gedrängt und nackt ausgezogen,

* Während die ersten Bogen dieses Buches die Druckmaschine verlassen, ereignet sich im Borinage Furchtbares: In der Grube Fief de Lambrechies explodieren am 15. Mai 1934 schlagende Wetter. Von einer Schicht von vierundvierzig Bergleuten vermögen sich nur zwei zu retten. Die Bergungsarbeiten sind im Gange, da wird, kaum anderthalb Tage später, die Rettungsmannschaft von einer Explosion überrascht, neuerdings fünfzehn Tote, sechs Schwerverletzte. Zweiunddreißig Leichen sind geborgen worden, fünfundzwanzig Menschen sind noch unten – tot oder lebend? Die Direktion läßt die Grube unter Wasser setzen, um das Feuer zu ersticken. Am 20. Mai sollte eine Lohnkürzung von fünf Prozent in Kraft treten, auf Grund der Erregung erklärt das Konsortium, der Lohnabbau gelte erst ab 3. Juni. König Leopold III. spricht an der Unglücksstätte einen Retter an: „Schwer ist eure Arbeit, mein Freund." – „Ja, schwer", antwortet der Kumpel, „und dafür verachtet man uns und schneidet uns den Lohn." Journalisten fragen nach seinem Namen. „Inconnu", sagt er.

eine neue Explosion trieb die Anzüge durch den Schacht hinauf zur Erde und höher hinauf, zum Himmel.

Bis drei Uhr nachmittags sucht die Feuersbrunst, 4200 Hektoliter Kohlenstaub vor sich hertreibend, nach Menschenopfern, wirft ihre Flammen in alle Winkel der Labyrinthe, packt jeden, den sie erreicht.

Hilfe naht. Aus den Kohlendörfern und Gruben, aus Cuesmes, aus Quaregnon, aus Frameries, aus Pâturages, aus Wasmes, aus La Bouverie, aus Hornu, aus Montrœul, aus Noirchain, aus Quiévrain, aus Wihéris, aus Thulin und aus Quarquignies stürmen die Borains heran, Soldaten der Solidarität. Sie drängen durch die Masse angstverzerrter Frauen und Kinder hin zum brennenden, krachenden Bergwerk. Während unten Wut und Glut der Elemente noch rasen, lassen sich die Arbeiter an Stricken die sechshundert Meter hinab (Förderseil und Schale sind verbrannt) und bergen am gleichen Abend neunundachtzig lebende Kameraden. Am nächsten Tage fördert man nur Leichen ans Licht, am übernächsten wieder Leichen, hunderteinundzwanzig Todesopfer, am 20. April jedoch stößt man auf fünf noch lebende Hauer; nach oben geschafft und gelabt, berichten sie von Schreckensszenen, Selbstmorden und Wahnsinnsausbrüchen bei der Flucht vor dem überallhin nachsetzenden Element.

Um die Geretteten bemüht ist unter anderen ein junger Prediger aus Holland. Er war vor wenigen Monaten nach dem Borinage gekommen, um in diesem katholischen Sprengel Seelen für den Protestantismus zu werben. Der ernste, seiner Sache leidenschaftlich hingegebene Mann war ergriffen, erschüttert vom Grau der Umwelt, er wollte Evangelist im biblischen Sinne sein, nicht besser leben als die Borains, er verschenkte seine Kleider und sein letztes Hemd an diese Armen, fror in seinem Stübchen, verbrachte seine Tage bei den Opfern einer Flecktyphusepidemie, trug während eines Streiks den Familien Essen zu, und jetzt hilft er bei der Katastrophe auf der „Cour de L'Agrappe" den Verunglückten.

Aber es ist nicht Zugehörigkeitswille, nur Mitleid mit den Borains treibt ihn zur Hilfeleistung, fesselt ihn an die Borains. Er glaubt betonen zu müssen, daß ihre Armut kein Beweis von Schlechtigkeit sei. „Nun lebe ich schon beinahe

zwei Jahre bei ihnen", schreibt er an seinen Bruder, „und habe ihren originellen Charakter ein wenig kennengelernt, wenigstens den der Kohlenbergleute. Und mehr und mehr finde ich etwas Rührendes, ja sogar Erschütterndes in diesen armen und niedrigen Arbeitern, in diesen sozusagen Letzten und Verachtetesten von allen, die man sich für gewöhnlich, vielleicht infolge einer lebhaften Phantasie, aber sehr zu Unrecht, als eine Rasse von Übeltätern und Räubern vorstellt. Bösewichte, Trunkenbolde und Räuber gibt es hier wie überall, doch ist das nicht der wahre Typus ..."

Der junge Missionar liebt die Landschaft des Borinage, er schildert in seinen Briefen, sie sei voller Charakter, die dunklen Tage vor Weihnachten erinnern ihn an die mittelalterlichen Dorfbilder, insbesondere an die von Breughel.

Was nützt das, was nützt es, daß die Bewohner nicht durchwegs Bösewichte sind und das Revier an Breughel gemahnt – nach zwei Jahren bricht der Evangelist unter dem Jammer zusammen, der sich auf diesem Fleckchen ein Stelldichein gibt, sein Vater holt ihn weg, und was sich hernach mit dem jungen Mann begibt, haben die mit ihm befaßten, aber mit dem Borinage kaum vertrauten Kunsthistoriker nicht begriffen.

Sein weiteres Leben und Schaffen ist nichts anderes als eine irrsinnige, gehetzte Flucht aus dem Schrecken in die Kunst. Flucht aus der schwärzesten Finsternis ins grellste Licht. Flucht aus der Düsterkeit in die Farbe. Flucht aus der Tiefe in die Höhe. Flucht vom Kohlenstaub zum Blütenstaub. Flucht aus den engen Bergmannswohnungen in die weiten Ährenfelder. Flucht vor den Gebirgen aus Schlacke zu den Ebenen aus Gold.

Nichts mehr vom Evangelium, nichts mehr vom Bergwerksmenschen. Frenetisch malt er jetzt, wie er seine Missionstätigkeit frenetisch geübt hatte, er wird das Genie der Flora, er trinkt von der Sonne und von den Blumen und von der Buntheit, von all dem, wonach er im Borinage gedurstet hat, und nach wenigen Jahren stirbt Vincent van Gogh an diesem Exzeß des Malens.

Bei der nächsten großen Grubenkatastrophe (Schacht Boule-du-Cœur, hundertdreizehn Tote) ist ein anderer Maler da, den das Borinage gleichfalls aus der Bahn wirft

und der gleichfalls seinen Beruf wechselt, in welchem er alt geworden war. Er aber flüchtet nicht. Im Gegenteil, dieser Constantin Meunier, der wie van Gogh in den revolutionären Malern Courbet und De Groux seine Vorbilder sah, wächst im Borinage vom mittelmäßigen Maler und Lehrer der Kunstakademie in Löwen zum gigantischen Plastiker.

Er weiht seine ganze neue Kunst den Borains und ihren Genossen, durch ihn vor allem wird *das Borinage zum klassischen Land der sozialen Kunst.*

Meunier hat den Kumpel des Borinage gemeißelt, sein eingefallenes Gesicht mit dem halbgeöffneten Mund, der Schweiß preßt an den ausgemergelten Körper die Leinenbluse, daß ihre Falten wie Rippen aussehen, muskulös sind die Arme, die ein Leben lang die Haue gegen die schwarze Steinwand schwingen. Meunier sah einen jungen Kumpel, die Hand unschlüssig ausgestreckt, vor Ort mit dem Hauer streiten. Meunier kam vorbei, als ein Mädchen in prall anliegenden Kniehosen eben die Kippkarre an die Kohlenzille geschoben hatte und nun die Arme in die Hüften stützte, um den Anzüglichkeiten der Schifferburschen die Antwort nicht schuldig zu bleiben. Meunier kannte die Verdammten dieser Erde, er kannte auch die Mutter des Borinage.

Nach jener Katastrophe auf der Grube Boule-du-Cœur, am 4. März 1887, stand die Mutter im Schuppen, wohin man die hundertdreizehn Toten trug, und hatte keinen Schrei in der Kehle und keine Träne im Auge, nur ihre Hände preßten sich gegeneinander, weil sie nicht wußten, gegen wen sie sich ballen sollten. So hat Meunier sie gestaltet und zu ihren Füßen den Sohn, den geopferten. Ist es ihr einziger, ist es ihr letzter Sohn? Wohl mußte sie erwarten, daß er einmal verunglücken werde, nun ist die Befürchtung eingetroffen, da steht nun eine Mutter, die keinen Sohn hat.

Mit der gleichen Gewalt, mit der das Borinage van Gogh davonschnellte, riß es Meunier an sich. Wie Vincent zur Verdrängung seiner schwarzen Eindrücke, zur Betäubung des erlebten Schreckens seine Werke schuf, schuf Constantin mit voller, bewußter Hingabe. Er erschloß der Welt der Kunst die Welt der Arbeit, wurde der Vorkämpfer der naturalistischen Literatur, der Graphik einer Käthe Kollwitz, eines Steinlen.

In einer Umwelt, die man der Natur beraubte, ohne ihr dafür auch nur Zivilisation zu geben, fand Meunier die Modelle, die Originale des Ehrenmals, das er der Arbeit aufgerichtet hat. Dieses Denkmal des Kumpels steht nicht in des Kumpels Land. Selbst der militärische Heroenkult macht vor dieser unwirtlichen Gegend halt – man bringt ja auch sonst auf Armenhäusern und Spitälern, in denen große Männer starben, keine Gedenktafeln an.

Nichts oder wenig erinnert daran, daß hier zu allen Zeitläuften Soldaten einander ruhmreich erschlugen. *Das Borinage ist der klassische Kriegsschauplatz.*

In den Flurnamen bei Saint Denis, „Schlucht der blutigen Helme", „Hag der gespaltenen Krieger", lebt noch das Grauen eines Treffens vor fast tausend Jahren; Rochilde vom Hennegau und Robert von Friesland stritten um den Besitz von Flandern, und dafür ließen sie die Mannen kämpfen, bis deren gespaltene Leiber einen Hag, ihre blutigen Helme eine Schlucht füllten.

Rings um den gleichen Hag, tief in der gleichen Schlucht fielen die Truppen Ludwigs XIV., einmal 1678, einmal 1709. Lieder verherrlichen die Feldherren, „Prinz Eugenius der edle Ritter", „Marlborough s'en va-t-en guerre" – wer aber kennt auch nur einen ihrer 23 000 Soldaten, die als Sieger auf dem Feld von Malplaquet blieben, und ihre 11 000 toten Feinde?

An der Wende des Jahrhunderts, das an seinem Beginn den Spanischen Erbfolgekrieg auf dem Boden des Borinage austrug, entrollt sich auf dem Borinage ein Krieg, bei dem es nicht mehr bloß um Erbfolge und Hausmacht geht. Nicht mehr kämpfen Leibeigene oder Söldner eines Fürsten gegen die eines anderen. Die Revolution ist auf den Plan getreten, und die erbebenden Monarchien Europas schicken ihre Armeen aus, um den Pariser „Pöbel" zu züchtigen, der sich unterfing, sich selbst zu regieren.

Schlacht von Jemappes. Es lächelt der österreichische Marschall, Herzog von Sachsen-Teschen, ein geringschätziges Lächeln, als er am Morgen des 6. November 1792 vom dominierenden Mont Heribus herab das feindliche Kriegsvolk besieht, und sein General Clerfait lächelt von Herzen mit. Uniformlose, kaum bewaffnete Burschen, da rennen sie naiv

und ahnungslos durch das Sumpfgebiet gegen das von den kriegserprobten Feldherren Habsburgs geführte Heer, gegen die fachmännisch ausgebaute dreifache Redoutenlinie an, geradewegs in den Feuerbereich der neuen Kanonen hinein.

Am Nachmittag lächeln der kaiserliche Marschall, Herzog von Sachsen-Teschen, und General Clerfait nicht mehr. Man lächelt nicht auf der Flucht mit einer aufgelösten Armee. Ob ihnen auf dieser Flucht ähnliche Gedanken kamen, wie dem weimarischen Staatsminister Wolfgang von Goethe, der beim gleichfalls geschlagenen linken Flügel eingeteilt war? Der hatte in Valmy ausgerufen: „Von hier und nun beginnt eine neue Epoche der Geschichte, und ihr könnt sagen, ihr seid dabeigewesen."

Noch aber tritt die alte Epoche nicht ab, noch sind die kriegerischen Imperatoren und die imperialistischen Kriege keineswegs vorbei, und im August 1914 erlebt das Borinage das blutigste Schlachten. 250 000 Deutsche und Engländer stehen einander zwischen Mons und Maubeuge gegenüber. Geschütze fegen Häuser und Kirchen und Fördertürme und Schlote und Schlackenhügel hinweg, Soldat und Zivilist sterben den gleichen Tod, Zehntausende fallen. Schlagende Wetter, Grubenbrand, Pest, alle bösen Kräfte der Natur zusammengenommen haben nicht soviel vernichtende Macht wie der Mensch. Der hätte sogar die Macht, den bösen Kräften der Natur zu begegnen, aber die Dividenden erlauben es nicht.

Das Gelände trägt kein Denkmal an diese Schlacht und an die Okkupation, nur an der Seitenwand einer Scheuer zwischen Flénu und Jemappes sieht der Fremde das ungelenk getünchte Votiv:

C'est ici
que le 24 août 1914
furent lâchement
fusillés par les boches
Condron Thimoté, Dupont Alphonse,
Dupont Jean-Baptiste, Dupont Jules,
Finet Emanuel, Finet Florent père,
Finet Florent fils, Haimeux Aimalle (Emile).

In St-Ghislain, das ein rußig-roter Kohlenort ist, aber immerhin durch das Vorhandensein einer Werft für Kohlen-

kähne, einer Glasfabrik, einiger Agenturen von Kohlengesellschaften und von Transportversicherungen ausgezeichnet, kann der Fremde fast an jedem Hauseingang den Vermerk der deutschen Quartiermacher lesen: „Zimmer für ... Offiziere, Raum für ... Mannschaften, Keller für ... Personen, Stall für ... Pferde." Auf dem Giebel des Hauses an der Brücke ist erst später hingemalt worden: „Détruit par les Allemands 1918, reconstruit 1923." Der Heldenfriedhof, mit dessen Ausstaffierung die Etappe ihre Unentbehrlichkeit bewies, liegt einige Kilometer entfernt, bei Spiennes; im Borinage selbst wurden die Gefallenen des Weltkriegs, Freund und Feind, auf den Ortsfriedhöfen begraben.

Erstaunt blickt die Frau des Kirchhofwärters auf, die im offenen Kapellenvorbau Wäsche wringt: jemand tritt – an einem Wochentag! während der Arbeitszeit! – durchs Gittertor. Der Fremde watet durch hohes Unkraut. An der Mauer dreizehn morsche Holzkreuze für einen Captain, einen Leutnant und elf Mann von „Royal Scotch Fusiliers". Ihr Nachbar, der deutsche Vizefeldwebel Erich Romberg, Inf.-Regt. 24, nennt wenigstens ein eisernes Täfelchen und ein umgittertes Blumenbeetchen sein eigen. Über den anderen Hügeln hängen Perlenkränze unter Glas, Vitrinen mit Gipsvasen und Papierblumen, auf den Grabsteinen prangen porzellanene Photo-Medaillons, die toten Frauen auf den Bildern tragen Riesenhüte und lächeln kokett.

Der Fremde konstatiert auf einer Reihe von Kreuzen das gleiche Sterbedatum, die acht Begrabenen sind von neunzehn bis dreißig Jahre alt, ihre Todesursache ist nicht angegeben, sie ist selbstverständlich. Die acht Opfer einer Katastrophe sind dort, wo sie bei Lebzeiten waren, wo ihre lebenden Kollegen zur Stunde sind: unter der Erde. Der Fremde verläßt den Totenanger – zur Erleichterung der am Waschtrog stehenden Frau, er überschreitet von neuem Schienenstränge und geht an rauchenden, ewig brennenden Halden vorbei, ohne jemandem zu begegnen.

Der Fremde steigt eine der Abraumpyramiden hinauf, Brocken rutschen unter seinen Füßen zu Tal. Vom Gipfel, auf dem sich die Kippe der Schwebebahn wie ein lauernder Basilisk reckt, sieht der Fremde weithin über das Revier und über das Revier hinaus bis nach Frankreich hinüber.

Um das qualmgraue Kleid der Landschaft spannt sich ein Gürtel aus mattem Silber, der Kanal zwischen Sambre und Schelde; träg schwimmen die Zillen nach Condé, ihre Fracht ist die gleiche wie die der Eisenbahnen, die ihren Rauch in den Rauch der Halden puffen.

Drüben in Charleroi hat die Montanindustrie ihren Sitz, in Ciply gewinnt man Phosphor, in Caillon-qui-Bique steht das Haus, aus dem der Krieg Emile Verhaeren vertrieb. Der Fremde sieht die Strafanstalt von Mons; dort saß Paul Verlaine, verhaftet wegen eines belanglosen, irrsinnig-kindisch-betrunkenen Schusses und zum höchsten Strafmaß verurteilt, weil man ihn für einen geflüchteten Teilnehmer der Pariser Kommune hielt. Das war er wahrlich nicht, nichts weniger als ein Kommunard. Dennoch fühlte er den Jammer des Zuchthaushofes außerhalb seiner Zuchthausmauern:

Plutôt des bouges
Que des maisons.
Quels horizons
De forges rouges!

On sent donc quoi?
Des gares tonnent,
Les yeux s'étonnent
Où Charleroi?

Parfums sinistres!
Qu'est-ce que c'est?
Quoi bruissait
Comme des sistres?

Sites brutaux,
Oh! votre haleine
Sueur humaine,
Cri des métaux!

Dans l'herbe noire,
Les Kobolds vont
Le vent profond
Pleure, on veut croire.

Zu Füßen des Schlackenhügels, von dessen Höhe der Fremde das Terrain beschaut, liegt das Dorf Pâturages. Von dort aus verschickt das Belgische Bergwerksinstitut an alle montanistischen Laboratorien einen Exportartikel, für den es geradezu das Monopol und von dem es unerschöpfliche Bestände besitzt: Bomben mit Grisou, dem schlagenden Wetter.

Die Dörfer gleichen einander, sie sind Vorstädte einer nicht vorhandenen Großstadt, Dörfer ohne Felder und Triften. Niemals bestand für die Zecheninhaber die Notwendigkeit, im Borinage Arbeitersiedlungen zu errichten, Volksparks oder Werkheime, mit denen man in anderen Kohlenbecken Arbeiter anlockt und sie an der Abwanderung hindert. Die Bergleute hier sind hier geboren und sterben hier. In einem Dialekt-Couplet verspotten die Borains selbst ihre Seßhaftigkeit, ihren Lokalpatriotismus. „Enn' c'est ni co Frameries" („Doch es ist nichts wie Frameries") singt der Borain, dem man die Brüsseler Paläste und die Kathedrale und die Grande Place und das Manneken Pis zeigt; sogar im Himmel, wo ihm Petrus die Sehenswürdigkeiten vorführt, bleibt er dabei, „enn' c'est ni co Frameries".

Niedrige Häuser für die Arbeiter, hohe für die Kohle. Außer den Fördertürmen, den Eingängen zu weitläufigen, weitverzweigten, unsichtbaren Räumen, heben sich nur die Abraumgebirge, die Schlote der Kohlenwäsche, die breiten Konusse der Kokerei und die Kirchen aus der kahlen Horizontale hoch. Im Dorf Quaregnon wird eine neue Kirche gebaut, in der man Demut vor Gott, Ergebenheit in das Schicksal und Gehorsam gegenüber den Kohlenbaronen predigen wird; acht Millionen Francs soll sie kosten. Die Backsteine für den Bau lagern in Arbeiterwohnungen, die man durch Exmittierung der bisherigen Mieter frei gemacht hat.

Nach St-Ghislain kommen von fernher Bauern und Bäuerinnen, um ihren Unterkörper am Sockel einer steinernen Bärin zu reiben, das soll vom Fluch der Kinderlosigkeit befreien; niemals frottieren sich Bergarbeiter am Wunderstein, Kinder sind ja das einzige, was sie im Überfluß haben.

Ein anderes Denkmal haben die Bergarbeiter in Frameries aufgestellt, es hält die Erinnerung an Alfred de Fuisseaux wach. De Fuisseaux hat in den achtziger Jahren die große

Bewegung für das allgemeine Wahlrecht geführt und die ersten sozialistischen Organisationen geschaffen im *Borinage, dem klassischen Land der Lohnkämpfe* auf dem Kontinent.

Als Karl Marx im „Kapital" den langwierigen, mehr oder minder versteckten Bürgerkrieg zwischen der Kapitalistenklasse und der Arbeiterklasse erläuterte, dessen Produkt die Schöpfung eines Normalarbeitsvertrages darstellt, nahm er ein Land aus:

„Belgien, das Paradies des kontinentalen Liberalismus, zeigt auch keine Spur dieser Bewegung. Selbst in seinen Kohlengruben und Metallminen werden Arbeiter beider Geschlechter und von jeder Altersstufe mit vollkommner ‚Freiheit' für jede Zeitdauer und Zeitperiode konsumiert. Auf je 1000 darin beschäftigte Personen kommen 733 Männer, 88 Weiber, 135 Jungen und 44 Mädchen unter sechzehn Jahren; in den Hochöfen usw. kommen auf je 1000: 668 Männer, 149 Weiber, 98 Jungen und 85 Mädchen unter sechzehn Jahren. Kommt nun noch hinzu niedriger Arbeitslohn für enorme Ausbeutung reifer und unreifer Arbeitskräfte, im Tagesdurchschnitt 2 Shilling 8 Pence für Männer, 1 Shilling 8 Pence für Weiber, 1 Shilling $2^1/_2$ Pence für Jungen. Dafür hat Belgien aber auch 1863, verglichen mit 1850, Quantum und Wert seiner Ausfuhr von Kohlen, Eisen usw. ziemlich verdoppelt."

Wie der große Verfechter der Arbeiterinteressen auf die Mineure im Borinage und die Metallarbeiter von Charleroi hinwies, um deren furchtbare Ausbeutung und Rechtlosigkeit darzutun, so wiesen die Verfechter des englischen Minenkapitals auf den glücklichen Zustand der belgischen Minenarbeiter hin, „die nicht mehr verlangten und nicht mehr erhielten, als gerade nötig, um für ihre masters (Unternehmer) zu leben", und „auf deren Lohnniveau man den englischen Arbeitslohn herabdrücken müsse, um konkurrenzfähig bleiben zu können".

Dieses „Lob", mit dem der englische Kapitalismus die Genügsamkeit und Duldsamkeit der Borains bedachte, ihre frommen Eigenschaften als Resultat niedriger Löhne hinstellte und sie zur Nachahmung für England anpries, wurde bald und gründlich Lügen gestraft. Noch während der Drucklegung des „Kapital" konnte Marx den Hinweis der lohn-

drückerischen Waliser Kohlenbarone mit einer Tatsache, in einem Satz widerlegen: „Anfang Februar 1867 antwortete der mit Pulver und Blei unterdrückte Streik der belgischen Minenarbeiter bei Marchienne."

Das war die erste Auflehnung des „nur durch Klerisei, Grundaristokratie, liberale Bourgeoisie und Bürokratie, aber beileibe nicht durch Trade-Unions und Fabrikgesetze gehänselten ‚freien belgischen Arbeiters', dessen Familienbudget, wenn seine Frau und zwei von vier Kindern mitverdienten, tief unter den Unterhaltungskosten eines belgischen Sträflings lag". (Marx, „Das Kapital", Bd. I, 23).

Viele Streiks folgten, oft blieb wochenlang das seit Hunderten von Jahren rollende Förderseil unbewegt, blieb das seit Hunderten von Jahren hallende Echo der Beilschläge in den schwarzen Abgründen verstummt, blieben die seit Hunderten von Jahren täglich benützten Geleuchte unberührt in den Lampenkojen hängen, während draußen das seit Hunderten von Jahren dumpf und frumb daliegende Land von Kämpfen bewegt war.

1930 hatten neunzig Aktiengesellschaften, die trotz der Krise 102 Millionen Francs Dividende ausschütteten, den Jahreslohn der Bergleute um 650 Millionen gekürzt; als sie diesen Lohnabbau geglückt sahen, kündigten sie am 6. Juni 1932 das Abkommen und forderten eine weitere Herabsetzung der Löhne um fünf bis sieben Francs pro Schicht. Daraufhin trat das Borinage in den Ausstand.

Streikmärsche von Grube zu Grube, um die Kameraden zur Niederlegung der Arbeit zu mobilisieren und Streikbrechern deren Verrat klarzulegen, Umzüge, bei denen in Ermangelung von Fahnen Wandbilder von Marx und Lenin getragen wurden, Versammlungen und Deputationen brachten den Erfolg, daß sich der Streik auf das benachbarte Kohlenbecken „Le Centre" ausdehnte, wo die Unternehmer die Kündigung des Tarifs erst nach Bändigung des Borinage vornehmen wollten. Auch die Metallarbeiter schlossen sich an. Zeitweise streikten bis zu 240 000 Mann. Dreizehn Wochen lang hielt das Borinage stand.

Die von den Gewerkschaften gezahlte Unterstützung betrug nur sieben belgische Francs pro Tag und Familie. Vier Regimenter und ein Massenaufgebot von Gendarmen unter-

drückten blutig die Agitation. Aus dem Pütt von Courrières in Frankreich, aus Wales und aus dem Ruhrgebiet rollte inzwischen Steinkohle zollfrei nach Belgien. Auch in Flandern, wo die Flamen durch geschickt geschürte Nationalitätenhetze gegen ihre wallonischen Klassengenossen des gleichen Staates mißleitet waren, wurde weiter gefördert. So brach der Streik schließlich zusammen, und die Borains, verhungerter als vorher, aber fester und revolutionärer zusammengeschlossen, fuhren wieder ein.

Langsam steigt der Fremde den Weg der rutschenden Schlackenstücke hinab, und nun ziehen die an ihm vorüber, die die Erde für heute freigegeben hat. Längs des Kanals gehen sie mit großen Schritten in Holzschuhen nach Hause oder zur Bahn, ein wollenes Halstuch schützt sie vor dem pfeifenden Wind, an ihrer Seite baumelt die Kaffeeflasche wie ein Bajonett.

Da gehen sie, die lebendigen Statuen der Arbeit, wie ein Relief als Hintergrund steht der Förderturm, in dem sich die Aufzugsräder gegeneinander drehen, und ihr Sockel ist ein meilenweiter schwarzer Stein mit unheimlich verzweigten Mäandern. Im Wartesaal der Lokalbahn hockt ein Greis, Ahnherr der Kumpels, er stützt den Hintern auf die Fersen, obwohl auf den Bänken Platz genug zum Sitzen ist; seine Augen, gewöhnt, Finsternis zu schauen, sehen auch in der Helle obertags nur Finsternis.

Nach allen Richtungen fahren die Züge, aus allen Richtungen kommen Gruppen zu Fuß, sie gehen in ihr Dorf, Kinder laufen ihnen entgegen, zukünftige Kumpels, auf manchen wartet ein Mädchen, andere trinken ein Bier im Estaminet.

Männer, deren Leben am Förderseil hängt, deren Lunge Kohlenstaub saugt, deren Augen schwach werden von der Arbeit beim trüben Geleucht, deren Knochen rheumatisch werden durch Hitze und Zugluft und Grubensumpf, Männer, die oft tagelang von der Außenwelt abgeschlossen sind, die immer in Front liegen vor den Feinden Gas, Steinschlag, Wassereinbruch, sind für eine Nacht auf Urlaub.

Heute abend bei der Diskussion im „Haus des Achtstundentages" – so heißen in Belgien die sozialistischen Versammlungslokale – wird der Fremde die jetzt müde an ihm vorbeiziehenden Heimkehrer wiedersehen als bewegte Rufer, Redner und Reisige für ein besseres Sein.

HALBKOLONIE MIT HALBFABRIKATEN

Es ist Spätnachmittag und sehr heiß. Ein Grammophon, verstärkt durch Lautsprecher, grölt Pariser Schlager zur Mole hin, auf die Bucht hinaus. Ich döse ein bißchen und habe vergessen, wo ich bin, bin ich in irgendeiner Kolonie, in Algier oder Tunis?

Das Paketboot „Cyrnos", aus Nizza gekommen, nach Marseille bestimmt, ist am Kai vertäut, drei Kriegsschiffe ankern grau dahinter; rechts, längst veraltet, die Zitadelle der Genuesen, links Défense mobile mit Hangar für Wasserflugzeuge und Tanks für Unterseeboote.

Auf der Terrasse des Cafés trinken Matrosen Bier, ihr Mützenband lautet: „Compagnie des Côtes de la Corse", über ihrem Hinterkopf wippt ein roter Pompon. Kinder turnen auf zwei rostigen ausrangierten Kanonenrohren; in ihrer Nähe, lockend, hält ein Handwägelchen Kastanieneis in tütenförmigen Waffeln feil. Eine Patrouille vom 173. Infanterieregiment, Stahlhelm, Bajonett aufgepflanzt, Mantel eingerollt, marschiert vor der „Cyrnos" auf und ab.

Am Wellenbrecher ist der gregorianische Kalender vollzählig angebunden, im Takt der Grammophon-Chansons schaukeln hier die Heiligen, jeder in andersfarbigem Ornat, „St-Christophore", „St-Antoine de Padovie", „St-Erasme", der Gott der Schiffahrt, „St-Pierre", der ein Fischer war, „St-Roch", gleichfalls ein bekannter Protektor des Fischfangs. Ein Bootseigentümer erhofft sich von „St-Noël" eine tägliche Weihnachtsbescherung, ein anderer hat die Doppelfirma „Jesus-Maria" gewählt, einem dritten war auch solches nicht sicher genug, er hat gleich alle Heiligen auf den Bug geschrieben, „Tous les Saints".

Fischerboote, mit sechs Ruderern bemannt, löschen ihre Tagesbeute. Wenn sie morgens anlegen, haben sie keine Fische an Bord, weil der Schiffsjunge schon bei der nördlichen Landungsbrücke an Land gesprungen und mit dem Fang in die Markthalle gerannt ist. Nachmittags ist es nicht

so eilig, die Fischerfrauen kommen heran, um die Ausbeute zu überprüfen. Körbe werden ausgebessert und Netze. Gekochte Polypen, unheimlich gespenstisch mit ihren Saugnäpfen, die wie Augen sind, werden zerschnitten und als Köder auf Angelhaken gespießt. Für sich selbst wissen die Angler bessere Nahrung, an einem Hydranten, der Süßwasser in die Schiffe pumpt, wird Bouillabaisse gekocht.

An den Tischen des Cafés, an denen keine Matrosen sitzen, sitzen Landratten. Es sind Korsen. Man kann auch „Korsikaner" sagen, keinesfalls aber kann man sie „Korsaren" nennen, diese Biedermänner. Der eine war Unterbeamter im Außenministerium, der zweite Sergeant, der dritte Gefängniswärter in Cayenne zur Dreyfus-Zeit, die anderen kenne ich nicht. Sicherlich bekommen auch sie Ruhestandsgehälter vom französischen Staat. Korsika wird nicht durch Kolonialtruppen in Schach gehalten, sondern durch Beamtenpensionen und die Wirtschaftspolitik der Halbfabrikate.

Mühlenräder, noch nicht rund, nur sechseckiges Halbfabrikat, unbehauene Pflastersteine und Granitstufen fahren auf sechsspännigem, klingelndem Eselsfuhrwerk hafenein. Gerundet und behauen werden sie erst auf dem Festland.

Der Wagenbesitzer hat trotz der Hitze Samthosen und Kalabreser angetan, sein Bauch prunkt mit einer himmelblauen Schärpe. Einkehrhaus für Eselskutschen ist die Maison Orazzi, Hufschmied und Sattler amtieren auf der Schwelle, Tränkbrunnen und Krippen bieten sich den Lasttieren unter Palmen dar wie im Süden von Algerien, aber schon parken hier auch Kleinautos.

Versandbereit und unbewegt vom Takt der Grammophon-Chansons liegen auf dem Wellenbrecher Porphyrblöcke, jeder 1800 Kilogramm schwer. Je drei von ihnen werden, zylindrisch gemeißelt und übereinandergestülpt, eine Säule der neuen Kathedrale von Nîmes ergeben. Steinplatten sind dazu bestimmt, in USA poliert zu werden und das Eisengestänge eines Wolkenkratzers zu verkleiden, auf daß der Bau graniten aussehe.

Hauptfracht ist die Macchia, der Buschwald, der der Landschaft Duft und den Bluträchern Unterschlupf gewährt.

Dies alles, was hier im Hafen als tote Ware lagert, noch vor einer Woche umschlang es sich auf den Hügeln in blühender, leuchtender, unlöslicher, schwer atmender Umarmung, dies alles, Mastix und Myrte, Pistazie und Zistus, Oleander und Buchsbaum, Heidekraut und Kreuzdorn. Nun ist es in Holzkohle verwandelt.

Auf allen Höhen flattert der Rauch der Meiler seit Menschengedenken. Dennoch merkt man nirgends Lücken im Buschwald. Rasch wächst das Gestrüpp wieder nach. Denselben Fleck, den man heute abholzt und auskohlt, kann man in fünfzehn Jahren wieder abholzen und auskohlen, wenn nur das Wurzelwerk unversehrt blieb.

Niedergesäbelt werden die Zweige, aufgeschichtet je elf Meterzentner über einem Kreis festgestampften Lehms, mit Lehm luftdicht bedeckt und Späne darunter entfacht. Für Luftzufuhr ist durch einen Kanal gesorgt und durch Löcher, die der Köhler mit einem Haken in den Meiler reißt. Zwei Tage lang brennt der Haufen, am dritten schwelt er, einen weiteren Tag braucht er, um auszukühlen.

Dann ist das Gesträuch zu Kohlenstäbchen geworden, gebündelt und in Säcke gepackt nimmt sie der brave Esel auf seinen Rücken, einen Zentner backbord, einen Zentner steuerbord, und navigiert den Bergpfad hinab zur Chaussee, zum Umschlagplatz. Mit leeren Schultern kehrt Eselchen wieder auf den Kamm zurück, um neue Belastung zu empfangen. Es macht nur Pendelverkehr; ans Meer hinab, in die Eselschänke Orazzi, in der sich die glöckchenbehangenen Grautiere der Bauern und Steinbrecher regelmäßig treffen, kommt es nie. Das Lastauto des Ajaccioser Kohlenhändlers lädt auf, was vom Esel abgeladen ward, der Köhler bekommt 25 Francs pro Sack, und das schwarze Gestrüpp rollt in den Hafen.

Hundertjährige Schiffe harren seiner, Zweimaster mit geschnitzten und polychromen Galionen. Die Brigg „Angelo" hat noch kupferne Ringe für Ketten, an sie wurden die westafrikanischen Neger geschmiedet, die man auf den Antillen gegen Zuckerrohr eintauschte. Antike Kästen von der bretonischen Küste schaukeln träge an der Reede, einst umsegelten sie die Welt, heute sind sie nur dazu gut, spottbilliges Strauchland in sizilianische und spanische Bezirke zu

bringen, wo es kein Holz zum Heizen gibt und kein Geld, um richtige Kohle zu kaufen.

In den Kajüten der alten Segler, hart neben der Koje des Kapitäns, steht der Süßwassertank von Anno dazumal, hermetisch verlötet, mit festem Schloß versehen, darin war zu trinken genug für monatelange Tropenfahrt. Niemand außer dem Kapitän kannte das Versteck des Schlüssels, des Schlüssels zur Macht. Ohne ihn hätte man den Behälter aufbrechen müssen, und das bedeutete, daß das Wasser verdunstet und die Mannschaft alsbald verdurstet wäre.

Heute kreuzt die Brigg nicht mehr im Tropenmeer. Vier Matrosen sind die ganze Bemannung. Vier Tage lang schütten sie im Ajaccioser Hafen die Holzkohle aus den Säcken in den Laderaum, 350 000 Kilogramm, und werden am Reiseziel diese Fracht ebensolange löschen, dazwischen liegt Reffen der Segel, Windstille oder Sturm auf einer Fahrt, die drei Tage dauern kann oder zweiundzwanzig. Löhnung: 600 Lire monatlich, ohne Krankenkasse, ohne Invaliditätsversicherung, ohne Pension. Vom Huckepacktragen bildet sich über kurz oder lang ein eitriges Geschwür auf dem Rükken, unbeschadet des über Hinterkopf und Schulterblätter geschnallten Strohsacks.

Hinter der steinernen Waschküche am Kai, mit deren Bau sich Napoleon III. in der Heimatstadt seines Onkels verewigt hat, steigen Terrassen von Rundholz auf. In Spanien werden diese Pappeln als Spulen auferstehen, und aus den Pinien wird man Kisten für Valencia-Orangen und Almeria-Trauben zimmern. Bereits zu Bohlen zersägt sind die Kastanienstämme, aus denen man in Belgien uralte Möbel schnitzt. Die schlechteren Sorten werden zu Tannin verkocht, womit man Häute gerbt. Keineswegs hier, irgendwo in Frankreich.

Auch die Korkeiche erlebt in ferner Ferne ihre Transfiguration, während ihr Stamm, vielhundertjährig, in den korsischen Forsten ruhig weiterwächst. Diese drahtumwickelten Ballen an Bord sind ihre Rinde, die sie alle vier Jahre abgibt. Nicht untergehen wird das Schiff, denn es trägt seinen Rettungsgürtel innen. Auf der Rückfahrt werden kleine Stücke seiner heutigen Ladung in den Flaschenhälsen des Malaga stecken, den die Besatzung trinkt. Andere Stücke

werden, wenn Reeder oder Korkenfabrikant Meldung von guter Bilanz bekommen, bis an die Decke knallen.

Noch ein Holzprodukt kommt auf Korsika zur Welt, zur großen Welt. In der Macchia wächst Erika, eine andere als die unserer Heimat, eine hochgewachsene, stämmige, baumartige Heide. Stauden von fünf Meter Höhe, Äste von acht Zentimeter Durchmesser. Sie aber – Äste und Staude – sind weder für die Korsen noch für die Engländer von Wichtigkeit, von Wichtigkeit ist der Wurzelknollen, eine bis zu 25 Pfund schwere Kugel aus steinhartem, mehr als steinhartem Holz. Dorfbewohner graben sie aus dem Erdreich und liefern sie an die Fabrik.

Oben in Sartene habe ich eine solche Fabrik besucht, hier hinter dem Hafenbahnhof eine zweite. Im Hof liegen die Knollen zuhauf, mit feuchtem Leinen und Gestrüpp bedeckt, damit das direkte Sonnenlicht sie nicht sprenge. Zehn Monate warten sie so, dann sind sie trocken und kommen in den Werksaal, wo der Schnitt vollzogen wird.

Mit halbgeschlossenen Augen, mit stockendem Atem sieht man diesem Prozeß zu. Auf einer Estrade aus plumpen Brettern sitzen Arbeiter, so zwar, daß ihre Füße baumeln. Unter ihnen wird immerfort gekehrt, sonst würden Späne und Abfall sie begraben.

Vor dem Arbeiter, hart an seiner Nase vorbei, rast die Kreissäge in solchem Tempo um ihre Achse, daß sie unsichtbar, nur ein Flimmern der Luft ist. Dem Rand dieses Hauchs wird die Wurzel entgegengepreßt, sie soll, gleichzeitig nach stereometrischem Gesetz und nach dem Augenmaß, in die Maximalzahl von geeigneten Scheiben geteilt werden. Die Arbeit ähnelt der des Brillantenschleifers. Aber während die Diamanten an Stielen festgehalten werden, hält der Korse den hölzernen Stein mit bloßer Hand, und seine Finger geraten haarscharf an die Sausesäge.

„Kann da kein Unglück passieren?"

„Jeden Augenblick kommt etwas vor."

„Und was geschieht mit dem Verletzten?"

„Er wird ins Hospital gebracht. Manchmal schenkt ihm der Unternehmer hundert Francs, aber ein Anspruch besteht nicht. Ist der Arbeiter privat gegen Unfall versichert, so zahlt ihm die Versicherungsgesellschaft für die Dauer

seiner Arbeitsunfähigkeit den halben Taglohn, fünfzehn Francs. Davon muß er Arzt und Medikamente bestreiten. Die Holzarbeiter haben keine Gewerkschaft in Korsika."

Für jede der Wurzelplatten, 15 mal 6 mal 6 Zentimeter, erzielt der Fabrikant dieses Halbfabrikats zehn Francs ab Ajaccio. Da liegen sie auf der Mole, breite, kurze, verplombte Säcke zu 2500 Stück, mit römischen Ziffern bezeichnet. I sind die rosaroten, II die rötlichen, III die gelben Stücke der Erikawurzel. In England und Amerika höhlt man sie aus, poliert sie und adjustiert sie zu Bruyère-Pfeifen, an denen man den Gentleman erkennt.

Ladies bedürfen gleichfalls des korsischen Gestrüpps. Einliterflaschen mit ätherischem Öl werden vorsichtig an Bord der „Cyrnos" getragen. Fünftausend Kilogramm Blätter und Blüten, sechs Lastautos voll, ergeben einen Liter Eukalyptusöl, für den die Parfümfabriken 15 000 Francs bezahlen. Ebenso kostbar kann man die Myrten machen, die auf den Hügeln in Millionen kleiner Sträucher lila blühen und die stärkste Ingredienz der Macchia sind, nach deren Duft, dem Duft seiner Jugendzeit, sich Napoleon auf St. Helena zu sehnen begann. Zu spät.

Ich sah in Sainte-Lucie die einzige Myrtenölfabrik von Korsika – keine Fabrik mehr, sondern eine Brandstätte. Infolge der Sonnenhitze explodierte eine Flasche, Feuer erfaßte die getrockneten Myrtenblätter, alles wurde eingeäschert; auf dem verkohlten Feld liegen halbgeschmolzene Destillationsapparate und ein geborstener Öltank.

Körbe mit Amseln und Säcke mit Edelkastanien lagern am Kai. Aus den Amseln werden Pasteten gemacht. Nicht hier, erst am Bestimmungsort. Die Kastanien glasiert man in Paris oder röstet sie auf winterlichen Straßen des Festlandes angesichts frierender Passanten; der schlechtesten Kategorie harrt das Schicksal, in Nizza zu Kastanienpüree verarbeitet und als Konserven verschickt zu werden.

Tausende von Kisten mit je sechs Laiben Käse gehen nach – Roquefort. Jedermann kann die Adresse lesen: Société des Caves et Producteurs Réunis à Roquefort (Dép. Puy-de-Dômes). Aller Roquefort stammt aus Korsika. Früher stammte er von Schafen, die, drei Millionen an der Zahl, auf dem vulkanischen Hochplateau von Roquefort in

Mittelfrankreich weideten und sich ausgiebig melken ließen. 1908 vernichtete eine Schafpest die Herden. Nun war guter Käs teuer. Zwar wußten die betroffenen Producteurs Réunis, daß der korsische Schafkäse im Geschmack an den Roquefort erinnert – wie aber ließe sich diese Ähnlichkeit in Gleichartigkeit umwandeln, ohne die Monopolstellung der Stadt Roquefort anzutasten? Die Lösung wurde gefunden: Korsika liefert das Halbfabrikat, so wie es halbfertige Kirchensäulen, halbfertige Mühlenräder, halbfertige Korkstöpsel, halbfertige Tabakpfeifen, halbfertige Geflügelpasteten oder halbfertiges Kastanienpüree liefert.

Zu Korsika mischt man dem gesalzenen Weißkäse geriebenes Brot bei, preßt ihn in Formen, packt ihn in Kisten und schickt ihn an die Société des Caves et Producteurs Réunis à Roquefort (Dép. Puy-de-Dômes). Dort bleibt er in den Grotten sechs Monate liegen, dann ist das Brot schön grün verschimmelt und der Käse echter Roquefort geworden.

Die Matrosen, die auf der Caféterrasse ihr Bier tranken, sind in die Genuesenzitadelle gegangen. Die Bürger aber sitzen noch da und reden im Sinne der französischen Leitartikel von Politik. Sie sprechen korsisch, italienische Sätze mit französischen Vokabeln. Ihre Ahnen kämpften für die Unabhängigkeit der Insel, kämpften später für die Französische Revolution. Anstelle von Unruhe und Bewegung sind nun Ruhe und Stand getreten und Ruhestandsgehalt. Das zahlt der französische Staat einer Bevölkerungsschicht und macht die Produkte der Insel von der Endbearbeitung auf dem Festland abhängig.

Die „Cyrnos" löst die Taue, das Grammophon, verstärkt durch Lautsprecher, sendet den neuesten Pariser Schlager über den abendlichen Hafen von Ajaccio. Er schimmert in den verschiedenfarbig blauen Tönen von Delfter Porzellan.

BEI DEN DIAMANTENSCHLEIFERN VON ANTWERPEN UND AMSTERDAM

Kaufen Sie das nicht, Mijnheer Booleman, kaufen Sie das ja nicht, was Ihnen der Makler vorlegt! Sind das Kristalle? Glänzt das wie Diamanten?

„Rohdiamanten glänzen niemals sehr."

Mijnheer Booleman, Mijnheer Booleman, es ist nicht alles Diamant, was nicht glänzt!

„Sicherlich, aber es ist auch nicht alles kein Diamant, was nicht glänzt."

Mijnheer Booleman, haben Sie noch nie gehört, daß man Außenseitern der Branche, um sie zu blamieren, kleine Stückchen Kandiszucker als Diamanten in Kommission gibt? Man will Sie foppen, Mijnheer, das ist Kandiszucker.

„Glauben Sie? Und wie raffiniert die Verpackung gewählt ist, nicht wahr? Weißer Kandiszucker nimmt sich in gelbem Faltpapier, gelblicher Kandiszucker in weißem Faltpapier besser aus. Wollen wir mal die Stücke auf den Tisch schütten."

Nun, was habe ich gesagt, Mijnheer Booleman. Jetzt sieht ein Blinder, daß es Kandiszucker ist... Nanu? Wozu legen Sie das Zeug auf die Waage? Wozu füllen Sie einen Scheck aus? Sie geben dem Herrn zweihundert Pfund? Ja, wenn Sie ihm zweihundert Pfund geben, glaube ich, daß es echte Diamanten sind. Aber sagen Sie, woran erkennen Sie das?

„Der Herr bezieht die Steine vom Londoner Rough-Diamond-Syndicate, und das Diamond-Syndicate liefert keine falschen Diamanten."

Und wenn jemand dem Diamond-Syndicate falsche Steine angehängt hat?

„Wissen Sie, was das Diamond-Syndicate ist? Das sind die Nachfolger von Barnato Bros., und die verstehen ihr Geschäft noch besser als die Barnatos selbst."

Das Geschäft der Brüder Barnato war es ursprünglich nicht, Rohdiamanten aus Transvaal nach Antwerpen und Amsterdam zu liefern. Von Haus aus waren die Brüder Barnato humoristische Parterre-Akrobaten. Als solche gastierten sie Anfang der siebziger Jahre in der Johannesburger Gegend und kauften von einem betrunkenen Digger eine Handvoll roher Diamanten.

Besorgt – hat man uns nicht angeschmiert? – segelten sie englandwärts und musterten in ihrer Kabine oft die matten Splitterchen. Wenn wir sie nicht verkaufen können, beschlossen sie, nähen wir sie auf den Kragen unserer Kostüme, wo sie funkeln und uns gleichzeitig an unsere Dummheit gemahnen werden.

Nun, sie konnten sie verkaufen, und der Erlös war so, daß Harry Barnato vor Freude einen Handstand machte, welches der letzte Handstand seines an Handständen überreichen Berufes war. Sein Bruder Barney, der Obermann, schlug vor Freude einen Salto mortale, welcher aber nicht der letzte, sondern nur der vorletzte Salto mortale seines Lebens sein sollte.

Die Brothers warfen sich mit beiden Händen auf rohe Diamanten, ohne Angst, daß sie ihnen am Halse bleiben könnten. Wie einst mit Schwergewichten, hantierten sie jetzt mit Karaten, dem geheimnisvollen Gewicht, das einerseits gleich zwei Zehntel Gramm ist und andererseits gleich zehn Pfund sein kann, zehn Pfund Sterling nämlich. Im alten Byzanz wurden Edelsteine mit den Kernen von Johannisbrot (keration) gewogen, und davon stammt das Wort Karat, was die Brüder Barnato sicherlich auch dann nicht wußten, nachdem sie ihr humoristisches Artistentum über ihrer seriösen Tätigkeit als Monopolkapitalisten vergessen hatten.

Lord Cecil Rhodes und Mijnheer de Beers waren ihre Mitherrscher auf dem Diamantenmarkt, kein Nigger und kein Digger fand im Blauen Grund von Kimberley, in den Minen von Bultfontain, Dutoitspan, Wesselton oder Jagersfontain einen Diamanten, an dem diese vier Männer nicht bald ihren Schnitt gemacht hätten. Und Barney Barnato war es, der autoritär das kostbarste Material der Erde den Diamantenhändlern zumaß. Jeder Diamantenhändler schaute neidvoll zu ihm auf und hätte auf die Frage, mit wem auf

der Welt er am liebsten tauschen möchte, ohne Bedenken geantwortet: mit Barney Barnato.

Nach dem 12. Juni 1897 allerdings ... An diesem Tage sprang Barney Barnato bei Madeira vom Bord eines Schiffes, und das war sein letzter Salto mortale, zu deutsch Todessprung. Seine Leiche wurde nie gefunden, Barnato Bros. sind jetzt eine anonyme Gesellschaft, das Diamond-Syndicate, das Kandiszucker verschickt und für ihn Diamantenpreise erzielt.

Der Diamant hat in Oktaederform zu kristallisieren, aber er schert sich den Teufel darum. Warte, mein Bürschchen, wir werden dir das schon beibringen, und wenn du noch so starrköpfig (10. Härtegrad) bist! Wir packen dich in weißes und gelbes Faltpapier und schicken dich nach Amsterdam oder nach Antwerpen, dort wirst du deine Un-Scheinbarkeit bald los sein. Nachher kann dich kein Esel mehr für Kandiszucker halten, du wirst sogar dem bewundernd-mißtrauischen Blick der Damen standhalten können, wenn du, ein vollendetes Produkt von Mineralogie und Industrie, auf dem Busen der Rivalin prangst als Orden für geleistete Liebesdienste oder als Preis für die Verzeihung des Fehltrittes, den der Ehegatte beging. („Pietra della riconciliazione", Stein der Versöhnung, so nannten dich die Dichter der Renaissance.)

Für diese wichtigen Funktionen muß deine Oberfläche geschliffen werden, jedes Quadratmillimeterchen deiner Oberfläche zu je einem Spiegel. Wer aber kann dir zuleibe, du hartnäckigster aller Naturburschen? Zuleibe kann dir nur deinesgleichen.

Deinesgleichen ist der proletarische Diamant, wenngleich er nicht als deinesgleichen anerkannt wird. Er ist so stark, so hart, so spezifisch gewichtig wie der Diamant der herrschenden Klasse, aber dunkel und ungeschlacht blendet er nicht und eignet sich keineswegs zum Ornament für lebendige Frauenbüsten. Deshalb steht er nicht hoch im Preis, der brasilianische Carbon oder der südafrikanische Boort, und muß schwer arbeiten: nach Öl bohren, harte Stahlsorten für Motoren schleifen, Metalldrähte verdünnen, Glas schneiden, Kupfer gravieren und Marmor zersägen. Vor allem aber dient er dazu, den Glanz seiner heller dreinschauenden Brüder noch zu erhöhen.

Mit einem solchen billigen Industriediamanten wird der rohe Luxusdiamant zum Zwecke der Spaltung gekerbt, der Industriediamant muß unausgesetzt rotieren, der Luxusdiamant preßt sich gegen ihn, um ein handelsrechter Brillant zu werden, in welchem jeder auffallende Lichtstrahl das auffallen läßt, was aufzufallen bestimmt ist.

Auch der kleinste Diamant, mag er nur ein Sechzigstel Karat wiegen, wird in die Form zweier Kegel mit gemeinsamer Basis gesägt, von denen der obere zu einem Kegelstumpf abgeplattet wird, der untere ein Kegel bleibt und als solcher einen Scheitelpunkt, die „Colette", hat.

Sollte ein Punktualist mit einer ins Auge geklemmten Lupe beweisen wollen, daß diese Spitze in mathematischem Sinn keine Spitze, sondern eine, wenngleich nur winzige Fläche, und infolgedessen auch dieser Kegel kein Kegel, sondern ein Kegelstumpf sei – so lassen wir uns auf solche Spitzfindigkeiten nicht ein. Gewiß, selbst die Bezeichnungen „Kegel" und „Kegelstumpf", deren wir uns bedienten, sind theoretisch anfechtbar: die Basis der beiden Hälften ist kein Kreis, sie ist ein Vieleck, und demnach wären die Ausdrücke „Pyramide" und „Pyramidenstumpf" prägnanter. Aber wer die dialektische Entwicklung aus Gegensätzen versteht, wird uns wegen dieser Ungenauigkeit nicht schelten. Je mehr Ecken eine regelmäßige Fläche hat, desto weniger eckig und desto runder ist sie, und ein kubikmillimetergroßes Körperchen, von dessen Basis zweiunddreißig Kanten zum Scheitelpunkt laufen, verdient sicherlich eher den Titel eines Kegels als den einer Pyramide, der an die einem Brillanten in nichts ähnlichen Pyramiden von Cheops erinnert. Genug davon!

Achtundfünfzigmal läßt sich der Diamant abflachen, bevor er ein Brillant wird, dem oberen Kegelstumpf (für Gründliche: Pyramidenstumpf) sind dreiunddreißig Facetten zugedacht, auf die untere Hälfte bekommt er fünfundzwanzig aufgezählt. Neigungen der Kanten zueinander sind auf ein hundertstel Grad berechnet, so daß jeder Lichtstrahl sechs- bis achtmal zurückgeworfen werden kann.

Diese waag-, lot- und winkelrechte Verbesserung der natürlichen Kristallisation wird in den Diamantenschleifereien von Amsterdam und Antwerpen besorgt und in den Heim-

werkstätten Ostflanderns um Antwerpen herum. Auch in den Tagen der Geschäftsblüte erhielten die belgischen Diamantenschleifer ihren Lohn weder in englischen Pfunden, mit denen man die Rohware kauft, noch in holländischen Gulden, für die man die Fertigware verkauft, sondern in belgischen Francs.

Zur Zeit (1934) gehen neun belgische Francs auf eine deutsche Mark, aber zur Zeit bekommen zwei Drittel der Diamantenarbeiter ihren Lohn nicht einmal in belgischer Währung, denn sie sind arbeitslos. 12 375 Mitglieder zählt ihre Gewerkschaft, der „Algemeene Diamantbewerkersbond van Belgie", und nur 4415 haben Arbeit. Jenseits der Grenze, in Amsterdam, ist es noch schlimmer, dort sind in den letzten Jahren sechstausend Arbeiter aus der Diamantenindustrie abgewandert, und von den übriggebliebenen viertausend steht kaum ein Viertel in Lohn und Brot.

In Groß-Antwerpen sind nahezu achttausend Diamantenarbeiter erwerbslos, viertausend beziehen eine Tagesunterstützung von 13,50 Francs und je Kind 3 Francs; fast viertausend sind gänzlich ausgesteuert. Die Arbeitslosenunterstützung ist also für alle gleich niedrig, so hoch auch die Lohnunterschiede früher gewesen sein mochten.

Die Diamantbewerkers sind in sechs Kategorien gespalten, zersägt, zerrieben, verstellt oder geschliffen (je nachdem). Am besten bezahlt ist (oder war) der Kliever, er, der den ersten Arbeitsgang ausführt. An einem plumpen Stückchen Stein erkennt er, wie es wuchs, und unter seinem diagnostischen Blick stellt sich heraus, daß dieses Mineral aus zwei oder drei kristallförmigen Kristallen besteht. Er spaltet, indem er in der Richtung der Faser einen sicheren Hieb führt.

Was der Diamant an Abweichungen aufweist, alles, was den Thesen der Kristallographie zuwiderläuft, erbarmungslos wird es abgesägt. Die unerwünschten Auswüchse werden mit Tusche bezeichnet, und der Versteller mauert den Stein dergestalt in eine Kapsel ein, daß die angestrichene unbotmäßige Fläche freiliegt.

Nun tritt die Säge in Aktion, eine sich senkrecht drehende, haarscharfe Scheibe aus höchst poröser Phosphorbronze, die Unmengen von Diamantstaub aufsaugt, bis sie sozusagen

zu einer diamantenen Scheibe wird. Mit viertausendfünfhundert Umdrehungen pro Minute bemüht sich die Säge, in den Diamanten einzudringen. Ist eine seiner zukünftigen Grundflächen glatt geworden, löst ihn der Versteller aus dem Zement und legt die nächste Seite für die Säge frei. Das Kristallchen wehrt sich mit jungfräulicher Keuschheit gegen seine Vergewaltigung, es verbirgt schamhaft seinen natürlichen Wuchs, auf den gerade es dem Säger ankommt, er wirbt und wetzt oft tagelang.

Man kann es ihm nicht übelnehmen, wenn er von der Arbeit des Kollegen, des Reibers, dem er den Stein weitergibt, mit Neid oder Geringschätzung sagt: „Wenn man reibt, geht es immer." In der Tat, der Reiber (Débrutisseur) kümmert sich nicht um die Maserung des Steins, er stemmt den werdenden Brillanten gegen den maschinell kreisenden Industriediamanten.

Teurer Staub saust beim Sägen und beim Rohschliff durch die Luft, er geht nicht verloren und auch sein Kurswert nicht. In der Inflation, als Devisen und Effekten zergingen, erhob sich aus dem Staub der Diamanten die größte Diamantenschleiferei von Antwerpen – die Gewerkschaft, der nach alter Tradition viele Beiträge in Boortstaub gezahlt werden, wurde die Eigentümerin dieser Schleiferei „De Daad" und betrieb sie als Kooperative. Heute sind die sechshundert Werkbänke der Gewerkschaftsschleiferei an Unternehmer vermietet, und von der Miete und dem Diamantenstaub wird der „Zonnestraal" erhalten, der Fonds für die durch Diamantenstaub lungenkrank gewordenen Gewerkschaftsmitglieder.

Jedoch wir haben den Diamanten verlassen, bevor er geschliffen ist. Kehren wir zu ihm zurück. Der Schleifersaal scheint ein Durchgangskorridor zu sein, keinen Menschen und kein Werkzeug bemerken wir, nur Motore rattern, und längs der vielen hohen Fenster verläuft eine Art spanischer Wand. Offen und verlassen steht in der leeren Halle ein kleiner Holzkasten auf Rädern, man sieht ihm nicht an, daß er bald mit noblen Passagieren von dannen fahren wird: Nach Feierabend deponiert jeder Schleifer ein versiegeltes Säckchen mit seinem Arbeitsprodukt im Karren, und dieser rollt dann ins unterirdische Panzergewölbe.

Dort, unmittelbar nebem dem Safe, glüht der Aschenofen. Mit dem tagsüber in den Werkstätten zusammengefegten Mist wird er geheizt, bei 1200 Grad verbrennt alles, mit Ausnahme von Diamanten (die würden erst bei 1800 Grad verkohlen). Versprengte Splitter bleiben auf dem asbestenen Rost des Ofens und blinzeln.

Wo aber sind die Schleifer? In jenem vermeintlichen Durchgangskorridor hinter der vermeintlichen spanischen Wand sitzen sie in langer Reihe, die spanische Wand ist die Rückseite der Schleifmühlen, das Tageslicht fällt durch die hohen Fenster geradewegs auf das Werkzeug. Die rohen Diamanten, die gezählt und gewogen jedem Schleifer zugewiesen sind und nach vollendeter Arbeit bald in seidengefüttertem Samtetui ruhen werden, liegen jetzt in einer schäbigen Zigarettenschachtel, und der eben im Schliff begriffene, im „Dopf" eingekittete Diamant wird von einer Zange an die Drehscheibe gehalten, deren Postament aus Spielkarten besteht. Durch Wegnehmen oder Einschieben eines Kartenblattes erzielt der Antwerpener Schleifer von altersher die genaue Horizontale.

Horizontal lagert der Stein auf der horizontalen Scheibe. Sie sieht unbewegt aus. Und sie bewegt sich doch, der Schleifer beweist es uns, indem er Wasser auf sie spritzt, die Tropfen haben keine Gelegenheit, sich festzusetzen, so schnell saust der Boden unter ihnen davon, sie springen umher, wie Barfüßler auf glühenden Rosten, und retten sich schließlich auf die Werkbank.

Zweitausendzweihundert Umdrehungen macht die Scheibe minütlich, Diamantenpulver, mit Öl vermengt, ist über sie geschmiert, und so vermag sie, obgleich nur aus Stahl, das Mineral des zehnten Härtegrades zu beeinflussen. Sie tut es mit der Ausdauer des Märchenvogels, der an einem Diamantberg so lange seinen Schnabel wetzt, bis der ganze Berg verschwunden und eine Sekunde der Ewigkeit vorbei ist.

„La taille" heißt der Schliff auf französisch, aber wer dementsprechend den Schleifer als „Tailleur" ansprechen würde, handelte falsch. Der Schleifer ist kein Herrenschneider, sondern ein „Polisseur". Er läßt die Scheibe sausen, er drückt den Stein gegen sie, der Puder fällt, ein Quadrat entsteht

und rings um das Quadrat vier Quadrate, sie bilden ein Kreuz, die beiden Pyramiden des Steins sind achteckig geworden.

Nach der Achtkantarbeit hat der Stein endlich seine Ähnlichkeit mit einem Stück Kandiszucker verloren, wenn er auch noch nicht wie ein Diamant aussieht, höchstens wie ein gläserner Stein auf dem Ring aus Talmi-Gold. Man muß von dem teuersten Material der Erde noch etwas wegnehmen, oft achtundvierzig Prozent, Kunst heißt weglassen. Jede Ecke der Quadrate wird zu einem winzigen Dreieck abgeflacht, und die Mühle, das versteht sich, dreht sich, dreht sich, dreht sich, dreht sich so lange, bis man dem Stein eine neue Panzerung gibt, aus der ein anderes Achtel hervorlugt, aufnahmebereit für Sternchen und Hälbchen.

So. Jetzt hat er den letzten Schliff, jetzt ist er so eckig, daß er beinahe rund ist. Nur gereinigt muß er noch werden. In einem gläsernen Schrank wird er kochender Schwefelsäure und Salpetersäure ausgesetzt und ihren giftigen, aber säubernden Dämpfen. Abgespült gleicht er keineswegs mehr einem Stück Kandiszucker und erst recht nicht mehr dem Glasstein auf dem Talmiring, er ist ein Brillant, blitzend, farbensprühend und teuer, teuer.

Diese Bearbeitungsmethoden soll ein Mann namens Lodewijk van Bercken vor fünfhundert Jahren in Brügge erfunden und die ersten Brillanten im heutigen Schliff auf den Markt gebracht haben. Überlebensgroß und aus Bronze sitzt Lodewijk van Bercken in Antwerpen auf der Place de Meir und zierlich auf marmornem Postament im Direktionssaal des Diamantklubs, er ist im Gewand des Rattenfängers von Hameln dargestellt, als wunderschöner Jüngling, wie überall die Helden, die historisch nicht beglaubigt sind und bei denen sich die Maler und Bildhauer also nicht nach authentischen Porträts richten müssen.

Von den Händlern in der Antwerpener Pelikanstraat ist gewiß keiner ein Nachkomme des Lodewijk van Bercken. Sie sind nicht so bildschön wie er, sie sprechen rumänisch, deutsch, ungarisch, polnisch und vor allem jiddisch und fuchteln mit ihren Partien von Diamanten herum, daß man sich wundert, wieso das Straßenpflaster nicht edelsteinbesät daliegt.

In Amsterdam besteht auch die Arbeiterschaft der Diamantenschleifereien zum größten Teil aus Juden, die Schleifereien halten sonnabends Sabbatruhe. Den Juwelenhandel haben die von der Pyrenäenhalbinsel vertriebenen Juden nach den Vereinigten Niederlanden mitgebracht; dank ihrer Sprachkenntnis und ihren Beziehungen zum Orient sicherten sie sich vom König von Portugal das Monopol auf die in Brasilien gefundenen Edelsteine und verkauften die geschliffenen Steine an die Sultane und Scheichs und Maharadschas. Auf die Manipulation des Steins stürzten sich die ärmeren jüdischen Emigranten, weil ihnen der Eintritt in die anderen Handwerke durch strenge Zunftgesetze verschlossen war.

War Konjunktur, brachten die Diamanten Riesengewinne, an denen freilich die Nigger und Digger, die in der Tropenglut kilometerweit nach einem Steinchen fahndeten, nicht teilhatten. Die Arbeiter an den Schleifmühlen von Amsterdam und Antwerpen verdienten, wenn die Kunden drängten, weit besser, aber kaum war das Gros der Aufträge ausgeführt, wurden die Belegschaften rücksichtslos ausgesperrt oder auf Hungerlohn gesetzt. Ja, die Antwerpener Händler richteten, um die gewerkschaftlichen Tarife nicht bewilligen zu müssen, in ostflandrischen Bauernhäusern das Schleifen als Heimindustrie ein, wodurch der Qualität und dem Ruf der Antwerpener Juwelenindustrie auf Jahre hinaus Abbruch geschah.

Reich wurden die Händler von der Tulpstraat in Amsterdam, der Pelikanstraat in Antwerpen, der Rue Lafayette in Paris und von Hatton Garden in London, sehr reich wurden die Juweliere der Fürstenhöfe und der Großstädte. So dauerhafte Millionenvermögen wie die Machthaber des Londoner Syndicates vermochten sie sich allerdings nicht zu schaffen, das Syndicate hat auch in der Krisenzeit seine Monopolstellung nicht eingebüßt und steckt nach wie vor fette Dividenden ein.

Denn noch trägt eine Welt die Bodenschätze als wertbeständige Valuta protzig an den Fingern und gibt sich nicht dem Gedanken hin, daß es dort, wo es blitzt, auch einmal einschlagen muß.

SEIDE AUS LYON

„Ich spucke auf die Welt", so äußerte die Seidenraupe. Gesagt, getan. Sie spuckt auf die Welt und bildet aus der Spucke langsam ein Häuschen, hermetisch abgeschlossen, eirund und glatt. Denn aus einem Ei weiß sich die Raupe geboren, und aus einem Ei will sie, die der Welt Überdrüssige, ihre Wiedergeburt feiern als Schmetterling.

Aber der Wurm denkt, und der Mensch lenkt. Der wartet nur darauf, daß die Raupe ihre Einsiedelei zu Ende gebaut hat, und dann erklärt er sie für gute Prise.

Er sammelt die Kokons und stellt sie in einen Schwitzkasten, es macht ihm nichts aus, daß er dadurch den Erbauer und Insassen tötet. Nach vollbrachtem Raubmord wird der „Grieß" erweicht, der Mörtel der seidenen Rundhäuschen, und das Baumaterial abgetragen, das ein Faden von achthundert Meter Länge ist, gespuckt und gesponnen von einem acht Zentimeter langen Würmchen. War die Geduld der Raupe größer als ihre Spucke, so daß ihr die letztere manchmal ausging und der Faden mit Hilfe der ersteren wieder geknüpft werden mußte, dann kann ihn der Mensch nicht als Ganzes abwickeln, sondern zwirnt die zu kurz geratenen Speichelfäden aneinander.

Manche Kokons bleiben ungetötet, denn der entfaltete Falter soll Eier legen, neue Würmer sollen entstehen und wiederum kleine Seidenhäuser erbauen für die großen Seidenhäuser in Lyon.

Was in China oder in Italien der Wurm gesponnen und der Mensch abgerollt hat, geht nach Lyon als Rohseidengarn von gelblichgrauer Farblosigkeit und wird in Lyon gewebt, dann bemalt oder bedruckt und appretiert, bevor Damen aller Welt sehnsüchtig die Spucke des Wurms streicheln und an ihre Haut schmiegen, damit es ihnen von seiten der Herren ebenso ergehe.

Es ist nur ein Stadtteil von Lyon, der diese Libido für die ganze Welt und für die halbe verarbeitet, und diesen Stadt-

teil, die Croix-Rousse meint man, wenn man von Lyon spricht, totum pro parte.

Freilich, die Geschäftsbriefe der Fabrikanten kommen nicht aus der Croix-Rousse, sondern aus der City, dem Gäßchengespinst rings um das Große Theater. Dort sieht man die großen Firmenschilder der kleinen Seidenfabrikanten und die kleinen der großen. Geradezu tapeziert sind die Flurwände der Bürohäuser mit Briefkästen, so viele Fabrikanten hausen fabriklos unter einem Dach. Die Briefkästen sind die Kontore, die Kontore sind die Fabriken. In die Briefkästen kommen die Bestellungen (oder Abbestellungen) von auswärts, in den Kontoren werden die Dessins ausgewählt, das Garn an die Heimarbeiter von der Croix-Rousse ausgegeben und die Fertigware verschickt. Der Lyoner Seidenfabrikant gleicht dem Buchverleger, auch dieser hat keine Druckerei, keine Papierfabrik, produziert dennoch, überschwemmt mit seinen Produkten das Land und macht nur dann ein Geschäft, wenn ihm die Mode hilft und die Ware recht glatt, neuartig und griffig ist.

Die Fabrikanten von Lyon haben also zumeist keine Fabriken. Die Weber von Lyon sind wiederum keine Fabrikanten, obwohl eine Reihe von ihnen Fabriken hat. Merkwürdige Fabriken. Man hört sie von der Straße aus, nicht aber kann man sie von der Straße aus sehen. Alle Höfe der Croix-Rousse sind verbaut mit Werkstätten. Ein hölzerner Akkord dringt von überall: klik-klaklak-klik.

Von zwei Anhöhen öffnet sich der Blick auf Lyon, auf die Rhône-Brücken und auf die Saône-Brücken, auf die vier Längsstreifen der Kais und den Ozean der Häuser. Der eine dieser beiden Stadtberge heißt Fourvière, trägt die mit Gold und Marmor überladene Kathedrale und sagt: bete! Die andere Anhöhe aber, die wir über dreihundert hohe Steinstufen hinansteigen, trägt nirgends Gold und Marmorschmuck, sie eben ist die Croix-Rousse und sagt: arbeite!

Wir sind auf „Arbeite". Um nach einer uns angegebenen Werkstätte zu fragen, kommen wir in eine Hausbesorgerwohnung. Da sitzt eine Greisin an einem riesigen runden Tisch, der eine Maschine ist, betrieben vom kläglichsten Dynamo: den Beinen der alten Frau.

Der Apparat ist zwar nicht mehr das Spulrad, das bei

Kienspanlicht gedreht wurde, aber er ist auch noch nicht die elektrisch arbeitende Kettenspulmaschine. Er ist eine Zwischenstufe; sie blieb erhalten nach dem Gesetz der Arten, demzufolge elektrische Arbeitskraft billiger ist als menschliche – für den, der beide bezahlen kann, nicht aber für den, der nichts als seine eigene Arbeitskraft besitzt.

Die Beine der Alten, auf deren Rüstigkeit sie sicherlich nichts kommen läßt, bringen Trommeln zum Rotieren, dadurch drehen sich die horizontal liegenden Spulen, und die Garnsträhne wird auf sie aufgerollt. Das ist die Vorarbeit für die Kette, das längsseits durch das Gewebe gehende Fadensystem (die andere Fadengruppe, der Schuß, verläuft in der Querrichtung, und beide werden sich später am Webstuhl durch gegenseitige Verschränkung vereinigen).

Was mit den Spulen geschieht, können wir beim Nachbar sehen, dem Schwiegersohn unserer Zufallswirtin. Der ist zwar nicht zu Hause, aber die Maschine ist zu Hause, eine mit der Hand drehbare Haspel, die die Fäden von den Spulen sammelt und in Hunderten von Parallelen auf den Scherbaum lagert.

Wir kehren noch in mehreren Werkstätten ein, „um nach der Adresse zu fragen". Überall tönt es klik-klaklak-klik, überall ist ein „bistanclaque" am Werk, wie der Seidenweber in Lyon heißt. Am Webstuhl, den er ererbt von seinen Vätern hat und durch Arbeit erworben, um ihn wieder zu besitzen, verbringt er sein Leben.

Er spinnt Seide, wobei ihm seine Söhne, Töchter und Enkel behilflich sind, sowie er seinerseits von Kindesbeinen an seinem Vater behilflich war und seinem Großvater. Denn sein Großvater hat auch schon Seide gesponnen und am Lyoner Hungeraufstand von 1831 teilgenommen, den Casimir Périer als „unpolitisch" bezeichnete, nämlich als einen Kampf zwischen Armen und Reichen, derjenigen, die nichts zu verlieren haben, gegen diejenigen, die etwas besitzen. „Und diese fürchterliche Wahrheit", ruft Ludwig Börne erschrocken aus, „die, weil sie eine ist, man in den tiefsten Brunnen versenken müßte, hielt der wahnsinnige Mensch Périer hoch empor und zeigte sie aller Welt." Nun, diese fürchterliche Wahrheit vom Vorhandensein der Klassengegensätze hat aufgehört, ein Geheimnis zu sein, sie däm-

merte schon damals vielen auf, aber die Seidenweber von Lyon sind nicht die Herren der Stadt geblieben, die sie sich in den Novembertagen von 1831 unterworfen hatten. Sie haben wieder nichts zu verlieren, mit Kindern und Kindeskindern hocken sie auf der Croix-Rousse und erzeugen während eines eintönigen Lebenslaufs einfarbige Gewebe und einfache Dessins.

Den mechanischen Webstuhl hat ein Lyoner Seidenweber erfunden, hier oben auf der Croix-Rousse. Seine Maschine von 1808 (sie steht im Museum Gadagne) war nicht viel anders als die, deren Kunststücke uns eben, klik-klaklakklik, ihr Besitzer mit Besitzerstolz vorführt. Abwechselnd werden die Schäfte mit der Kette und die Schäfte mit dem Schuß gehoben, teils von den Tritten des Webers, teils mit motorischer Kraft. An Haken hängen leicht die Fäden und rücken gegen ein durchlöchertes Blatt aus Pappe vor. Wie bei einem Musikautomaten die Blasebälge dort durchpfeifen, wo ihnen in der Kartonrolle ein Loch gelassen ist, so huschen hier die Fäden durch die Löcher. Es entsteht ein Musikstück, beziehungsweise ein Seidenmuster.

In den Großwerkstätten rattern und stoßen sechzehn motorisch betriebene Webstühle in einem Saal, klik-klaklakklik. Zwischen ihnen schlängeln sich Arbeiter mit Ölkännchen und Werkzeugen, und Mädchen kontrollieren das Gewebe, das den Rollen unaufhörlich entquillt, unaufhörlich, während sechzehn Schattenstriche und hunderttausend Haarstriche – die ledernen Treibriemen und die dünnen Seidenfäden –, auf und ab, den Raum diagonal durchschneiden.

Als die Seidenraupe ihren Entschluß, auf die Welt zu spucken, wahr machte, tat sie dies mit vier bis acht Speichelfäden. Der Seidenindustrie, die keineswegs auf die Welt spuckt, sondern im Gegenteil ihren subtilsten Bedürfnissen Rechnung trägt (Bedürfnisse, die sie selbst der Welt eingeredet hat), genügt auch eine achtfache Spucke des Insekts nicht. Man dreht manchmal drei und manchmal acht der Kokonfäden zusammen, es gibt „fil de trois bouts", „fil de huits bouts" und andere. Je nach seiner Behandlung nimmt der Faden verschiedene Namen an: Crêpe, Toile, Organdy, Grenadine...

Für die Kette werden die Fäden so angeordnet, daß sie

auf eine Haspel und von dort parallel auf den Webstuhl abrollen; das besorgt die Zettelmaschine, und sie besorgt es genau. Der Handweber muß alle Sorgfalt auf das Zetteln verwenden und schärft seiner Familie ein: „Frisch gewagt ist halb gewonnen, gut gezettelt halb gesponnen" – ein Sprichwort der deutschen Leinenweber, das auch die Lyoner Seidenweber kennen, wenn es sich auch bei ihnen nicht reimen will: „Une chaîne bien ourdie est à moitié tissée."

Auf ihrem Weg von der Spule zum Scherbaum passieren die Fäden zwei Kämme; der eine gibt der Kette die genaue Stoffbreite, der andere ermöglicht es, von Zeit zu Zeit einen Seidenfaden durch den Stoff gleiten zu lassen, damit er im Fall eines Defekts das Gewebe eindämme und verhindere, daß der ganze Stoff zerreiße.

Auch der Kurzschluß steht im Dienst der Industrie: Jeder Webstuhl wird von einem selbständigen Dynamo betrieben, und das Abreißen eines einzigen Fädchens hat den augenblicklichen Stillstand der Maschine zur Folge. Wieso? So: jeder Faden durchläuft einen winzigen Metallring, der nirgends festgehalten ist, nur auf diesem laufenden Faden schwebt. Reißt nun der Faden ab, so fällt das Ringlein herab und erzeugt eine Unterbrechung des Stroms. Dann haben die Weberinnen zu tun, wenn's ein Fehler im Gewebe ist, oder die Mechaniker, wenn sich ein Defekt in der Apparatur herausstellt.

Lautlos huscht das Weberschiffchen von der Flanke über und unter die Fäden der Kette. Arbeiterinnen füllen das Garn nach, während sich die abgerollten Spulen für die Kette von selbst erneuern.

Eine Tafel in den großen Werkstätten untersagt das Ausspucken, obschon der Unternehmer sein ganzes Unternehmen dieser Unart der Seidenraupen verdankt. Wo wäret ihr, wenn auf den Maulbeerbäumen der chinesischen Züchter „Défense de cracher" stünde und von den armen Würmern befolgt würde.

Klik-klaklak-klik klingt es und klappert es aus allen Häusern, aus allen Stockwerken aller Häuser, aus allen Zimmern aller Stockwerke aller Häuser des Hügels Croix-Rousse, dem Wahlbezirk des Herrn Herriot. Anfangs ist dieser Gesang der Webstühle ein eintöniges Gekliker und

Geklaker, aber nach einigen Lektionen glaubt man schon unterscheiden zu können, ob hier Seide und Moiré geklakt wird oder Taft und Tüll geklikt oder Crêpe geklik-klaklakklikt oder Velour und Plüsch geklik-klaklaklak-kliklikt wird.

Auch andere Sorten sehen und hören wir entstehen: Schirmseiden – Schals – Müllergaze für Mehlsiebe – Ballonseide – Fransentücher – Vorhänge – klik-klaklak-klik oder klaklak-kliklik, nein, wir kennen uns doch nicht aus, je mehr, desto weniger.

Altartücher und Ornate werden mit fünfzigfarbigen Schüssen gewebt, Arbeitslohn bis zu vierhundert Francs für einen Meter, der entsprechend viele Arbeitsstunden erfordert. Alte Möbelbrokate kann man mit ähnlichen Kosten neu herstellen.

Krawattenstoff, darin die Kette aus echter Seide und der Schuß aus Kunstseide ist, wird durch ein einziges Bad zwiefach gefärbt, weil Kunstseide anders annimmt als natürliche. Der vor dem Weben gefärbte Faden heißt „teint en fil", andere Seide bleibt im Lager, bis sich die Modefarbe und das Modemuster herausstellen. Die Glattware (unis) kennt klassische Sorten: Musselin, auf deutsch seltsamerweise „Chiffon" genannt, den durchsichtigen Crêpe Georgette und den undurchsichtigen Crêpe de Chine und den glänzenden Crêpe Satin.

Die Säckchen für das Pulver in den Kanonengeschossen müssen aus besonderer, nicht imprägnierter Seide sein, die starken Zug aushält und ohne Zunderrückstand verbrennt. So trägt die Lyoner Seide zur Explosion von Millionen Artilleriegeschossen bei, bemüht sich aber, das ist die Manier der Welt, die verübten Wunden zu lindern, indem sie sich gleichzeitig zur Herstellung von Englischpflaster hergibt.

Wer das Gewicht der Garne zu erhöhen versucht, wird von den strengen Lyoner Fabrikanten als „piqueur d'once" verächtlich gemacht, ein Schimpfname, brennender als das Nessushemd und dauerhafter als ein Seidenhemd. Dagegen beschwert man fertige Seide von altersher, ohne daß sich jemand darüber beschwert; viele Frauen schätzen die Seide nur nach der Schwere. Deshalb hängt man der für Deutschland bestimmten Seide bis zu neunundsechzig Prozent unsichtbarer Gewichte an – zur Zeit, da Großvater der Groß-

mutter das Schwarzseidene kaufte, hatte dieses nicht weniger als vierhundert Prozent Blei in sich, die Frau wollte nicht zu leicht erscheinen. Heute ist man nur ein Sechstel so gewichtig, und Seide für Höschen und Hemdchen und Hemdhöschen bleibt überhaupt unbeschwert.

Wir steigen hinab von der Croix-Rousse, dreihundert tiefe Steinstufen, klik-klaklak-klik, und gehen in den City-Teil Ainay zu den Fabrikanten, die reich sind, obwohl oder weil sie keine Fabriken haben. Eben stellen sie die Musterkollektionen zusammen für China, wo alle Stücke 75 cm breit sein müssen, um sich für Kimonos zu eignen, für Indien, wo die Seide 110 cm breit ist und man sechs Yards für ein wallendes Gewand braucht, für Deutschland, wo man zu einem Kleid 3,60 m der Seide braucht, die zweimal 55 cm breit ist.

Die Musterkollektionen für die Reisenden sind ein Köder, der eine große Lyoner Firma jährlich bis zu zwei Millionen Schweizer Franken kostet. Denn man muß zeichnen und weben lassen, färben, bedrucken und appretieren, ohne zu wissen, ob der Käufer auf diese Haute-Nouveauté anbeißen wird. Vorläufig hängt sie in allen Farben an einem Hosenspanner, der selbstverständlich kein Hosenspanner ist, sondern der Halter für die Musterkollektion.

Zwar sind es die Lyoner Seidenfabrikanten selbst, die gemeinsam mit den Pariser Modehäusern die Mode dekretieren, aber Nebenströmungen sind oft imstande, die einträglichsten Beschlüsse der Gewalthaber zunichte zu machen. Man muß, ähnlich wie beim Film, auch die Meinung des Volkes hören, wobei natürlich das Wort „Volk“ nicht so schlimm gemeint ist. Es ist nicht geradezu das Volk, sondern das Publikum, und zwar ein gesiebtes.

Beim großen Hindernisrennen von Auteuil, an der Journée des drags, zeigen die Lyoner Häuser ihre Neuschöpfungen. Sie haben ihren Generalstab da und ihre Spione und Lockspitzel und ihre Patrouillen. Auf dem Sattelplatz, von wo man die Pferde am besten laufen sehen kann, erscheinen sie, um die Frauen in ihren neuen Modellen am besten laufen zu sehen.

Der Mode- und Gesellschaftstag von Paris hat seinen Namen von den Drags, vierspännigen Galakarossen. In früherer

Zeit wetteiferten an jedem letzten Junifreitag die Pariser Feudalherren und andere Millionäre miteinander um den Glanz ihrer Kaleschen, um die Rasse ihrer Wagenpferde, um die Livreen ihrer Lakaien und um den Reichtum ihres Zaumzeugs. Gleichzeitig führten sie dem Volk ihre Unnahbarkeit und Unnachahmlichkeit und Unerreichbarkeit vor Augen. So kutschierten sie, in hellgrauem Zylinder, dunklem Jackett, perlgrauen Hosen und weißen Gamaschen, begleitet von spitzenübersäten Damen, unter den Tuba-Klängen scharlachrot gekleideter, goldbetreßter Büchsenspanner, von der Place de la Concorde auf den Rennplatz. Vor der Tribüne wurden die Pferde zurückgerissen, und man stieg aus. Der Prinz von Wales und der Herzog von Sagan nahmen die Defilierung der Viererzüge ab, und das Kopfnicken der beiden Fürsten galt denen, denen es galt, soviel wie eine Erhebung in den Fürstenstand ...

Heute sprengt man nicht mehr mit vier Pferdekräften, sondern mit achtzig durch die Champs-Élysées, über den Unbekannten Soldaten hinweg zum Rennen. Das Komitee, bemüht, die Tradition nicht zu unterbrechen und zu zeigen, wie schön der Konservativismus ist, kann kaum drei alte Prunkwagen auftreiben. Damit das Rüpelspiel nicht fehle, die Verhöhnung des Nicht-Noblen, humpelt alljährlich auch die olivengrüne Diligence der „Freien Montmartre-Kommune" – eine Windmühle ist als Wappen auf den Kutschenschlag gemalt – mit ihren Lastgäulen heran, um das Hallo der Menge zu erwecken.

Für die Pariserinnen, das heißt für die „Pariserinnen" aus aller Welt, hat der Tag der Drags eine andere Bedeutung als die eines Pferderennens. Das Schicksal derer, die in der Kleidung ihr Schicksal sehen, entscheidet sich. Alle Pariser Modedamen kommen selbst, die ausländischen haben ihre Gesandten da, ihre Agenten, ihre Kundschafter mit Notizbüchern und Zeichenblocks.

Die oberen Logen der Tribüne bleiben ziemlich leer. Unten dagegen, auf des Theaters Stufen, ist kein Plätzchen frei, da sitzen auf dem kalten Quader aneinandergedrängt die Repräsentantinnen der Gesellschaft mit ihren Töchtern und ihren Lorgnons; andere stellen ihre Stühle auf den Rasen und kehren der Rennbahn den Rücken zu. Denn zwischen

Tribüne und Rennbahn ist die asphaltierte Auffahrtstraße der Mode. Der Fachmann mustert diesen asphaltnen Streif, er verwandelt sich ihm in den Webstuhl, wie vom Scherbaum über die Rollen bewegen sich die Seidenmuster an ihm vorbei, gegenseitig verschränken sich Kette und Schuß, alles ergänzt sich und vereinigt sich nach Strich und Faden, Eitelkeit und Lockung, Kampf und Verrat, Geld und Geltung, Spiel und Spekulation, Erwerb und Erotik.

Die Schauspielerinnen von Theater und Film machen mit den Modellkleidern für die Firmen und für sich Reklame. Die Mannequins machen sie nur ihren Firmen. Die Operateure kurbeln im Dienst der Filmgesellschaften, die schon heute abend die Kreationen vorführen wollen. Die Spiegelreflexkameras lassen heute die Pferde Pferde sein und knipsen nur Toiletten. Die Meuchelmaler der kleineren Modesalons zeichnen, sozusagen in der Tasche, die Stoffmuster und die Hüte und die Kleiderschnitte ab.

Devotest nähert sich eine Zeichnerin der Trägerin einer Sensationsrobe und weist die Pressekarte vor; die Trägerin der Sensationsrobe prüft mit geradezu amtlicher Miene das Legitimationspapier, stellt fest, daß die Zeichnerin wirklich für ein Modenblatt und nicht für ein Modenhaus arbeitet, schraubt sich in Positur, und ringsumher sammelt sich die Menge, das in doppeltem Sinn zum Modell gewordene Modeprodukt musternd. Jeder Photographenlinse räkeln sich die Objekte entgegen, und wenn ein Filmoperateur eine Gruppe von Mannequins dreht und drehen läßt, so versucht eine ehrgeizige Außenseiterin möglichst majestätisch ins Bild zu huschen.

Es schielen und lauschen die Kleiderkönige der Rue de la Paix und die Seidenkönige von Lyon. Was bringt die Konkurrenz, was sagen die lorgnettierenden Damen? All das, was erschielt und erlauscht ward, telegrafieren diese Harun al Raschide und ihre Späher, klik-klaklak-klik, ihren Seidenhäusern nach Lyon und fahren dann, so schnell wie möglich, ihren Telegrammen nach zur persönlichen Berichterstattung. Konferenzen treten zusammen, Chemiker tönen die Vorräte auf die telegrafierte Modefarbe um, Zeichner entwerfen alle gestern in Auteuil zustimmend lorgnettierten Muster der Konkurrenz neu. Die Weber müssen den Webstuhl um-

stellen, eine neue Kartonrolle einsetzen und mit verdoppelter Hast zum gleichen Lohn arbeiten, klik-klaklak-klik, klak-klik-klak, und aus den Musterkollektionen fliegt das, was gestern noch als höchstes Schönheitsideal normiert war, auf den Misthaufen.

Wie sagte doch die Seidenraupe? „Ich spucke auf die Welt."

DER STIER UND SEINE GEGNER

Die heilige Jungfrau vom Pfeiler steht auf dem Pfeiler, auf den sie vor zwei Jahrtausenden am 12. Oktober der heilige Jakob Santiago hingestellt hat. Freilich nicht mehr im Freien, eine prunkvolle Kapelle ward über die Statue gebaut und über die Kapelle eine prunkvolle Kathedrale. Auch ist die Jungfrau längst nicht mehr so ärmlich angezogen wie damals, als sie mit Santiago hierher ans Ufer des Ebro kam. Eine Dalmatika aus Silber und perlenübersät, zwanzigmal so groß wie die Figur selbst, hüllt sie ein. Ihren und ihres maurisch-braunen Knäbleins Kopf umspielt eine Gloriole, die zwölfhundert Brillanten zu strahlenden Strahlen vereinigt und demnach mit Recht eine eigene Gloriole besitzt, einen Heiligenschein des Heiligenscheins aus Gold und Rubinen.

Alljährlich kommen zu dem Gründungsfest des spanischen Christentums Zehntausende von Betern und Beterinnen, Büßern und Büßerinnen und auch eine Reihe von Stieren in die aragonische Provinz, in die saragossische Stadt, zur Feria del Pilar. Die Stiere sind Attraktionen wie der Juwelenkranz der Heiligenstatue und mindestens ebenso wichtige Mitwirkende wie die Geistlichkeit.

Wir greifen einen von den Stieren heraus und nennen ihn Señor N. Auf den Plakaten steht, wo er geboren und erzogen wurde: in der „antigua, acreditada, renombrada y famosa ganadería de la Donna Concepción de la Concha y Sierra y Fontfreda de Sarasua de Sevilla".

Während die Menge der Frommen in der Kathedrale sich drängte, stand Señor N., ein schon an sich brutales Exemplar, in seinem Bereitschaftszimmer, ungehalten, weil man ihn von der fetten Weide, den feschen Kühen und dem bequemen, müßigen Leben in der Sevillaner Landgemeinde herausgerissen hat, um ihm Reise- und andere Strapazen aufzuhalsen.

Der brillantene Strahlenkranz und sein rubinener Wider-

schein funkelten im Glanz von tausend Kerzen. Betend, gelobend, zerknirscht und betäubt vom Weihrauchdunst, knieten Pilger auf den Fliesen des Doms. Männer mit mützenartig gewickelten Kopftüchern. Frauen mit steil emporragenden Schildpattkämmen, von denen Spitzenschleier herabwallen. Schulmädchen mit einem Taschentuch auf dem Kopf, weil keine Frau unbedeckten Hauptes die Kirche betreten darf. Männer in Sandalen. Frauen mit Riesen-Ohrgehängen. Greise und Kinder. Soldaten des 7. Infanterie-Regiments, das im Castillo de la Aljaferia (dem Kerker des Troubadour) romantisch kaserniert ist.

Inzwischen ist es Nachmittag geworden, die Laune des Bullen hat sich noch verschlechtert, da öffnet sich plötzlich die Tür, und er läuft ins Helle hinaus, nachzusehen, was los ist.

„Natürlich, hab es mir gleich gedacht! Es ist keine Weide da. Nur ein kreisrunder Sandplatz. Kein grünes Gras, keine hübsche Kuh – nichts. Ringsherum, übereinandergestülpt, sitzen Menschen."

Señor N. ist ein vollgefressener Kerl, von dem man, ohne zu übertreiben, sagen kann, daß er geradezu einen Stiernacken hat. Seine Beine sind verhältnismäßig dünn und steif, den Gummiknüppel läßt er baumeln, die Waffen für den Ernstfall stehen hart und fest auf der flachen Stirn. Wozu hat man mich hergeholt? Diese Plebejer glotzen mich an. Haben sie noch keinen Bullen gesehen?

Er stutzt. Blitzt dort nicht etwas Rotes auf?

Rot kann er nicht verknusen. Rot, das tragen diese Kerle vor sich her, die uns unser gutes Leben nicht gönnen. Sie würden uns am liebsten zwingen, Karren mit Jauche zu ziehen. Wir sind doch keine Ochsen, daß wir arbeiten, und kein Schlachtvieh, daß wir uns fressen lassen. Schlachtvieh sind die andern, wir sind Herrentiere, Edelrasse! ... Dort flattert so ein roter Fetzen. Hoho, du wirst gleich verschwinden.

Señor N. rennt hin, stößt zu und stößt ins Leere. Das zinnoberrote Tuch leuchtet jetzt rechts von ihm, er wendet sich nach rechts, es leuchtet links.

Das Tuch weht nicht von alleine, merkt Señor N., jemand schwenkt es. Aha, ein Mensch. Mal los auf den Menschen.

Der, hart am Rand der Manege, flüchtet über die Wand. Immerhin: das Tuch ist fort. Señor N. trabt ab, da schwingt ein neues auf. Ärgerlich dagegen. Der Torero schlüpft Hals über Kopf in eine schmale Lücke der Bretterwand, wohin ein Bulle mit Embonpoint nicht nachkann.

Und wieder zieht einer mit der Fahne, auf in den Kampf, Torero, da einer, siegesbewußt, dort einer, Stolz in der Brust, und alle, ob auch Gefahren dräuen, laufen weg, wenn man sich ihnen nähert. Echte Sozialdemokraten, schnaubt Señor N., erst machen sie sich pampig mit ihren roten Lappen, dann schrecken sie zurück.

Nanu, was ist denn da wieder los? Vier Männer reiten in die Manege, Hellebarden in der Hand. Komische Onkels, wollen die mich etwa angehen? Die kommen mir nicht aus, dieses Quartett von Don Quijotes auf ihren Rosinanten, die kommen mir nicht aus, Pferde können ja nicht über die Bretter klettern und nicht ins „Burladero" schlüpfen, in die Schutzstellung.

Das aber wissen die vier Picadores auch, und so haben sie sich denn geschützt mit Einerseits und Andererseits, mit Binden und Bandagen. Der eine von ihnen – nur das Monokel fehlt ihm – sieht frappant einem von den Caballeros ähnlich, die den ganzen Tag im Café Granja del Henar sitzen, wobei sie sich unten die Stiefel putzen lassen und oben über Politik sprechen. Die Stammgäste vom Granja del Henar sind teils Journalisten, teils Abgeordnete, teils Staatsmänner, oft alles drei zusammen, sie sind teils Monarchisten, teils „Robespierreaner", teils Faschisten, oft alles drei zusammen, und stimmen miteinander überein in der Verurteilung des republikanischen Kapitalismus und der republikanischen Polizeiherrschaft und der republikanischen Korruption. Sie sind gegen die Sozialdemokraten, worin sie wiederum mit den vier Berittenen eines Sinnes sind, die das Herumgeschwenke mit der roten Fahne für zwecklos ansehen und dem Publikum zeigen wollen, daß man dem Stier mit der Stoßkraft ihrer Argumente durchaus beikommen kann.

Ihre Pferde sind mitnichten dieser Ansicht. Sehenden Auges wären sie keinesfalls zum Angriff auf das Büffeltier zu bringen, und deshalb hat man ihr rechtes Auge umwik-

kelt wie ihren Leib. Um in Lanzenweite an Señor N. heranzukommen, hat der Reiter nicht nur seine eigene Angst, sondern auch den Instinkt seiner Mähre zu überwinden; sie wittert das Unheil, und ihr Wiehern klingt, als ob Zähne klapperten. Pferdeknechte helfen den Schenkelschlägen und den Sporen des Herrn im Sattel nach. Sie zerren den Gaul am Zaumzeug, sie treten ihn in die Fesseln, damit er in Front kommt. Bei einem greisen Falben – gerade auf ihm sitzt unser Bekannter aus dem Café Granja del Henar – will es ihnen nicht und nicht gelingen.

Die drei anderen Picadores, die im Sattel sitzen wie auf einem Katheder und auf deren Lippen man die Losung zu lesen scheint „Stiere, geben Sie Gedankenfreiheit", ritzen diese demokratische Forderung dem Gegner in die Haut. Dann drücken sie ängstlich gegen die Harpune, um sich seine Gegenargumente vom Leib zu halten. Ein Hin und Her, nach welchem der Reiter vom Lehrstuhl fällt, wieder Bonzen angelaufen kommen, Stolz in der Brust, siegesbewußt, den Señor N. auf ihre zinnoberroten Tücher ablenken und hernach fliehen. Das erfolgt mit Erfolg.

Bis dem Señor N. der Tran aufgeht und er sich nicht mehr gegen Reiter und Pferd, nicht mehr gegen Tücher und Tücherschwenker wendet, sondern gegen einen der Pferdeknechte, und ihm beide Hörner in den Unterleib rennt. Die Eingeweide quellen hervor, schauerlich.

Toreros stürzen herbei, werfen ihre Capa über Señor N.'s Bullenaugen, Polizisten und Diener heben den Verwundeten auf, tragen ihn weg, man sieht, wie sein Zucken schwächer wird, ganz aufhört, sein Gesicht ins Todesgelbe hinübergleitet. (Die Zeitungen am nächsten Tag werden in ihrem Bericht über die Corrida den Getöteten nur mit drei Worten erwähnen: ein Chulo verletzt.)

Ohne eine Sekunde der Stockung geht der Tanz weiter. Daß da ein Mensch vor aller Augen zerfetzt wurde, berührt nicht die Herzen jener, die vor der Bildsäule des Gekreuzigten schmerzerfüllt gebetet hatten, die Frauen nicht und nicht die Männer.

Sie bestehen darauf, daß auch der Picador aus dem politisierenden Café Granja del Henar sein Werk tue, das die drei andern Katheder-Ritter schon getan, das Werk, dem Señor

N. einen Stich zu versetzen. Schließlich läßt sich denn auch der greise Falbe breittreten oder breitschlagen. Und geht heran. Wie er's vorausgesehen, fällt er beim Lanzenstich zu Boden. Señor N. vergräbt sein Gehörn in den Pferdeleib, reißt die Bandagen auf und wühlt sich in den Falben.

Während er dieses tut, denkt Señor N. ärgerlich an das Publikum. Da sitzen sie auf allen Rängen, auf Sonnenplätzen und Schattenplätzen, diese Menschen, vormittags haben sie Reue und Güte gelobt, und jetzt schauen sie begeistert zu, wie man mich behelligt! Wozu haben wir die Kirche? Gewiß, sie schützt mich davor, daß die Bauern, die kein Fleisch zu essen haben, in unsere Hürden einbrechen, um uns Edelstiere zu schlachten. Aber jetzt läßt sie mich an ihrem Feiertag pieken und piesacken, sie will zeigen, daß sie auf seiten der Massen steht. Sie glaubt, es ist nicht ernst, man werde mir ja doch nicht den Garaus machen. Ist es nicht schlimm genug, daß an mir eine solche Tierquälerei verübt wird?

Also denkt unser Bulle und wirft den Leib des Falben hoch, ein Kadaver fällt zurück, und vier beschlagene Hufe strecken sich himmelwärts.

Señor N. trabt mit wackelndem Hintern durch die Manege. Einen Menschen und ein Pferd habe ich getötet, jetzt habe ich Ruhe, denkt er. Er hat noch lange keine. Die Wallfahrer sind um so lauter und bewegter, je stummer und regloser sie den ganzen Vormittag über waren. Nach dem knienden Gebet vor dem Diamantenmantel in der Marienkapelle hatten sie sich zu einer endlosen Menschenkette geordnet und Schritt vor Schritt auf ein Ziel hin bewegt: zu einem in die Wand eingelassenen Stein, den der Fuß der Mutter Gottes betreten haben soll. Bei der Reliquie angelangt, kniete jeder nieder, preßte das Gesicht an den Stein und küßte ihn mit Inbrunst, was verbürgtermaßen zum Kinderkriegen verhilft.

Es dauerte fast zwei Stunden, bevor man zum Kuß kam, die Kolonne wand sich an den Bannern der südamerikanischen Republiken vorbei; diese Banner sind feierlich übers Meer gebracht worden, um möglichst nah vom Pfeiler der Jungfrau dauernde Aufstellung zu finden und solcherart warme Strahlen der Gnade für ihr Land zu empfangen.

Auch die Urne mit dem Herzen Don Juans stand auf dem Weg. Man weiß, daß er ein weites Herz hatte, und die Frauen, die in kurzem, fast stehendem Schritt vorbeikamen und an Kindersegen dachten, schlugen ein Kreuz, vielleicht ertappten sie sich bei sündigen Gedanken vor diesem Herzen eines Kerls mit Herz. Sie drängten in ihre Vordermänner hinein, möglichst bald wollten sie ihre Lippen an die Fußspur der Jungfräulichen, der unbefleckt Empfangenden drükken, sie zwangen sich zu dem Glauben, der Kuß des Steins und nichts anderes könne ihnen zu einem gebenedeiten Leib verhelfen. Unter grottenhaft wirkenden Kuppeln, unter dem einzigen Fresko Goyas, an schwellenden Säulen und an Grabmälern von Granden vorbei ringelte sich die Menschenschlange durch die Kathedrale.

In Marmor ist über dem Namen Soldevilla ein Kardinalshut eingemeißelt. Erzbischof Soldevilla wurde 1923 von Anarchisten getötet, mit dem Ergebnis, daß ein anderer an seine Stelle kam. Vom Grab des Kardinals ist es nicht mehr weit zur heiligen Fußstapfe, und so konnte die Beterschar bald beim Stierkampf sein.

Während Señor N. – von den Hörnern trieft das Blut seiner Opfer – das Altarschiff der Stierkampfkathedrale durchmißt, sieht er einen Mann mit zwei bunt bebänderten Stäben auf sich zulaufen. Der Attentäter setzt im Hechtsprung knapp über Señor N.'s gezackte Stirn hinweg und stößt ihm dabei die Stäbe gleichzeitig in die Flanken, einen rechts und einen links. Señor N. schüttelt sich, um die in ihm steckenden Stecken loszuwerden.

Schon kommt, abermals frontal, der nächste Banderillero herangerannt. Gauner! schäumt Señor N., dem man freilich zugestehen muß, daß er ziemlich gestichelt und gestachelt, geritzt und gekratzt worden ist. Ich habe keine Angst vor dir, aber du mußt Angst davor haben, daß du in meine Hörner fällst.

Sozusagen mit geballten Fäusten stürzt er dem Feind entgegen, der jedoch springt tollkühn über ihn hinweg, im feisten Nacken des Bullen ein zweites Stäbepaar landend. Ein dritter und ein vierter Banderillero kommen, Lauf, Sprung und Stich sicher durchführend. Nur ein einziger der umwimpelten Stöcke sitzt nicht fest, taumelt und sinkt zu

Boden, weswegen der ungeschickte Stecher erbarmungslos ausgepfiffen wird.

Diese allgemeine Bezeigung von Mißfallen für den Gegner gewährt Señor N. keine Befriedigung. Zornig durchtobt er den Zirkus, auf seinem Rücken klatschen die Nagelstäbe aneinander.

Da naht ein neuer Gegner. Er reitet nicht, wie die Picadores ritten, er läuft nicht, wie die Banderilleros liefen, langsam und entschlossen schreitet er heran. Auch er hat ein rotes Tuch in der Hand, aber das ist nicht der Zinnober, mit dem die immer wieder flüchtenden Toreros herumfuchtelten, das ist ein dunkles, ernstes Rot.

Durch den breiten Leib des Bullen geht ein Zittern. Der da, der ist es, der ist mein Todfeind, mein Feind auf Leben und Tod. Unaufhaltsam kommt er auf mich zu.

Kaum einen halben Meter von Señor N. bleibt der Espada stehen. Er legt dem Bullen die Hand auf die Stirn. Er legt Hand an ... Tief holt Señor N. aus, um fürchterlich zuzustoßen und mit dem noch blutigen Krummsäbelpaar auf seinem Kopf den Verwegenen aufzuschlitzen.

Der Espada weicht geschickt zur Seite, die aufwärtssausenden Hörner streifen ihn, die Beschauer glauben ihn schon zerrissen, aber nicht einmal die Tressen seines Bolerojäckchens sind abgetrennt. Er schwenkt das Tuch um den Stiernacken, um den Stierschädel, von rechts nach links, von links nach rechts, von oben nach unten, von unten nach oben.

Außer sich vor Begeisterung ruft das Amphitheater jede Wendung mit Namen, verlangt tücherschwenkend, der Präsident des Stierkampfes möge diesem Matador das Ohr des toten Stiers verleihen. Denn die Menge ist überzeugt, Señor N. werde gleich tot sein.

Und wirklich, der Espada hat den Degen ergriffen, in der Linken hält er die Muleta, die dunkelrote Fahne, und begegnet dem haßerfüllt drohenden Blick des Bullen. Señor N. duckt sich zum entscheidenden Angriff. In diesem Augenblick stößt ihm der Espada das Florett in den Nacken, ohne es wieder herauszuziehen.

Atemlos steht das Publikum auf den Bänken, waffenlos der Mensch vor dem Stier. Er wartet, die Beschauer warten.

War sie tödlich, die Estocada? Wenn sie es war, muß Señor N. sich sogleich um seine Achse drehen und zusammenbrechen.

Señor N. dreht sich nicht um seine Achse und bricht nicht zusammen.

Er ist tief verletzt, aber nicht ins Mark getroffen. Sein eigenes Blut ist es, das ihn jetzt netzt; in einem breiten Streifen glänzt es auf seinem schwarzen Fell. Ungebrochen prescht er auf die Toreros zu, die ihn wieder, ram, ti-ta, tam-tam, mit ihren Zinnobertüchern umschwirren.

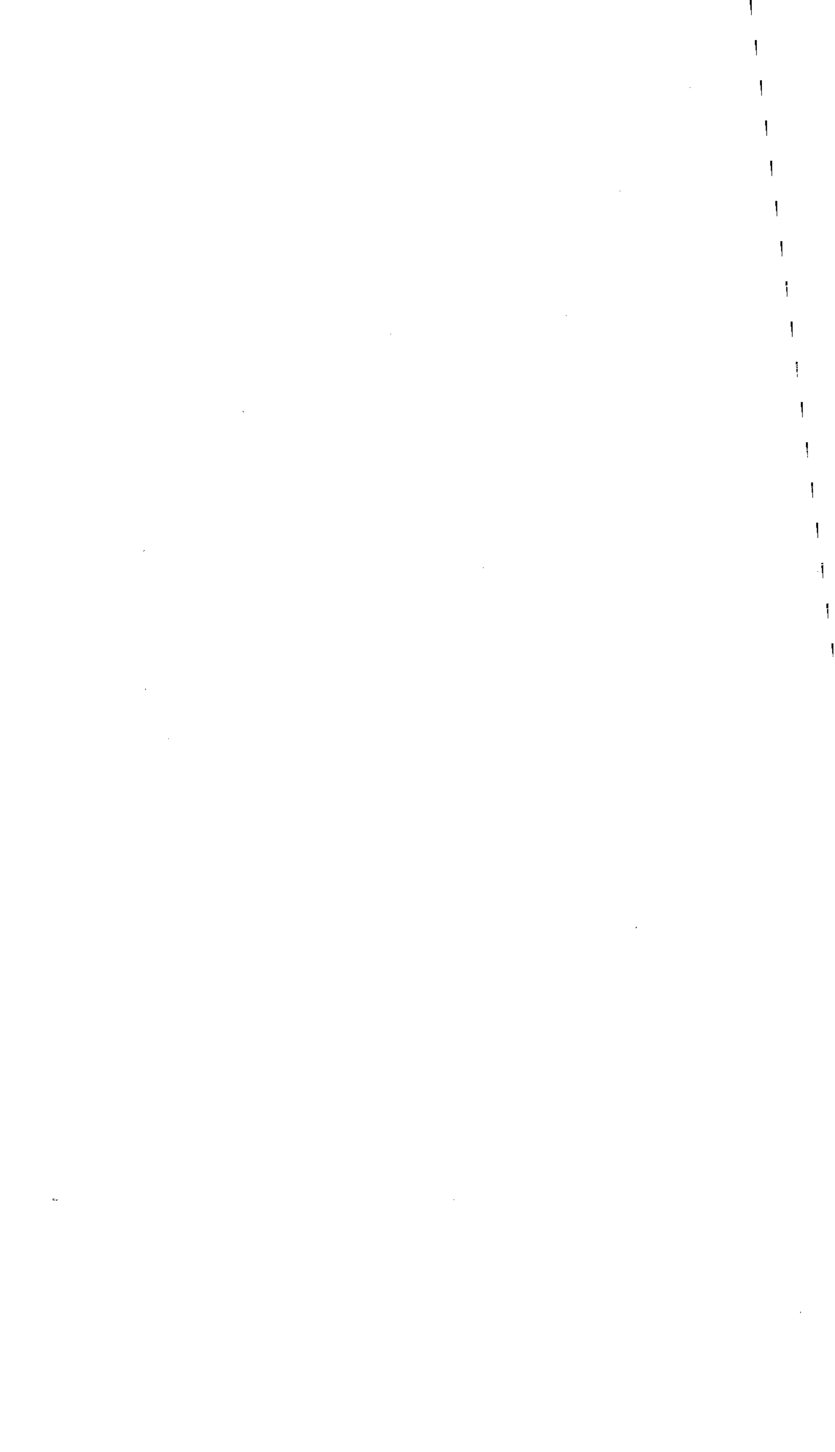
Der Espada hat also den Stier nicht im ersten Gang zu erledigen vermocht, er muß sich einen zweiten Degen reichen lassen, und in der Sekunde, da der ganze krisengeschüttelte Leib des Bullen zum heftig geschwungenen Griff der Hörner wird, sticht er neuerdings zu. Bis ans Heft zischt die Klinge neben der ersten ins Fleisch. Aber siehe da, auch jetzt taumelt der Bulle noch nicht zu Tode.

Gellender Hohn prasselt von den konzentrisch gelagerten Kleinbürgerschichten des Hauses auf den Espada hinab, mit Sitzpolstern und Bananenschalen beschleudert man ihn von rechts und links.

Wer sich vorher als sein begeisterter Anhänger gebärdete, pfeift nun am heftigsten und will in ihm von allem Anfang an den hoffnungslosen Stümper erkannt haben, der gegen einen so zähen Gegner nie und nimmer etwas ausrichten könne.

Mit einem langen ernsten, ja traurigen Blick sieht der Espada den zum Feindeskreis gewordenen Freundeskreis zu seinen Häupten, es scheint, er wolle angesichts eines solchen Massenabfalls, dieser Demonstration der Untreue, nicht mehr zur Waffe greifen.

Da aber Señor N. mit einer bislang noch nicht entwickelten Wucht, mit donnerartigem Gebrüll, Schaum der Tobsucht vor dem Maul, die Erde bebt unter seinen Hufen, auf ihn zustürzt, sticht er ihn tot.



NACHLESE

RETTUNGSGÜRTEL AN EINER KLEINEN BRÜCKE

Über die Brüstung der Liechtensteinbrücke, einer kleinen Brücke, die vom Hintereingang des Zoologischen Gartens zum Tiergarten führt, ist ein Rettungsring gehängt. Ein Seil, das sich nicht verfitzen kann, ermöglicht es, den tragfähigen Gürtel weithin in den Landwehrkanal zu schleudern. Die Gegend ist, man kann es nicht anders sagen, idyllisch.

Der Kandelaber, der den Rettungsring darbietet, hält gleichzeitig eine Papptafel mit illustrierten Anweisungen zur Wiederbelebung Ertrinkender. Ferner verkündet ein Schild, daß sich die nächste Rettungsstelle im Hause Nr. 9 der Budapester Straße befinde.

Bedenkt man, daß die Lebensmüden sich für einen ernstgemeinten Selbstmord eine Stunde aussuchen, da niemand in der Nähe ist, und daß sie selten um Hilfe rufen, bedenkt man, daß die Aussicht, hier unversehens ins Wasser zu fallen, selbst für einen Bezechten gering ist, bedenkt man ferner, daß nächtlicherweile in Berlin, in der Tiergartengegend, die freiwilligen Samariter besonders dünn gesät sind, auch im Falle einer Hilfsbereitschaft sich kaum jemand des Rettungsgürtels erinnert, und daß der Ertrinkende während der Loslösungs- und Wurfvorbereitungen bereits entkräftet ist und einen in seine Nähe geschleuderten Gegenstand nicht mehr zu erreichen vermag – bedenkt man also all das, so wird man annehmen können, daß der Gürtel am stillen Brücklein noch keinen vom Tode gerettet hat.

Aber der Rettungsgürtel ist hier nicht unangebracht angebracht. Da ja immerhin die Möglichkeit besteht, daß jemand im Kanal umkommt (ein Füsilier, der 1904 bei einer Rettungstat ertrank, hat hier ein Denkmal aus Bronze, Stein, Efeu und Baum), so besteht auch die Möglichkeit, daß einmal in Jahrzehnten der Korkring einen Menschen dem Wasser entreißen könnte, der Wiederbelebungsversuch laut Anweisungen auf dem Pappkarton Erfolg hätte, die

Rettungsstelle Budapester Straße Nr. 9 rechtzeitig benachrichtigt und ihre Abgesandten rechtzeitig an Ort und Stelle sein könnten.

Ein Menschenleben kann nicht hoch genug bewertet werden.

Von dem Rettungsgürtel auf Wurfweite entfernt ist die Stelle, wo uniformierte Männer einen Frauenkörper ins Wasser warfen.

Irgendwelche Bürger von der Einwohnerwehr hatten sich Rosa Luxemburgs in dem Haus bemächtigt, in dem sie wohnte, und aus irgendwelchen Gründen gerade ins Eden-Hotel gebracht, wo der Stab der Gardekavallerie-Schützendivision hauste, forsche Herren, monokelnd und näselnd, die nun kurzerhand übereinkamen, die „Galizierin" um die Ecke zu bringen.

Um die Ecke zu bringen – sie machten die Phrase wahr, die sprachliche Wendung zu einer wirklichen Wendung.

Das Haus muß rein bleiben, das ist der Grundsatz jedes biederen Ehemannes, etwas anderes ist das, was man außerhalb des Hauses tut. Das Haus muß rein bleiben, und erst in der Sekunde, da Rosa Luxemburg, vom herbeigeholten Mordkommando begleitet, den Fuß aus dem Hotelportal setzte, zertrümmerten die Helden mit Gewehrkolben von hinten ihr Schädeldach und legten sie ins Auto. Herr Leutnant Vogel fuhr mit, er saß verkehrt neben dem Führersitz, preßte seines Revolvers Mündung auf die Stirn der halbtoten Rosa Luxemburg und drückte ab. Der Schuß ging nicht los, denn die Waffe war nicht entsichert; nun, so entsicherte er sie eben, preßte von neuem seines Revolvers Mündung auf die Stirn der halbtoten Rosa Luxemburg und drückte von neuem ab.

Das Auto fuhr inzwischen die Straße geradeaus, die damals noch Alter Kurfürstendamm hieß und jetzt Budapester Straße heißt, während statt dessen die Budapester Straße nach Friedrich Ebert genannt wird, so daß sowohl Horthys Budapest wie Deutschlands Ebert eine ihrer würdige Ehrung haben. Aber das Auto fuhr nicht geradeaus über die Corneliusbrücke, sondern bog links ein – man hatte ja Rosa Luxemburg um die Ecke zu bringen.

Um die Ecke zu bringen – an der ersten Ecke, links vom Alten Kurfürstendamm, ist die Gegend finster. Auf der einen Seite die Wirtschaftsgebäude vom Zoo, auf der andern Seite der Landwehrkanal. Nahe der Liechtensteinbrücke wächst sogar noch Gebüsch zwischen Weg und Wasser, hier hält das Auto. Kein Mensch kommt zu so später Stunde hierher, es ist auch heute keiner da, wohl aber Gardeoffiziere mit Maschinengewehren; sie bewachen die Brücke, an der der Rettungsgürtel hängt. „Halt wer da?" – „Um Gottes willen, nicht schießen!"

Oberleutnant Vogel (zum herankommenden Offizier): „Bitte, veranlassen Sie nichts! Ich habe die Leiche der Luxemburg." Der Offizier: „Gott sei Dank!"

Dann wurde Rosa Luxemburg ins Wasser geworfen. Da der Körper, tot oder halbtot, auf der Oberfläche schwamm, soll er (gewiß weiß man es nicht; denn die des Meuchelmordes angeklagte Garde-Division stellte selbst den Gerichtshof) wieder herausgefischt worden sein, mit Draht umwickelt und mit Steinen beschwert. Woher nahm man so eilig den Draht? Wahrscheinlich vom Rettungsgürtel.

Vorsitzender: „Erinnern Sie sich nicht, daß Leutnant Röpke, die Hand an die Mütze legend, Ihnen gemeldet hat: ‚Die Leiche Rosa Luxemburgs ist soeben ins Wasser geworfen worden, wenn Herr Hauptmann sie sehen will, dort schwimmt sie.'"

Hauptmann Weller: „Als ich auf der Brücke stand, sah ich einen dunklen Gegenstand im Wasser treiben. Da kann vielleicht jemand gesagt haben: ‚Da schwimmt sie.'"

Dieser dunkle Gegenstand ist Rosa Luxemburg.

Dort schwimmt sie, ein dunkler Gegenstand. Die lichten Helden, die sie um die Ecke gebracht haben, fahren um die Ecke zurück, rühmen (zueinander) ihre Tat, zahlen Belohnungen aus, lassen Wein auffahren, sich als Gruppe photographieren: der Jäger Runge, der den ersten Kolbenhieb drosch, darf mit den Herren Offizieren auf das Bild. Großer Sieg.

Ein Menschenleben kann nicht hoch genug bewertet werden.

Auf der einen Seite der kleinen Brücke, an der fürsorglich der Rettungsgürtel hängt, ist das Liechtensteinportal des Zoologischen Gartens. Auf der anderen Seite beginnt der Neue See; dort haben zwölf Minuten früher die Kameraden des Leutnants Vogel den Kameraden von Rosa Luxemburg um die Ecke gebracht.

Um die nächste Ecke, erst im Tiergarten, wo vor hundert Jahren die hohen Herren das Wild zu erlegen geruhten. An der ersten Stelle, die dunkel war, ein Seitenweg zweigte ab, zerrte man den beim Ausgang des Eden-Hotels gleichfalls halb erschlagenen Karl Liebknecht aus dem Auto und forderte ihn auf, zu Fuß zu gehen. Nach links, obwohl man angeblich nach Moabit wollte, also schnurstracks geradeaus. Aber man mußte ihn doch um die Ecke bringen.

Sechs Offiziere, Kapitänleutnant Horst von Pflugk-Hartung, Leutnant Stiege, Leutnant von Ritgen, Leutnant z. S. Schulze, Hauptmann Heinz von Pflugk-Hartung und der Leutnant d. R. Liepmann, cand. phil., Sohn eines Charlottenburger Justizrats, ein Jude, der sich von keinem Gardeoffizier einen Mangel an schneidiger Bestialität nachsagen lassen wollte, sowie der Jäger zu Pferd Clemens Friedrich führten oder schleppten Karl Liebknecht.

Kapitänleutnant Horst von Pflugk-Hartung feuerte von hinten den ersten Schuß ab, Signal zu dem Bombardement auf Liebknecht. Als dieser tot zusammenbrach, todsicher tot, konnte er auf die Unfallstation gebracht werden, deren Adresse neben dem Rettungsgürtel an der kleinen Brücke angegeben ist.

Es sei ein „unbekannter Spartakist", sagten sie, wollten zunächst beide Meuchelmorde verheimlichen, gaben dann eine Erklärung heraus, Herr Dr. Liebknecht sei von der vor dem Hotel angesammelten Menschenmenge schwer verletzt worden, habe im Tiergarten flüchten wollen, auf mehrfaches Anrufen nicht haltgemacht und einem Verfolger einen Messerstich versetzt, worauf man ihm nachschoß. Wo Frau Dr. Luxemburg sei, wisse man nicht, verlautbarten ihre Mörder endlich; eine spartakistische Menge habe sie mit dem Ruf „Das ist die Rosa" an der Corneliusbrücke (also nicht um die Ecke, versteht ihr!) vom Wagen geholt und sei mit ihr in der Dunkelheit verschwunden.

All diese Behauptungen wurden selbst vor dem Kameradschaftsgerichtshof nicht aufrechterhalten; sie hatten sich längst als Lügen herausgestellt; vor dem Hotel waren weder Zivilisten, die Karl Liebknecht aus antispartakistischen Gründen tödlich verwundet hatten, noch Zivilisten, die aus spartakistischen Gründen Rosa Luxemburg bei der Corneliusbrücke in die Dunkelheit retteten. Kein Zivilist wußte von der Festnahme und gar vom Abtransport der beiden, kein Zivilist war dem Auto begegnet, als es um die Ecke bog.

Obwohl die Gardekavallerie-Schützendivision aus dem Eden-Hotel das Divisionsgericht stellte, also keinem der Herren Mörder etwas passieren konnte, muß anerkannt werden: Alle verleugneten tapfer ihre Mannespflicht, drückten sich, verlangten keinerlei öffentliche Anerkennung von ihrem Chef Noske und ihrem Oberchef Ebert dafür, daß sie, sieben Mann, Liebknecht überwältigt hatten, und verzichteten auf Orden und Ehren, damit im Interesse von Staat und Gesellschaft die Wahrheit über seinen Tod verschwiegen werde.

Ein Menschenleben kann nicht hoch genug bewertet werden.

Das alles fällt einem so ein, wenn man auf dem idyllischen Brücklein steht, an dem fürsorglich ein Rettungsgürtel hängt.

DER ERSTE SCHUB

Am Abend brannte das Reichstagsgebäude, und am Morgen wurde ich verhaftet.

Das Zimmer in der Motzstraße hatte ich genau vier Wochen vorher bezogen, an dem Tage, an dem Herrn Hitler die Macht über Deutschland von Hindenburg übergeben worden war, von Hindenburg, den die Sozialdemokraten einige Monate vorher mit ungeheurer Agitation zum Reichspräsidenten kandidiert hatten.

Dienstag, den 28. Februar, am Morgen nach dem Reichstagsbrand, klingelte es um fünf Uhr an der Wohnungstür. Ich höre, wie meine Hausfrau fragt, wer draußen sei, jemand sie fragt, ob ich zu Hause sei, ob mein Zimmer eine zweite Tür habe ... Gleich darauf klopft die Hausfrau an meine Tür. „Herr Kisch, bitte öffnen Sie." Ich schließe auf, herein springt ein Mann. „Kriminalpolizei! Hände hoch!" Ich zeige, daß ich nichts in den Händen habe, ein zweiter Mann ist auch ins Zimmer gesprungen. „Herr Kisch, wir haben Befehl, Sie ins Polizeipräsidium abzuführen."

„Bitte sehr, meine Herren, nehmen Sie Platz. Ich werde mich inzwischen anziehen, wenn Sie gestatten."

„Haben Sie eine Waffe?"

Ich verneine. Sie schauen in meinem Nachttisch nach, in meinen Kleidern. Keine Waffe.

Darf ich mich waschen? Ja, ich darf mich waschen, sogar auf die Toilette darf ich gehen, aber in Anwesenheit eines fremden Herrn ist es nicht das Rechte. Während ich mich ankleide, so im Gespräch, fragen mich die Herren – es sind ein Kriminalkommissar und ein Inspektor von der Kriminalpolizei –, wann ich heute nach Hause gekommen sei.

„Es wird wohl halb ein Uhr nachts gewesen sein."

„Hm. Wo waren Sie denn?"

„Hier im Westen. Mit dem Brand des Reichstags habe ich nichts zu tun."

„Wieso wissen Sie von dem Brand? Sie haben unseren Besuch wohl erwartet?"

Ihnen scheint klar, daß sie in meiner Person den Brandstifter gefunden haben. Sie ahnten nicht, was wir alle schon heute nacht vermutet hatten: daß zur gleichen Stunde von hundert anderen Beamten Hunderte andere Linksradikale abgeholt wurden.

Ich sagte ihnen zwar, daß ich mitnichten der Brandstifter sei, aber sie antworteten nur, das sei egal, sie hätten den Auftrag, mich aufs Polizeipräsidium zu bringen. Außerdem müßten sie eine Haussuchung vornehmen.

„Ich habe gar kein Geld bei mir. Darf ich mir von der Hausfrau etwas leihen?" ... „Bitte sehr." Die Hausfrau borgt mir fünf Mark ... dieser Betrag hat sich auf dem Polizeipräsidium als gleich Null erwiesen, denn von dem Geld, das dem Gefangenen dort abgenommen wird, bleiben sieben Mark sechzig Pfennig zur Deckung der offiziellen Haftspesen zurück. Nur wenn man mehr als sieben Mark sechzig bei sich hat, kann man sich vom Überschuß Zigaretten oder eine Aufbesserung der Menage leisten.

„Haben Sie die Absicht zu flüchten oder sich zu widersetzen?" fragen mich meine beiden Gäste.

„Nein, habe ich nicht."

„Gut. Wir nehmen das zur Kenntnis – eigentlich sollten wir Ihnen nämlich Handschellen anlegen."

Wir gehen zur Untergrundbahnstation Viktoria-Luise-Platz. Dort verteilt ein Arbeiter gedruckte Flugblätter: „Die Brandstiftung des Reichstags ... bestellte Arbeit! Provokateure am Werk!"

Meine Begleiter sehen einander an. Sollen sie den Kolporteur verhaften? Der Kommissar schüttelt den Kopf. Er ist nur angewiesen, den Kisch aufs Präsidium zu bringen, warum soll er durch eine polizeiliche Fleißaufgabe den Vollzug dieses ausdrücklichen Auftrags gefährden? Wir fahren mit der Untergrundbahn zum Alexanderplatz.

So, und jetzt geht es zur I A, der Politischen Polizei. Auf dem Korridor ist es schwarz von Menschen. Der erste, den ich von weitem erblicke, ist der Rechtsanwalt Dr. Apfel, der Verteidiger von Max Hölz. Fein, denke ich, fein, daß er da ist, der kann gleich für mich intervenieren. „Hallo, Dr. Apfel, ich bin verhaftet."

„Ich auch", sagt er nur.

Und schon sehe ich andere. Carl von Ossietzky, Chefredakteur der „Weltbühne", Deutschlands Demokrat, der unter einem Hagel von Spott erklärt hatte, man müsse Thälmann wählen, denn „wer Hindenburg wählt, wählt Hitler". Heute ist es genau ein Monat, seit Hindenburg das deutsche Volk an Hitler ausgeliefert hat, seit einem Monat lacht von den demokratischen und sozialdemokratischen Hindenburgwählern keiner mehr. Da sitzt Erich Mühsam, Idealist, Humorist und Anarchist, ein ewiger Junge trotz des Vollbarts, da sitzen die Romanschriftsteller Ludwig Renn und Kurt Kläber, Dr. Hodann, der Sexualforscher, der Abgeordnete Schulz-Neukölln, Otto Lehmann-Rußbüldt, der alte Obmann der Liga für Menschenrechte, Dr. Schminke, der sozialistische Stadtarzt, Vorkämpfer für Sozialmedizin in Deutschland ... Da sitzen noch viele andere, für welche die nächtliche Verhaftung von heute, dem 28. Februar 1933, die erste Station auf dem direkten Wege zu ihrer Opferung bedeuten wird. Sie wissen es schon heute.

Ein Kordon von Polizisten riegelt uns vom übrigen Teil des Korridors ab. Je einer hält den Revolver erhoben in der Hand, der Nebenstehende schwingt den Gummiknüppel. Es sind durchwegs Leute mit den stumpfen Gesichtern professioneller Raufbolde, „Schläger", wie man in ihrer Welt sagt. Ihre Rolle als Polizist ist ihnen, denen der Polizist als der Feind schlechthin galt – diese Rolle ist ihnen neu. Wie haben sich Strolche zu benehmen, wenn sie als Obrigkeit verkleidet sind? Sie beantworten diese ihrer Unsicherheit gestellte Frage damit, daß sie sich noch strolchischer benehmen als sonst. Sie machen höhnische Bemerkungen über uns, und wenn sie einen anschreien, so apostrophieren sie ihn als „Dreckkerl", „rote Sau" und per du.

Nach einigen Stunden Wartens wird die Kompanie der Gefangenen in die Kellerräume eskortiert, wo sie die Schuhbänder aus den Schuhen zu ziehen und die Tascheninhalte in den Hut zu leeren haben. Die mit dem Hakenkreuz geschmückten neuen Beamten kontrollieren genau, ob keiner etwas von seiner Habe zurückbehält. Sie haben sich schon oft in fremden Taschen zu schaffen gemacht, fachmännisch gleiten ihre Hände das Rockfutter und die Hose entlang, geschulte Finger fahren in Strümpfe und Taschen.

Während dieser Prozedur, die an den Überfall einer Postkutsche erinnert, kommt der neuernannte Polizeipräsident mit seinem ganzen Stab vorbei, Herr von Levetzow – ja, er heißt Levetzow wie die geliebteste Geliebte der deutschen Poesie, und er ist vielleicht aus dem gleichen Geschlecht wie Goethes Ulrike. Der Nachfahre wäre nicht imstande, Goethes Zuneigung zu wecken, aber die Zuneigung Noskes hatte er zu wecken vermocht; Noske hat ihn gegen den Protest der Linken zum Admiral der deutschen Republik gemacht. Und jetzt steht der Admiral auf der Kommandobrücke am Alexanderplatz und befehligt die Schlacht.

„Das ist also das Pack?" fragt er und schielt das Pack verächtlich an.

„Jawohl, Herr Polizeipräsident", beeilt sich der Adjutant zu schnarren.

„Wo bist du verhaftet worden?" fragt er einen grauhaarigen Häftling. „Wirst du die Hacken zusammenreißen, wenn ich mit dir rede, du Saubengel?"

Und schon hat er einen anderen erspäht, der ihm nicht stramm genug zu stehen scheint. „Schmeißen Sie den Lümmel sofort in den Bunker und legen Sie ihm Eisen an, daß ihm die Schwarten krachen."

Diensteifrig stürzen sich zwei Büttel auf Otto Lehmann-Rußbüldt und zerren ihn fort. Bleich ob ihrer Ohnmacht erleben die Gefangenen den ersten amtlichen Greuel.

„Die Menschenrechte sind vorbei", flüstere ich meinem langen Freund zu, der neben mir steht.

„Für einige Zeit allerdings", antwortet Ludwig Renn.

Lieber Kollege Meldegänger!

Besten Dank für die prompte Antwort. Sicherlich hast Du nur deshalb, weil ich mich als Dein engerer Fachkollege aus dem Krieg legitimierte, so rasch geantwortet, noch dazu aus Bayern, wohin Du doch eigentlich zur Erholung gefahren bist.

Oder antwortest Du deshalb so schnell, weil Stellen aus dem Schreiben, das ich vor einigen Tagen verfaßte, in der englischen Presse abgedruckt wurden? Ich hatte Dich auf Grund der Tatsache, daß auch ich im Krieg zeitweise ein schlichter Meldegänger war, daran erinnert, welch ein Kleber, Streber und Beber man sein mußte, um sich jahrelang in den hinteren Befehlsstellen halten zu können, ohne jemals zur Auffüllung einer dezimierten Schützengrabenbesatzung herangezogen zu werden. Mir gelang es nicht, mich so lange hinten herumzudrücken. Du, lieber Adolf, hast durchgehalten, alle Achtung!

Wie aber ist es mit dem Kreuz an Deiner Linken? Nur wenn ein ganz dumpfer Pferdeknecht ein Heldenstück beging, so hat er seine Auszeichnung gekriegt, ohne befördert zu werden. Hat man Dich, nachmaligen Kommandeur des Dritten Reiches, für einen solchen Tölpel gehalten? Adolf, erzähl doch nicht solche Sachen! Es ist ganz unmöglich, daß ein Gefreiter, des EK I. würdig befunden, vier Jahre lang für unfähig erachtet wird, eine Korporalschaft zu führen. Im Krieg braucht man nun einmal Unteroffiziere. Selbst wenn Du zwischen 1914 und 1918 ebenso hartnäckig gebettelt hättest, man möge Dich nicht zum Unteroffizier ernennen, wie Du von 1931 bis 1933 gebettelt hast, daß man Dich zum Kanzler ernennen soll – als Ritter des Eisernen Kreuzes hätte Dir solches Betteln im Krieg gar nichts genützt.

Du weißt das so gut wie ich und behauptest in Deinem Buch „Mein Kampf" auch nicht, daß Dir das EK I. verliehen wor-

den wäre. Deine heutigen Meldegänger könnten versuchen, das als Bescheidenheit oder Vergeßlichkeit anzusehen, wenn ... wenn nur Dein Memoirenbuch sonst an irgendeiner Stelle Spuren von Bescheidenheit oder Vergeßlichkeit aufwiese. Aber Du registrierst ja jede Kleinigkeit im Felde, Du brüstest Dich jeder Heldentat, die Du während der bayrischen Räteregierung oder beim Putsch vor der Feldherrnhalle vollführt haben willst, und nur auf die Heldentat, die Dir das stolze Kriegsandenken an Deinem Rock verschafft hat, deutest Du mit keinem Wörtchen hin, gibst weder Wortlaut noch Inhalt des Verleihungsvorschlages an, ja nicht einmal die Daten von Antrag und Ernennung, von Anheftung und Verlautbarung. Du hast einfach in Deinen Militärpaß hineingekritzelt, daß Dir das Kreuz am 4. August 1918 verliehen worden sei. Ich habe nichts dagegen, im Gegenteil, ich finde, es paßt glänzend zu Dir.

Nun antwortest Du. Natürlich schreibst Du mir ebensowenig per Post, wie ich Dir per Post geschrieben habe – die heutigen Verhältnisse in Deutschland gestatten es leider zwei alten Landsleuten und Meldegängern nicht mehr, brieflich miteinander zu verkehren. Wir müssen es durch Zeitungen und Zeitschriften tun. Du tust es durch die „DAZ". Die erscheint in Berlin, aber die Antwort kommt aus Bayern, wo Du jetzt auf Erholungsurlaub weilst. Sie ist vom 2. August datiert und in der Nummer vom 3. August erschienen. „Wie Hitler das EK I. erwarb." Daß Du eine historische Abhandlung telegrafieren läßt, zeigt, wie eilig es Dir ist. Herzlichen Dank, Adolf, ich hätte auch ein paar Tage gewartet, ich weiß, daß Du jetzt viel zu tun hast mit den Marxisten.

Der deutsche Schriftsteller Egon Erwin Kisch, der derzeit im Ausland weilt, hat über die Verleihung des Eisernen Kreuzes I. Klasse an Adolf Hitler einige Zweifel ausgesprochen, die auch von der Weltpresse übernommen wurden. Der Herr Reichskanzler stellt dazu fest, daß ...

Nein, mit einer solchen Wendung beginnst Du natürlich nicht. Du leitest Deine Antwort damit ein, daß ein Jubiläum bevorstehe; bald werden es auf den Tag fünfzehn Jahre her sein, daß der damalige Gefreite Hitler das Eiserne Kreuz I. Klasse erhielt. Aber Dein Meldegänger von der „DAZ" läßt einen Wermutstropfen, ein einschränkendes „freilich"

in das Telegramm fallen – ein „freilich", für das ich das Blatt wieder verbieten würde, wenn ich Du wäre. So steht's zu lesen: „Für diese Verleihung wurde freilich eine besonders tapfere Tat, die fast drei Jahre lang zurücklag, angeführt."

Adolf, Adolf! Dadurch wird die Sache *freilich* noch schlimmer. Seit wann bleibt ein Auszeichnungsantrag drei Jahre lang liegen? Es wäre *freilich* möglich, daß ein höheres Kommando einen Auszeichnungsantrag als unzureichend an das antragstellende Kommando zurückleitet, wodurch sich die Verleihung *freilich* verzögert. Es wäre sogar möglich, daß dieser Konflikt drei Jahre dauerte – aber daß Du, Adolf, jede Belanglosigkeit aus Deinem Soldatenleben vermerkst und nur diesen Kompetenzkonflikt nicht, Dich nicht darüber beklagst, wenn Deine Großtat drei Kriegsjahre lang keine Belohnung fand, das glaubt Dir *freilich* niemand. Noch weniger wird Dir geglaubt, daß man Dich, einen solch anerkannten, wenn auch noch nicht dekorierten Helden, drei Jahre lang mit Gefreitenknöpfen herumlaufen ließ.

Nee, Adolf, das EK I. hast Du also nicht. Aber Du erzählst mir, für welche Tat Du es bekommen haben willst. Leg mal los, alter Meldegänger, ich höre zu:

„Im Herbst 1915, in der Herbstschlacht bei *Arras* und *La Bassée*, machte Adolf Hitler mit dem Meldegänger *Weiß* bei *Fromelles* eine *freiwillige* Patrouille, da Zweifel bestand, ob vor dem Regimentsabschnitt noch eigene Truppen lagen oder ob die Franzosen schon bis in den vorliegenden Ort vorgedrungen waren. Hitler und Weiß arbeiteten sich vorsichtig bis an die Ortschaft, die menschenleer schien. Plötzlich hörten sie aus dem Kellereingang eines zusammengeschossenen Hauses französische Stimmen. Kein Zweifel, es mußte sich um die Mannschaft eines französischen Vorpostens handeln, der im Augenblick noch nicht aufgezogen war. Mit kühnem Entschluß riß Hitler die Kellertür auf und erklärte in gebrochenem Französisch die Insassen des Kellers für gefangen. Eine deutsche Kompanie stehe hinter ihm. Um seine Worte glaubhaft zu machen, gab er deutsche Kommandos an die nicht vorhandene deutsche Kompanie und forderte dann die Franzosen auf, einzeln, ohne Waffen und mit erhobenen Händen den Keller zu verlassen, andernfalls würden sie erschossen. Als die Franzosen die Gewehr-

läufe der beiden Meldegänger auf sich gerichtet sahen, dachten sie nicht mehr an Widerstand, sondern ließen sich durch die verwegenen Angaben Hitlers überrumpeln. Auf diese Weise nahmen die beiden Meldegänger *einen Leutnant und zwanzig Mann gefangen* und brachten sie unter ungeheurem Jubel ihrer Kameraden zum bayrischen Kommando. Für diesen tollkühnen Handstreich erhielt Hitler dann am 4. August 1918 das Eiserne Kreuz I. Klasse."

Fein, Adolf! Du merktest gleich, was los ist. Es konnte nur die Mannschaft eines französischen Vorpostens sein, was da im Kellereingang eines zusammengeschossenen Hauses saß. Wer sitzt denn sonst im Kellereingang? Wo soll denn ein französischer Vorposten sitzen, der im Augenblick noch nicht aufgezogen ist? Die Kellertür war nicht zerschossen, sondern geschlossen, und wartete bloß darauf, daß Du hinkommst, Adolf, um sie mit kühnem Entschluß aufzureißen.

Haha, diese Schafsköpfe von Franzosen. Jetzt stehen sie draußen, ein Leutnant und zwanzig Mann, und sehen, daß sie übertölpelt sind! Ja, wenn es deutsche Soldaten gewesen wären! Die hätten sich, da zwei Gewehrläufe nicht auf einundzwanzig Mann gerichtet sein können, sofort auf Dich und Weiß gestürzt, aber Franzosen . . . haha.

Übrigens: Weiß. Wer ist dieser Weiß, der doch auch seinen Anteil an dieser in alle Lesebücher des Dritten Reichs aufzunehmenden Geschichte hat? Warum gibst Du nicht einmal seinen Vornamen an? Ich will nicht hoffen, daß er Bernhard hieß und Isidor genannt wurde? Welchen Orden hat er für diese Tat bekommen? Und vor allem wann?

Nun soll der 4. August, so dekretierst Du in Deiner Antwort mir zum Trotz, für immer sein „ein stiller Gedenktag an das Frontsoldatentum, an die Tapferkeit und Opferfreudigkeit des Kanzlers während des Weltkriegs, ein Tag, an dem das ganze deutsche Volk inneren Anteil nimmt". Der Tag der Verleihung Deines Dir niemals verliehenen Ordens steht fest. Nur die Angaben über den Tag Deiner niemals begangenen Heldentat schwanken ein wenig, sie schwanken nämlich um einige Jahre. In dem Buch „Adolf Hitler im Felde, 1914–1918", das sozusagen den militärischen Ergänzungsband zu Deinem Buch „Mein Kampf" bildet, schreibt Hans Mend, Meldereiter bei dem 16. bayr.

Res.-Inf.-Regt. „List", Du habest Deine große Tat erst 1918, nach Deiner „Erblindung" getan. Dort wird die Sache so dargestellt:

„Zu seinem großen Glück hatte er das Augenlicht wieder zurückerhalten und war von neuem dem Regiment ‚List' zugeteilt, wo er wieder als Gefechtsordonnanz funktionierte. Das Regiment war schon stark dezimiert. Während des schweren Kampfes um den *Brückenkopf Mondidier* hatte Adolf Hitler eine *wichtige Meldung* zu überbringen. Als er mit dieser im Graben anlangte, stand er plötzlich einem Trupp Franzosen gegenüber. Er verlor aber die Geistesgegenwart nicht, legte das Gewehr an und forderte die Franzosen in ihrer Muttersprache auf, sich sofort zu ergeben, denn es läge eine Kompanie hinter ihm und sie hätten keine Aussichten mehr, zu entkommen. Die Franzosen warfen sofort ihre Waffen weg und ergaben sich Hitler als Gefangene. *Zwölf an der Zahl* führte er dem Regimentskommandeur Freiherrn von Tubœuf vor. Mancher hätte in dieser Situation den Mut verloren. Wegen dieser seltenen Tat wurde Adolf Hitler am 4. August 1918 mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse ausgezeichnet."

Da hätten wir also die andere Fassung! Welche soll nun Hanns Johst dramatisieren, welche Hanns Heinz Ewers für seinen nächsten Roman benützen? Adolf, mach's Deinen Leuten nicht so schwer.

Wie meinst Du? Was, es gehe auch so? Es genüge eine eiserne Stirn, um den eisernen Kanzler zu spielen – das Eiserne Kreuz brauche man sich nur im nächsten Laden zu kaufen?

Mag sein. Aber es gibt auch Leute, die wissen, was es mit dem Kriegsheldentum auf sich hat, die wissen, daß man auch mit einem wirklich verliehenen EK I. oder mit dem Pour le mérite ein Feigling sein kann, ein erbärmlicher Feigling, der Mordwut entfesselt und sie nicht einzudämmen wagt, der jämmerlichste Feigling, nämlich einer, der seinen Mut gegen Wehrlose betätigt.

Schreib mir bald wieder, Adolf, ich werde Dir die Antwort nicht schuldig bleiben.

Mit unveränderten Gefühlen

Egon Erwin Kisch.

VALENCIA HEUTE

Der erste Eindruck? Er ist stark, überwältigend stark. Ich kannte Valencia, als es sich noch des Friedens erfreute, und es ist vieles unverändert. Noch immer sitzt abends eine nach Hunderten zählende Menge auf den Steinbänken der Plaza Emilio Castelar, noch immer schlängelt sich zur gleichen abendlichen Stunde durch die Calle Ruzafa der Korso der jungen Leute, bevor er in die Eingänge der Kinos mündet, noch immer lädt mit blauem Lächeln das Mittelmeer den Schwitzenden zum Baden, noch immer schaut man verzückt die Schönheit der alten Kirchen, die Bogenführung ihrer Portale, ihre Skulpturen und ihre Türme, die verspielt in den Himmel ragen, noch immer staunt man vor dem steingehauenen Reichtum, dessen sich das Bürgertum des Mittelalters rühmen wollte, als es sich das Börsengebäude für seine Seidenwaren aufrichtete, die Lonja.

So war Valencia, als es noch im Schoße des Friedens ruhte. Ich kannte es, als es bewegt war von einer demokratischen und republikanischen Manifestation, denn ich sah es an dem Wintertag des Jahres 1933, an dem der große Gegner der Monarchie, der Dichter Blasco Ibáñez, aus seiner Verbannung heimkehrte, wenngleich nur in seinem Sarg.

So ist denn die Stadt Valencia und das Leben und Treiben in ihr und ihr demokratischer, republikanischer Sinn geblieben, wie er war, und doch ist alles gleichzeitig ganz anders. Schon das äußere Bild. Die Straßen sind erfüllt von Menschen, den nach Zehntausenden zählenden, die lieber ihr Haus und ihr Feld und ihre Arbeitsstelle aufgaben, als im Machtgebiet des Henkers Franco und seiner Henkersknechte, als im Schreckensbereich der mit Generalslampassen geschmückten Meuterer zu leben.

Nicht nur durch die Flüchtlinge ist Valencia volksbelebter geworden, sondern auch deshalb, weil es Sitz der Regierung und des Parlaments geworden ist. Die Paläste der geflüchteten kastilianischen Granden, zu deren Nutzen sich

der Landarbeiter auf den Orangenplantagen und malariaverseuchten Reisfeldern abplagte, und die Prunkschlösser der Bankmagnaten wurden beschlagnahmt. Ministerien sind darin oder Gewerkschaften, aus anderen sind Schulen oder Spitäler geworden.

Am Strand war einst ein nobles Badelokal mit Bar und Kasino, ein lokales Monte Carlo, es hieß „Las Arenas", das bedeutet: die Sandplätze. Die eleganten Herren und Damen lagen nicht auf den gewöhnlichen Sandplätzen, die das Meer einsäumen, und sie badeten auch nicht im Meer selbst, sondern sie saßen am Rande eines gekachelten Bassins, spielten Karten um hohe Summen, tranken Cocktails und tanzten Rumba. Heute gehören „Las Arenas" den Gewerkschaften, und Tausende von Arbeitern und Soldaten erfreuen sich der schönen Anlagen; der Spielsaal aber ist zum Lazarett geworden.

Buchhandlungen, Verlage und Druckereien sind aus der Erde geschossen, sie bieten eine Literatur, die in Spanien früher ein mehr oder minder konspiratives Dasein gefristet hat, die Literatur des Sozialismus. Noch eine andere Art von Literatur fällt besonders auf, eine, für die im vorigen Zustand wenig Bedarf vorhanden war, weil ja die Felder den Herren und auch die Werktätigen den Herren gehörten – ich meine die technologische und ackerbauliche Aufklärungsliteratur. Es sind meist billige Broschüren für die Massen, von denen vorläufig große Teile sie gar nicht lesen können. Arg stand es um die Schulverhältnisse in Spanien; sie waren denen des zaristischen Rußlands ähnlich, und in solcher Form möchten die Herren Offiziere von drüben und ihre Auftraggeber sie wiederherstellen.

Niemals, Franco, wird dir das wieder gelingen. Von den roten Plakaten, von den Bannern ruft Spanien seinen faschistischen Feinden die Antwort zu. Wenn neue Abteilungen der Regierungstruppen, sich zum erstenmal in Uniform zeigend, durch die Stadt marschieren, so bleibt die Straße stehen, Mann und Frau, Bürger und Arbeiter, um ihnen Mut zuzurufen und ihnen Glück zu wünschen, und selbst das Wickelkind ballt das Fäustchen zum „Salud".

Valencia ist Hinterland, und doch hat es seinen tüchtigen Teil vom Krieg abbekommen. Ich stocke beim Wort „Krieg".

Mit welchen Sätzen fällt doch Max Piccolomini, feurig, edel, jung und soldatisch, seinem bisher vergötterten Feldherrn und väterlichen Freund ins Wort, als dieser, der Herzog Wallenstein, für seine Meuterei das Wort „Krieg" verwendet:

> Krieg! Ist das der Name?
> Der Krieg ist schrecklich, wie des Himmels Plagen,
> Doch er ist gut, ist ein Geschick, wie sie.
> Ist das ein guter Krieg, den du dem Kaiser
> Bereitest mit des Kaisers eignem Heer?

Und dort war es nur ein Heer des verhaßten absolutistischen Kaisers, das Wallenstein gegen den verhaßten absolutistischen Kaiser führen wollte, hier aber und heute in Spanien meutert ein von niemandem gewählter, von niemandem autorisierter General gegen das spanische Volk. Um es, wie er sagt, von der roten Herrschaft zu befreien. Wie befreit er das spanische Volk? Indem er seine Mohren den spanischen Gefangenen die Gurgel abschneiden läßt, indem er italienische und deutsche Flugzeuge knapp über die Köpfe flüchtender Frauen und Kinder schwirren und sie mit Maschinengewehren zusammenschießen läßt, indem er eroberte Orte in Schutt und Asche legt, indem er offene Städte vom Meer oder vom Lande oder von der Luft aus mit Kartätschen und Fliegerbomben belegt. So schützt der Faschismus, so befreit er das spanische Volk.

Auch hier im frontfernen Valencia sehen wir diesen „Schutz" und diese „Befreiung", wie der Faschismus sie versteht. Wir sehen zertrümmerte Häuser, die einen mit weggerissenen Fassaden, so daß sie wie Körper dastehen, denen die Haut abgezogen ist, von anderen steht nur die Vorderfront, sie sind, als wären sie von einem Säbelhieb gespalten.

In diesen Häusern wohnten friedliche Menschen, sie schliefen und stürzten aus dem Schlaf in den Tod, oder – noch schlimmer – sie erwachten vorher, um mit fürchterlichem Schreien im Todeskampf ihre zerrissenen Eingeweide und ihre zerschmetterten Gliedmaßen zu fühlen. Es waren Kranke, viele Kranke unter ihnen, denn die „Befreier Spaniens" haben keineswegs Ursache, die Hospitäler anders zu behandeln als Privathäuser; warum sollen denn Kranke vor

dem Tod gefeit sein, wenn es Frauen und Greise und kleine Knaben und kleine Mädchen und selbst Säuglinge nicht sind?

Man sieht in Valencia auch, wie sehr es dem Franco, seinen Mauren und Nazis um den Schutz der katholischen Kirche zu tun ist. Genauso wie er den Kampf für die katholische Kirche im Baskenland führt, indem er das frömmste katholische Volk, das Volk der Basken, zu vertilgen sich bestrebt, genauso führt er den Kampf für die katholische Kirche in Madrid und anderen nahe der Front gelegenen Städten, indem er Fliegerbombe auf Fliegerbombe, Kanonengeschoß auf Kanonengeschoß gegen die wundervollen Kirchen schleudert. Das gleiche tut er in Valencia, obwohl er hier, wo der nächste Punkt der Front hundertfünfzig Kilometer entfernt ist, nicht einmal die Ausrede hat, daß die Glockentürme zur Artilleriebeobachtung verwendet werden könnten. Rings um die berühmte Kathedrale sind Häuser vom Flugzeug aus niedergekämpft worden, bis von ihnen nichts als ein Abraumhügel übrigblieb, und wenn die Kathedrale selbst noch unversehrt dasteht, so ist es nur ein Pech der Faschisten, die gerne gemeldet hätten, die „Roten" hätten das Meisterwerk der iberischen Gotik mutwillig zertrümmert und verbrannt.

Die Führer der schwarzen Hundertschaften beteuern, es gehe ihnen nicht nur um den Schutz der Kunst und des Glaubens, es gehe ihnen vor allem um die Erhaltung des nationalen Gedankens. Was es damit auf sich hat, wissen wir vom faschistischen Italien, wissen wir von Nazideutschland her, wir kennen die Volksgemeinschaft mit ihrer Kinderverhetzung, mit ihrer Kriegstreiberei, ihren Konzentrationslagergreueln, ihrer Hungerpolitik und ihrem Führerluxus. Und so ist auch die Liebe des Señor Franco zu seinem Volk, die er tätigt, indem er Kolonien und Konzessionen abtritt, um ausländische Hilfskräfte zur Niederkartätschung seiner Landsleute zu erlangen. Wir wissen das so gut, wie es das spanische Volk weiß und sich deshalb mit allen Kräften dagegen wehrt.

Wir wissen das, und dennoch war es uns ein bemerkenswertes Zeugnis, als ein ausländischer Journalist berühmten Namens mit uns über die beiden Kriegsparteien sprach.

Dieser Journalist ist ein nationalgesinnter Mann, konservativ und Antisozialist. Er war früher als Korrespondent bei der Franco-Armee tätig und ist es jetzt in Valencia. „Der nationale Geist", sagte er, „ist ohne Zweifel auf seiten der Regierung. Denn nationaler Geist muß für die Freiheit der Nation sein. Auf der Seite der Regierung steht die Nation, auf der Seite Francos eine internationale Kaste von Herrchen, die weit lieber mit englischen Herren und französischen Damen an der Riviera säßen, als in der Gesellschaft ihrer Soldaten zu sein."

So ist es in der Tat. Die Kommandeure von drüben sind señoritos, nachgeborene Vettern jener französischen jeunesse dorée, die 1792 von Koblenz aus mit den Interventionstruppen gegen ihre Heimat zogen, um sie für die Revolution zu züchtigen. Wie sie sich benahmen und wie sie verprügelt davonliefen, hat Goethe in seiner „Kampagne in Frankreich" geschildert. Jene französischen Réfugiés wollten die Jakobiner „und ihre ganze Brut" niedermetzeln, die Republik ausrotten. Die Franco-Offiziere wollen das gleiche. Von Sozialismus und Kommunismus soll nichts übrigbleiben. Die Wirkung ist, daß Hunderttausende von Spaniern sich den sozialistischen Parteien angeschlossen und die Lehre von Marx und Lenin gelernt haben. Das ließe sich nie mehr austreiben. Hat doch, wie man heute sieht, auch die Inquisition und der Despotismus in einem halben Jahrtausend den Haß des spanischen Volkes gegen Tyrannei und Klerikalismus nicht zum Verschwinden gebracht, hat doch auch das gegenwärtige Schreckensregime in Deutschland trotz aller Gestapo den Sozialismus nicht zu beseitigen vermocht – wer einmal darüber aufgeklärt ist, wie die Kinder zur Welt kommen, läßt sich durch kein Mittel mehr weismachen, daß der Storch die Kinder bringt.

Fluch gegen Franco! Fluch gegen die Reaktion! Das ist es, was ich nach dem Bombardement von Barcelona hörte, das ist es, was ich beim Bombardement von Valencia hörte; das ist es, was ich hörte, als Familien ihre Häuser verließen und sich in den öffentlichen Unterständen verstört verbergen mußten: Fluch, Fluch, Fluch gegen die Reaktion!

Und dieser Fluch ist ein Segen. Der Segen des spanischen Volkes.

IM AUSGERÄUMTEN PRADO

Du hast den Prado gekannt, du hast ihn dankbar geliebt – wie nirgends sonst in Spanien sahst du dort Spanien beisammen. Nicht etwa, daß der Prado eine national beschränkte Galerie gewesen wäre; im Gegenteil, gerade durch die Nachbarschaft, die spanische Kunst mit der flämischen, frühvenezianischen und deutschen verband, erfaßtest du den Unterschied zwischen Spanien und dem Abendland. Du sahst sinnfällig vor dir, was allen Spaniern gemeinsam ist, den Malern und ihren Modellen, den Beherrschern und ihren Untertanen, den Landschaften und ihren Szenen.

Du hast den Prado geliebt wie jeder, der ihn kannte. Die spanischen Generale ante portas kannten entweder den Prado nicht, oder sie kannten ihn und lieben ihn noch heute so sehr, daß sie ihn eher in Flammen aufgehen als im Besitz des „plebs" lassen wollen. Kein Zufallstreffer der blindwütigen Kanonen, die ganz Madrid bestreuen und also leicht auch den Prado treffen konnten, hat ihn getroffen. Planmäßig und systematisch wurde der Prado, der als freier Block auf einer breiten Avenue neben dem Botanischen Garten sich erhebt, mit Fliegerbomben belegt.

Planmäßig und systematisch? wird der Kuturmensch zweifeln. Kann nicht auch ein Flieger irgendwohin treffen, wohin er gar nicht treffen will? Fallen nicht in Madrid Bomben auf menschenlose, also sinnlose Ziele, in den nächtlichen Park Retiro, in die leere Stierkampfarena, in Friedhöfe, in längst vorher zertrümmerte Häuser?

Gewiß. Aber die Attentate auf den Prado waren Attentate, planmäßig und systematisch wie die Fliegerangriffe auf die Bahnhöfe oder auf das Kriegsministerium oder auf den Palacio Lirio, der mit seinen Kunstschätzen ebenfalls auf freiem Platz steht.

Der konzentrierteste der Angriffe auf den Prado ging am 16. November 1936 von sechs bis sieben Uhr abends vor sich. Da es zu dieser Stunde schon winterlich dunkel war,

warf das vorzügliche Geschwader zunächst sechzehn Leuchtbomben aus, um das Ziel genau abzustecken, fünf vor, fünf hinter das Gebäude und sechs an die Querseiten. So. Nunmehr stand die Schatzkammer der Künste im rechten Licht, und man konnte damit beginnen, sie mit ernsthafterem Material zu besäen.

Vier Fliegerbomben sausten trotz der bengalischen Beleuchtung des Zieles rechts und links vom großen Gebäude auf die Straße nieder, sie zerschmetterten einen Brunnen zwischen dem Botanischen Garten und dem Prado, sie bespickten die Fassade mit Granat- und Steinsplittern, und die beiden Meister Tiepolo sahen sich erstaunt in ihrem Saal gesteinigt.

Eine Bombe fiel auf die Hauptgalerie, in der sich die Entwicklung der spanischen Kunst vor deinem Auge einst entfaltet hat. Eine Bombe ging über Velázquez nieder, zwei über Goya und zwei über Tizian. Zwei andere trafen die Eingangsrotunde, wo ein bronzener Carolus Quintus nackt unter einem abnehmbaren Harnisch reitet: Carolus Quintus trug diesen Harnisch an jenem kriegerischen Wintertag und erlitt keine Wunde.

Vier Explosionsbomben blieben ungeplatzt; auf dem Steindach fanden die Brandbomben nichts als sich selbst, was brennbar gewesen wäre. Außerdem waren die meisten Gemälde bereits weggeschafft – nicht weil man einen solchen zielbewußten Angriff vermutet hätte, nein, den hätte kein Teufel der Hölle vermuten können, sondern weil man Zufallstreffer der bombardierenden Kanonen befürchtete.

Jetzt steht der Prado ganz und gar bilderleer da. Wenn du Einlaß begehrst, so setzt es Staunen. „Es gibt ja nichts zu sehen."

Nichts. Nie und nirgends gab es ein kostbareres Nichts zu sehen, und damit es auch deutlich zu sehen sei, ist es in breiten Hallen ausgestellt, große Fenster und gläserne Plafonds lassen um so mehr Licht herein, als sie durchaus zersplittert und zertrümmert sind. Tritt in dieses oder jenes Zimmer, über dessen Tür goldene Blockbuchstaben besagen, welcher Genius hier in seinem Werk bewahrt war, tritt ein und schreite das Nichts ab. Unter deinem Schritt klirren gläserne Scherben, zerbröckeln abgefallene Stücke Mauer-

werks. Zu wiederholten Malen mußt du ausweichen, weil ein Golem auf der Erde liegt – klassische Statuen, jetzt nach allen Regeln der Kunst zur Formlosigkeit verbandagiert. Florentinische Renaissancetische, in die die ganze Mythologie geprägt ist und die wohl niemals einem Gebrauch dienten, tragen nun, wie ein Maultier, gefüllte Säcke, Sandsäcke zu ihrem Schutz, welch unwürdiger Panzer!

An den Wänden aber ist das Nichts. Manchmal bildet es ein dunkleres Viereck auf der sonnengebleichten Tapete, manchmal sogar umschließt ein Rahmen das Nichts, manchmal gibt ein metallenes Täfelchen den Namen von Maler und Werk an, des nicht vorhandenen. Zumeist aber siehst du ein gänzlich unsichtbares Nichts, und dann erscheint es, erscheint es am deutlichsten. Zuerst brauen sich neblige Flecken, hernach straffen sich Konturen, Farben leuchten auf, und schließlich tritt es, als ob es alles und nichts wäre, körperlich werdend aus der Wand hervor.

Ein mit Portieren verhängtes Kabinett verlockt dich, du glaubst in einer Jahrmarktsbude, in einem Zaubertheater zu sein, und du bist es fürwahr. Auf der Bühne ist nichts, aber warte nur, alsbald belebt es sich und beginnt zu agieren. „Las Meninas – die Hofdamen" heißt das Spiel, und das Dämmerlicht oben ist genau das gleiche wie im Parkett, die Rundung der Bühne schließt sich mit der des Zuschauerraums zusammen. Links hantiert ein Maler vor seiner Staffelei (du weißt, daß er Velázquez heißt), er porträtiert einen König und eine Königin. Die aber sind nicht auf der Szene, sie müssen im Zuschauerraum Platz genommen haben; nicht dir also schaut Señor Velázquez in die Augen, vielmehr den beiden königlichen Modellen. In einem Spiegel nur bewegen sich leicht die Köpfe der Majestäten, in einem auf der Bühne hängenden Spiegel, der vielleicht gar kein Spiegel sein soll, sondern ein Doppelporträt. Dir gegenüber steht ein Prinzeßchen, ein Kind mit offenem flachsblondem Haar. Es mühen sich die Edelfräulein, das kleine Mädchen zu erheitern, alles ist aufgeboten, was zum Hofstaat gehört, eine Zwergin mit Riesenkopf, eine Nonne, ein Mönch, ein fauler Hund und ein Grande. Vergeblich, die Königstochter blickt gelangweilt, ihr Kinderblick gleicht keinem der Kinderblicke, die du draußen sehen kannst, nicht den lachend-

lebenden, den weinend-sterbenden oder den stumm-toten Augen der Kinder von Madrid ...

Laß diese Parallelen, reiße dich los von dem Gedanken an die Kinderaugen in den Straßen, geh weiter, überhöre das splitternde Klirren unter deinen Sohlen, tauche unter in dem Nichts zu deiner rechten, zu deiner linken Hand. Die müden Schultern, die ausgemergelten Arme, die verhärmten Büßerwangen, all die Greise Riberas, du kanntest sie; an den Straßenecken Madrids hatten sie sich dir einst almosenheischend entgegengestreckt. Die schwarzäugigen Lockenköpfe Murillos spielten damals vor den Haustüren, jetzt sind sie Soldaten an der Front oder Verwundete in den Hospitälern.

Lang sind die Gesichter der Hidalgos vor lauter Hochmut, auch jene, die nicht von Greco ins Groteske gedehnt sind, so stolz haben nicht einmal die Hofmaler den Spanier geliebt, in ihrer Palette steckte ein Näpfchen Bosheit. Die Könige blieben nicht verschont von der Majestätsbeleidigung der Porträtähnlichkeit. Ihre bigotte, starre Dekadenz, mit hängender Unterlippe und harlekinhaftem Kinn, wurde so wenig beschönigt, daß die Königs- und Prinzenbilder zu prophetischen Karikaturen wurden.

Bleich und böse starren tote Gewalthaber von der leeren Wand. Dieser da ist der Pater Domingo und jener der Herzog Alba, dort wieder ein königlicher Beichtvater und ein königlicher Marschall; genauso hast du dir sie vorgestellt, sie können auch nicht anders ausgesehen haben, als du dir sie vorgestellt hast, sie sind ja gar nicht vorhanden, vorhanden ist nur das Nichts.

Drei Kanonenschüsse wecken dich aus deiner Vergegenwärtigung der Vergangenheit, drei schnell aufeinanderfolgende Kanonenschüsse, die Detonationen fallen mit dem fürchterlichen Krachen von Mauerwerk zusammen. Die Luft zittert, dein Herz und dein Trommelfell beben, du stehst im Artilleriefeuer auf dem Schlachtfeld, auf dem du gestern standest, es lodern die Hügel am Horizont, Rauchsäulen steigen aus Häusern radial zum Himmel auf.

Schon schrillt die Sirene eines Autos, die „alerta" jagt zum Tatort, um zu retten, was zu retten ist; Friedensarbeit bis zum nächsten Schuß.

Die kriegerische Landschaft, die dich ins Gestern, ins Heute versetzte, entpuppt sich als Hintergrund eines versöhnlichen Gemäldes; im Vergleich mit dem Bild der heutigen Schlachten ist dieses Schlachtenbild ein Idyll, es ist nichts. Vorbei die Kanonade, die mörderische Horizontale der Lanzen hat sich zur Vertikalen der Wachbereitschaft geordnet. Sich verneigend, übergibt der ritterliche Kommandant von Stadt und Festung Breda dem nicht minder ritterlichen Belagerer die Schlüssel. Der Sieger ist vom Pferd gestiegen, er beglückwünscht den Besiegten, das nenn ich mir ein wahrhaft historisches Gemälde, hauchlos ins Nichts verweht sind solche Kriege ohne Fliegerbomben gegen Mensch und Kunst.

Wenn du aber weiterschlenderst, das Nichts entlang, so kommst du dem heutigen Krieg schon näher. Los desastres de la guerra. Täglich bekennt sich General Queipo de Llano vor dem Radio zu dem, was du von Goyas unerschrockener Hand gestaltet vor dir siehst. Gehängte, Gemetzelte, Geschändete, Gefolterte.

Ein Peloton ausländischer Soldaten füsiliert Bauern und Arbeiter, die Kämpfer für Spaniens Unabhängigkeit. Die uniformierten Henker haben das linke Bein vorgestellt, die Gewehre an die Wange gedrückt, eine würfelförmige Laterne beleuchtet das Ziel. Ein junger Bauer in weißem Hemd und in weißem Licht streckt beide Arme flatternd empor, als wollte er die Welt zur Abwehr aufrufen, der Mann an seiner Seite hebt die rechte Faust wie zum antifaschistischen Gruß.

„Der 3. Mai 1808" steht neben diesem Bild, das nicht vorhanden ist. Was mit solcher leidenschaftlichen Eindringlichkeit Genosse Goya gemalt hat, der Sozialist und Emigrant, mußte weggehängt, mußte wie die anderen Werke des Prado an sicherer Stelle versteckt werden, damit es nicht getötet werde, und vor dir ist das Nichts.

SOLDATEN AM MEERESSTRAND

Unter einem Hospital stellt man sich gewöhnlichermaßen ein langgestrecktes, kasernenartiges, schmuck- und trostloses Gebäude vor, wie es sich als Aufenthaltsort für arme Leute gehört, die nicht nur arm, sondern auch noch krank sind, also doppelt zu schaffen machen.

Wenn wir nun sagen, daß ein spanischer Küstenort zu einem Hospital der Internationalen Brigaden geworden ist, so müssen wir unsere Leser bitten, die erwähnte landläufige Vorstellung von Hospitälern von sich zu werfen. Denn dieses Hospital besteht aus vielen schönen Villen in Palmengärten. Eine der schönen Villen ist die Direktion des Hospitals, die Große Chirurgische Abteilung ist eine andere der schönen Villen, die Kleine Chirurgie sind zwei oder drei andere, die interne, die zahnärztliche, die röntgenologische, die pharmakologische und die serologisch-immunologische Abteilung sind wieder andere der schönen Villen. Abermals andere und ein Teil des Klosters sind dazu bestimmt, als Warenlager und Küche und Werkstätte und Wäscherei und Kulturklub und Kinderheim zu dienen.

Was würden die Villenbesitzer, die alljährlich zwei Monate hier verbracht haben, dazu sagen, daß ihre schönen Villen das ganze Jahr geöffnet bleiben, daß jede Villa, auf den individuellen Geschmack einer einzigen Familie zugeschnitten, jetzt bis zu fünfzig Menschen Wohnung gibt? Wie schrecklich, ein Massenquartier!

Und Doña Conchita würde (falls sie von solcher Degradierung ihres Sommersitzes erführe und einer einstigen Villennachbarin zufälligerweise in Sevilla begegnete) ihrem Bericht über die Veränderung der Villen empört hinzufügen: „Wenn Sie wüßten, Doña Rafaela, was aus dem gläsernen Speisesaal des Hotels Riviera geworden ist!" – „Was ist denn daraus geworden, Doña Conchita, sagen Sie es mir, ich bin auf das Schlimmste gefaßt." – „Eine Massenausspeisung, Doña Rafaela, ein Eßraum für

Soldaten." – „Um Gottes willen!" (Doña Rafaela sinkt leblos zu Boden.)

Auf der einen Seite der Strandpromenade stehen die schönen Villen, auf der anderen Seite ist der schöne Strand des schönen Meeres. Weniger schön aber ist die Straße selbst, keine asphaltierte „Promenade des Anglais", wie sie Nizza hat, keine parkettierte „Avenue des Planches", wie in Trouville; holprig und ruppig ist die Straße des Seebads. Lieber ließen sich die Villenbesitzer in ihren Autos rütteln und schütteln, bevor sie auch nur einen Centimo für etwas ausgegeben hätten, was nicht ausschließlich zu ihrem eigenen, privaten Himmelreich – des Menschen Villa ist sein Himmelreich – gehörte. Der schlechte Weg längs der guten Villen ist eines der Symbole für Alt-Spanien. Ein anderes Symbol ist die Kanalisation; solch eine egoistische Kanalisation gibt es sonst nirgendwo.

Jetzt, wir leben in Neu-Spanien, wird der Weg von Rekonvaleszenten verbessert, damit die in den Sanitätswagen ankommenden Kameraden nicht auf dem letzten Stück der Strecke Schützengraben–Hospital peinvoll emporgeschnellt werden.

„Und, Doña Carmencita, wenn Sie erst sehen würden, was für Typen sich jetzt auf unserer Strandpromenade herumtreiben..."

Nein, das ist nicht das mondäne Publikum eines mondänen Seebads. Es sind Soldaten – o Doña Carmencita, wenn es wenigstens Soldaten wären wie zum Beispiel unser schneidiger General Franco oder unser witziger General Queipo de Llano oder ihre strammen Mauros. Aber es sind keine Berufssoldaten, nicht einmal Zwangssoldaten für Gott, König und unser Bankkonto, es sind Leute der verfluchten Internationalen Brigaden. Noch dazu Verwundete.

In welchem Aufzug sie sich auf unseren Strand wagen! Zwar tragen sie Pyjamas, aber nicht etwa seidene Strandpyjamas mit Verschnürung und Quaste, sondern lediglich die rauhwollenen Krankenanzüge der Hospitäler, und darüber statt bunter Bademäntel Kittel aus blauweiß gestreiftem Linnen. Einstmals bewunderte man hier Badekostüme

mitsamt dem, was sie umhüllten, die Damen die Figuren der Herren, die Herren die Figuren der Damen. Jetzt aber, daß Gott erbarm. Dem einen fehlt ein Arm, dem anderen fehlt ein Bein, der dritte hat statt einer Badekappe eine Binde um den Kopf, der vierte ist halb in Gips gepackt, der fünfte, sechste geht auf Krücken, der siebente, achte trägt den Arm auf einem „Avion", das ist eine dreieckige, geflochtene und gepolsterte Drahtschiene.

Ja, ja, liebe Doña Carmencita, so sehen sie aus, die Gestalten, die sich jetzt auf unserem schönen Strand herumtreiben, in unseren schönen Wellen baden, unsere schöne Seeluft schlucken. Aus allen möglichen Ländern sind sie zusammengewürfelt, o Doña Carmencita, und sprechen belgisch und negerisch und österreichisch und balkanisch und gottweißwienochisch, ich danke für derart internationale Badegäste.

Was auch immer der Mann sich gedacht haben mag, der vor achtundvierzig Jahren in der nahen Provinzhauptstadt eine Lokalzeitung zu gründen sich unterfing, so kühn seine Phantasie auch schweifte, keinesfalls erträumte er sich eine Leserschaft, wie das Blättchen sie achtundvierzig Jahre später fand.

Sieh dorthin: auf der niederen Ufermauer sitzen drei Verwundete, alle drei aus der gleichen Stadt. Der eine ist ein Chinese und las daheim nur sein chinesisch geschriebenes, chinesisch gedrucktes Blatt, der andere ein Jude, der in San Francisco teils jiddische, teils russische Zeitungen las, der dritte ein Armenier, der Zeit seines Lebens nie eine andere Schrifttype las als die armenische. Sie versuchen gemeinsam den Heeresbericht zu entziffern, der auf spanisch in jenem vor achtundvierzig Jahren gegründeten „Heraldo de Levante" abgedruckt ist. Auch über das gestrige Bombardement des Kurorts steht etwas darin; alle hier wissen mehr Details darüber als der amtliche Bericht, und dennoch werden dem kleinen Zeitungsverkäufer die Exemplare des „Heraldo de Levante" abgekauft von Engländern und Polen, Kubanern und Deutschen, Franzosen, Balten, Ungarn, Jugoslawen, Italienern, Skandinaviern, Rumänen, Türken und dem Polarfuchsjäger aus Alaska, dem immer so

heiß ist und der deshalb auch in Sommersglut einen dicken Schaffellmantel und eine Schaffellmütze trägt.

Wie gesagt, obwohl wir von dem Gründer unseres „Heraldo de Levante" nichts wissen, wissen wir doch, daß ihm eine dergestalt polyglotte Leserschaft nicht vorgeschwebt haben kann. Ferner wissen wir, daß er sein Blatt vor achtundvierzig Jahren gegründet hat, denn auf der Titelseite steht: 48. Jahrgang.

„Und diese Gesellschaft, liebe Doña Luisita, wohnt heute in unseren schönen Villen mit unseren schönen Namen, in der Villa Conchita, in der Villa Carmencita, in der Villa Rosita, in der Villa Lola, in der Villa Luisita, in der Villa Eulalia, in der Villa Rafaela ...

Dabei tragen unsere Villen nicht mehr unsere Namen, Doña Luisita! Die Roten, diese glaubenslosen Heiden, denen nichts, gar nichts auf der Welt heilig ist, haben unsere Namen beseitigt, und unsere Villen heißen jetzt nach irgendwelchen Personen, von denen ein anständiger Mensch nie etwas gehört hat: Garibaldi, Masaryk, Maxim Gorki, Louise Michel, Dombrowski, John Reed, Henri Barbusse, Rosa Luxemburg, Lina Odena, Diakovic, Paul Vaillant-Couturier, Hans Beimler, Ralph Fox, Edgar André, Pawlow, Sozzi, Henri Vuillemin, Jacquemotte und Durutti, Ernst Thälmann, Matyas Rákosi und Anna Pauker, Dimitroff, Azaña, Marcel Cachin, Miaja, Passionaria, André Marty, Jacques Duclos, Maurice Thorez und Alvarez del Vayo."

Nach Schluß der Badesaison wohnte früher nur ein Wächter mit seiner Familie im Badeort, jetzt leben an 1600 bis 1700 Menschen das ganze Jahr hier. Unaufhörlich ziehen ihrer Hunderte von dannen, aber niemals sinkt die Bevölkerungszahl. Unaufhörlich fabrizieren die Mordmaschinen des Krieges neuen Nachschub.

Oben auf den Bergen toben die Schlachten. In der ersten Eisenbahnstation hinter der Front werden die Verwundeten in den Sanitätszug verladen, der, falls er Soldaten der Internationalen Brigaden befördert, in eines ihrer Hospitäler rollt.

Über die Sanitätszüge ist auszusagen, daß sie an Aus-

führung des Mobiliars, der Nickelgestänge, des Operationstisches, der Schränke für Instrumente und Medikamente, des Badeabteils und dergleichen oft jedes vornehme Sanatorium in den Schatten stellen. Ist das nicht Luxus, unangebrachter Luxus, fragt mancher kopfschüttelnde Kopf, ist das nötig für eine so kurze Fahrt? Der Frager erhält die Antwort, es sei nicht gerade nötig für die transportierten Kranken, aber es sei dringend nötig für die Arbeiter, die das hergestellt und geschenkt haben und die nur das Schönste und Beste und Teuerste für ihre verwundeten Kameraden herstellen und schenken wollten.

Vermittels dieses fahrbaren Paradieses entschwebt der verwundete Soldat dem Bereich des höllischen Feuers, des überhöllischen, von Handgranaten, Wurfminen, Brandbomben, Artillerie, Mitrailleusen, Gewehren geheizten und gespeisten Feuers.

Bei der Ankunft am Bahnhof werden die Kranken in Sanitätsautos umgeladen. Fahrt zur Triage, zur Verteilung. In den grauen Zeiten des Vorkrieges war an der Landstraße eine großmächtige Garage angelegt worden. Da man auf der Strandpromenade nicht gut fahren konnte (siehe oben) und sie auch nicht befahrbar machen wollte (siehe oben), ließen die Villenbesitzer ihre Autos in der Garage und gingen die paar Schritte von und zur Villa zu Fuß. Platz war genug in der Garage und überdies Platz für die Autos jener Herrschaften, die von der ganzen spanischen Levante ins Hotel Riviera kamen, um in ebenbürtigem Kreise zu dinieren.

Die neuen, die jetzigen Bewohner des veränderten Badeorts haben keine Privatautos, und so wurde die Garage zu einem Theater umgestaltet mit Bühne, Schnürboden, Garderoben, Kulissen und was dazu gehört. „Teatro Henri Barbusse" heißt dieses Theater mit auswechselbarem Zuschauerraum. Und der Zuschauerraum wird öfter ausgewechselt als das Repertoire. Das Repertoire besteht meist aus bunten Abenden. Ein bessarabischer Chirurg erweist, daß er nicht nur ein Bessarabier und ein Chirurg, sondern auch ein Bariton ist, und zwar ein guter. Mit Kastagnetten treten eine Krankenschwester und die Lehrerin des Kinderheimes auf; beide Andalusierinnen, singen und tanzen sie den Dreivierteltakt einer Malagueña. Ein amerikanischer Verwundeter,

erster Cellist der Metropolitan-Oper von New York, spielt eine Komposition von Saint-Saëns. Zwei Bayern führen ein Schattenspiel aus der Heimat auf und hinterher ein zweites, in dem sie einen Militärbürokraten verulken. Ein Negerchauffeur stept – und mitten im Steptanz kommt Adolphe auf die Bühne, sein Gesang ist dem Chaplins ähnlich, aber keineswegs tritt Adolphe als Komiker auf, keineswegs, um dem Negertänzer ein Partner zu sein. Er macht eine Mitteilung: Verwundetentransport angekündigt.

Sofort sind die Bühne leer, das Orchester leer und der Zuschauerraum leer. Ein Szenenwechsel, ein Dekorationswechsel vollzieht sich, wie er sich im technisch modernsten Großstadttheater nicht schneller vollziehen kann.

Statt mit Stühlen und Bänken ist die Halle im Nu mit Betten gefüllt, mit sechzig schneeweiß überzogenen Betten. Statt des kalten Büfetts stehen Kessel mit Tee oder Kaffee und Suppe auf der Theke. Auch Zigaretten, sonst ein rarer Artikel, tauchen aus einer Versenkung, die zum Glück niemand kennt, plötzlich kistenweise auf; soviel Verwundete avisiert sind – und es können bis zweihundertfünfzig sein – soviel Zigarettenpäckchen.

An der Eingangstür, wo vor der Theatervorstellung der Billeteur stand oder wenigstens hätte stehen können, sind jetzt Tische mit Papieren und Stempeln aufgestellt.

Vom Bahnhof rollen die Sanitätsautos heran, in die die Patienten vor fünf Minuten aus dem Zug gehoben wurden; jetzt kommen sie auf Bahren, getragen von den starken Armen der Brancardiers, durch die Sperre, wo die Papiere kontrolliert werden. Flinke Garderobiers helfen ihnen aus den Kleidern, helfen ihnen in neue Wäsche und in die Betten.

Die Ärzte treten in Aktion, sie wickeln die Verbände ab und legen neue an, sie stellen die Diagnose und nach ihr und nach der Zahl der in den einzelnen Villen verfügbaren Bettstellen weisen sie jedem sein künftiges Quartier im Orte zu. Es wird gefuttert oder gefüttert, die Schwadron der Pflegerinnen schwestert durch den Saal, der sich allmählich von Menschen leert und schließlich auch von Bazillen, denn im Laufe der Nacht muß alles desinfiziert sein.

Am Morgen ist der nachts Angekommene ein richtiger

Kurgast, das heißt einer, der dem Tag entgegenharrt, da er wieder an die Front gehen kann und das Teatro Henri Barbusse, das sein Empfangsraum war, zu seinem Abschiedsraum wird.

Alle hier sind von dem Wunsch ...

Nein, so leicht läßt sich dieser Satz nicht beenden. So ohne weiteres läßt sich nicht aussprechen, was allen Lehren vom Selbsterhaltungstrieb widerspricht und den Verdacht erwecken könnte, hier werde heroisiert und idealisiert. Man kann insbesondere dann das Ende des Satzes nicht schlechtweg als Feststellung hinschreiben, wenn man den ersten Weltkrieg erlebt hat mit seiner Massenverfitzung von Desertiererei, Simuliererei, Selbstverstümmelei und anderen Abarten von Drückebergerei. Bevor gesagt wird, daß und warum dem anders ist bei den Internationalen Brigaden, muß deren Genese vergegenwärtigt werden.

Ganze Kolonnen, ganze Zenturien, ganze Kompanien, ganze Bataillone, ganze Brigaden aus je einem fremden Land, viele nichtspanische Formationen stehen im spanischen Feld. Diese Formationen kamen nicht als Formationen, nicht als Truppentransport, nicht brigadenweise, nicht bataillonsweise, nicht kompanieweise, ja kaum gruppenweise in den Krieg gezogen, beinahe jeder Mann erschien allein, einzeln, auf eigenen Entschluß hin, aus persönlicher Überzeugung.

Keine Kriegsgeschichte kannte bisher ein Freiwilligenheer von solch nationaler Vielfalt und solch ideologischer Einheit, und noch niemals gab es Freiwillige, denen auf ihrer Fahrt zur Freiwilligkeit ein derartiges Maß von Schwierigkeiten, Strapazen, Opfern auferlegt ward. Woher das Reisegeld nehmen? ... Frau und Kind daheim ... die Grenze ... wieder eine Grenze ... wieder Paßkontrolle ... wieder Verhör ... wieder Haft ... die Entfernung vor dir ... Hunger ... Fußwanderung, Fußschmerz ... ein hartnäckig dich begleitender, unheimlicher Hund ... als blinder Passagier im Zug, als blinder Passagier im Laderaum eines Schiffes ... kommst du noch zurecht? ... kommst du noch zurecht?

Endlich, endlich waren die Pyrenäen überschritten, atmete man Spanien, war man unter Kameraden. Endlich, endlich

bekam man eine Waffe, nachdem man jahrelang ein wehrloses Opfer in der Gewalt höhnischer Schergen gewesen war. Endlich, endlich ging's zur Abrechnung mit dem Faschismus.

Und – und –

Und nun liegt man da in einem Lazarett. Darum Weltumwanderung? Soll dieser Scheißschuß meinen ganzen Anteil am Krieg gegen den Faschismus ausmachen? Soll schon Schluß für mich sein?

Nein, es ist noch nicht Schluß mit dem Kampf. Und es ist auch nicht Schluß mit dem oben begonnenen Satz. Er lautet: Alle hier sind von dem Wunsch erfüllt, möglichst rasch an die Front zurückzukehren. Wie es sonstwo in Armeen Deserteure gibt, gibt es hier ihre Gegenspieler, für die wir das Wort „Inserteure" versuchen wollen; sie „flüchten" aus Etappenstationen und aus Spitälern des Hinterlands in die Schützengräben. Wie man in anderen Kriegen strafbare Soldaten an die Front schickt, schickt man in dieser seltsamen Armee strafbare Soldaten aus dem Land. Und – ist das nicht noch seltsamer? – von diesen strafweise Repatriierten versuchen viele wiederzukommen.

Frage irgendeinen Arzt der Brigaden, was das Auffallende seiner Kriegspraxis ist, und er wird antworten: „Dissimulation. Die Burschen simulieren Gesundheit. Umgekehrte Schwejks, lügen sie, die Wunde schmerze nicht mehr, der Stuhlgang sei so in Ordnung wie der eines Prinzgemahls. Sie schwindeln die Fieberkurve herunter, und wenn es ginge, würden sie auch die Röntgenbilder retuschieren."

Um zwei Uhr nachmittags fährt ein Sanitätsauto den Strand entlang, nimmt aus den Villen Passagiere auf und führt sie zum und vom Röntgenlaboratorium, wo Lichtstrahlen die Leibesvisitation des Patienten vornehmen.

Schlachtfelder sind Massengräber der Geschosse. Auf der Sierra de San Just oder am flachen Ufer des Ebro, bei Teruel und bei Saragossa schwirren Myriaden von Projektilen im Wirrwarr und im Kreuzundquer durcheinander, die zehntausendfach meisten bohren sich ins Erdreich oder bleiben in den Furchen liegen, aber viele, noch viel zu viele verlieren sich in menschliche Körper. Diese Projektile und die Verheerung zu suchen, die sie im Organismus ange-

richtet haben, ist die Aufgabe des Röntgenstrahls – nicht immer weist die Einschußöffnung und nicht einmal die Ausschußöffnung, falls eine vorhanden ist, den Weg zu den verletzten Organen. Da ist ein Stück vom Rippenknochen abgesprungen und, den Schußkanal verlassend, in die Lunge geschnellt, um dort mehr zu verwunden, als es das Geschoß vermochte. Dort wiederum ist eine Kugel an einem Knochen abgeprallt und kauert, als wäre sie nie in den Körper eingedrungen, neben dem Loch, durch das sie gekommen.

Bei Unfällen des Zivillebens läßt sich schon nach der Art des Unfalls, nach der Struktur der Knochen das Wesen der Verletzung und der Sitz des Fremdkörpers einigermaßen begrenzen. In den Sanitätsstationen des Krieges gibt es die typischen Frakturen fast nicht, wie sie die chirurgischen Kliniken und die Rettungsstellen friedensgesegneter Städte tagtäglich behandeln. Schüsse kennen keine Regel und haben keine Gewohnheiten. Nur eine, und die ist keine gute: sie verbinden die innere Wunde mit der Außenwelt, jede Fraktur ist demnach eine offene Fraktur, und durch den Schußkanal kann sich die Infektion einschleichen, selbst wenn der Verband dicht und fest anschließt. Die Blendlaterne des Röntgenologen sucht, und nicht bloß einmal, den Körper nach allem Feindlichen ab. Gibt es Gewebezerstörung? Wohin fließt das Blut aus der Wunde ab? Wie hoch steht das Exsudat im Hämothorax, sinkt der Pegel? Wandert das Geschoß?

„Komm in vier Tagen wieder, Kamerad."

Täglich um zwei Uhr nachmittags fährt das große Auto zum und vom Röntgenlaboratorium.

Die Kleine Chirurgie ist keine kleine Sache, wiewohl sie kaum Amputationen vornimmt, es sei denn Finger oder Zehen, und wiewohl sie ohne Narkosen auskommt, abgesehen von dem recht kurzfristigen Kelen-Rausch. Ihre Operationen sind septische Operationen, für Laien gesprochen: sie betreffen eiternde Wunden. Aber auch Schüsse, die nicht tief unter der Epidermis stecken, können gefährlich, auch leichte Schüsse können schwer sein, die Masse tut's. Wir erinnern uns eines Kameraden, eines Bildhauers aus Wien, der hatte zweiundachtzig Sprengstücke abbekommen, aber

man sah sie nicht und ihn nicht, er war eine einzige Eiterbeule. Eine gutgelaunte Eiterbeule übrigens, er sprach so optimistisch von seiner Heilung, daß den beiden jungen Ärztinnen, die seinen Optimismus nicht teilten, die Tränen in die Augen traten. Dann kam noch eine Lungenentzündung hinzu ...

Vor unserem Fenster spaziert jemand den Strand entlang. „Hallo, Franz, gerade schreibe ich, wie du ausgesehen hast, als du herkamst."

Die Große Chirurgie arbeitet aseptisch, mit Narkosen und mit Sägen, in Bauchhöhlen und in Gehirnen, sie näht und gipst, sie fügt Knochen, Muskeln und Sehnen zusammen. Das „Lehrbuch der Kriegschirurgie" ist ein dickes Buch mit dreiundzwanzig Haupt- und mehr als hundert Nebenkapiteln, allumfassend. Dennoch könnten die Ärzte der Internationalen Brigaden es um ein Kapitel bereichern. Es würde etwa heißen: „Wirkungen von Kriegsverletzungen auf die in Konzentrationslagern mißhandelten Organe". Bestimmte Zustände der Nieren oder des Darms ermöglichen die Diagnose, in welchem deutschen Konzentrationslager der Patient gewesen ist.

Aus der Villa „Pawlow" sieht man manchmal einen Sanitäter mit einem in Leinwand eingeschlagenen Gegenstand kommen. Das ist ein amputiertes Bein oder ein amputierter Arm.

„Was ist das Schwierigste in der Chirurgie?" fragen wir. „Die Amputation, nicht wahr?" – „Nein", antwortet der Chef der Großen Chirurgie, „schwieriger als zu amputieren ist: nicht zu amputieren."

Die in der Pharmazie vorrätigen Arzneimittel sind zumeist Liebesgaben von ausländischen Organisationen, Fabrikbelegschaften und auch von Ärzten, die die ihnen zugehenden Probepackungen an die Spaniensoldaten weiterleiten. Solch eine Internationale der Medikamente ist nicht leicht zu führen, solange zwar die Spender, nicht aber die Spenden von internationalem Geist erfüllt sind. Verzweifelt rauft sich die Kameradin Pharmazeutin ihr fuchsrotes Haar. Denn was dem Deutschen ein Strophantin ist, ist dem Franzosen ein Quabaïne. Den Phantasienamen des Präparats,

das der amerikanische Doktor dringend fordert, hört sie zum erstenmal; es bleibt ihr nicht einmal Zeit, sich ihr fuchsrotes Haar zu raufen, sie muß rückfragen, welches aktive Prinzip dem verlangten Ding zugrunde liegt, um der Kundschaft etwas Ähnliches anbieten zu können. Oft kann der Arzt die Gebrauchsanweisung oder Dosierung von der Verpackung des ihm fremden Präparats nicht ablesen, denn sie ist zum Beispiel in russischen Buchstaben gedruckt.

Nicht nur mit den Präparaten ist's ein Graus, ein Graus ist's auch mit den Maßen und Gewichten. Engländer rezeptieren nach Grains und Unzen, wie soll die fuchsrote Pharmazeutin auf Grund solcher Rezepte Salben und Tränke mixen, wenn ihr zu Paris an der Faculté de Pharmacologie nur nach Gramm zu mixen gelehrt ward? Wie soll sie sich in den aus England gespendeten Fußgläsern und Spritzenröhren und Eprouvetten auskennen, die nach einem mittelalterlichen angelsächsischen Maß kalibriert sind?

An Fieberthermometern gibt es viel zuwenig, und diese wenigen sind sozusagen in Sekten und Fraktionen gespalten; eine Sorte mißt nach Celsius, eine andere nach Fahrenheit, eine dritte, die einheimisch-spanische, besteht aus so dünnen Röhrchen, daß man die Quecksilbersäule kaum erkennen, geschweige denn ablesen kann, auf welchem Breitengrad sie sich eben aufhält.

„What damned kind of gauze have you sent me?" wird von jemandem ausgerufen, für den jede nicht antiseptische, jede nicht mit Cyangas oder Borsäure imprägnierte Gaze eine „damned kind of gauze" bedeutet.

„Was für ein verfluchtes Zeug von Mull haben Sie mir da hergeschickt?" klingelt es ein paar Minuten später. Hallo, wer spricht? Ein deutscher Arzt, für den nur aseptische Gaze gilt und die cyanide und die borische Gaze „ein verfluchtes Zeug von Mull" bedeutet.

Unter solchen Umständen bleibt euch, Verbandstoffe aller Sorten, nichts anderes übrig, als euch zu einem Einheitsverband zusammenzuschließen. Präparate aller Konzerne, einigt euch auf gemeinsame Namen. Medizingefäße, einigt euch im internationalen Maßstab auf einen internationalen Maßstab und kommt nach Spanien. Man braucht euch, man

braucht chirurgische Instrumente, Thermometer, Medikamente, Watte... Alles, was da ist, ist zuwenig. Eine Kiste von fünfzig Kilogramm Watte reicht im Villenhospital nur für neun Tage, ein Faß mit fünfzig Liter Alkohol kaum eine Woche, tausend Verbände von je zehn Meter Länge und sechshundert Meter Gaze für Kompressen höchstens ebensolange.

Wenn man dem Erdball am Äquator einen Bauchverband umwickeln und diesen mit Kompressen belegen wollte, so würde man weniger Verbandzeug benötigen, als allein die Freiwilligen der Internationalen Brigaden seit Kriegsbeginn für ihre Wunden verbrauchten. Von dem Rest könnte man der Erde am Nordpol ein Capistrum aufsetzen, einen Kopfverband. Und der Krieg ist noch nicht zu Ende.

Was Menschenblut anbelangt, übersteigt das Angebot bei weitem die Nachfrage. Kaum wird die Nachricht von einer vorzunehmenden Bluttransfusion bekannt, drängen sich so viele Blutspender heran, wie anderswo Arbeitslose zu einer freigewordenen Arbeitsstelle. Krankenschwestern, Zivilarbeiter, Chauffeure, jeder möchte ums Leben gern ein Opfer bringen, wenn er schon nicht an der Front sein kann; und auch Leichtverletzte und Rekonvaleszenten bieten sich an, die eben erst ihr im Feld vergossenes Blut wiederproduziert haben.

In der Villa „John Reed" bittet ein Schweizer Patient, ihn bei der an einem Spanier vorbereiteten Blutübertragung als Spender zu verwenden. „Wir müssen erst feststellen, ob ihr beide die gleiche Blutgruppe habt", erwidert der Arzt. – „Ich bin von der gleichen Blutgruppe." – „Das kann niemand wissen, wir haben dem Patienten noch keine Blutprobe abgenommen." – „Doch, Kamerad Doktor, ich weiß es ... in Guadalajara habe ich von ihm Blut bekommen." Die Rückgabe erfolgt.

Ein Norweger von Blutgruppe A bedurfte einer Transfusion. Nur in den Adern eines einzigen aller Blutspender floß diese Blutgruppe, und dieser eine war ein pechrabenschwarzer Neger. Unter diesen Umständen hätte in Hitler-Deutschland der nordische Jüngling verrecken müssen, denn eine Überführung von Negerblut in Germanenblut ist Sünde

wider das Blut, ist Rassenschändung und schlimmer als alle Tode, einschließlich eines vermeidbaren Todes durch Entblutung.

Zahnärzte gibt es überall, es gibt sie also auch hier. Um ihre blühende Praxis könnte sie jeglicher Zahnarzt der Welt beneiden, wenn nur ihr Handwerk goldenen Boden hätte. Hat aber keinen. Statt mit Gold wird der hohle Zahn mit Zement oder Porzellan gefüttert, statt silberner Gaumenplatten gibt es solche aus nichtrostendem Metall.

Arg sind die Kieferschüsse. Sie wirken auf das Gebiß wie Bomben auf einen Häuserblock; hier sind die Häuser bis zum Keller vernichtet, daneben hängt ein Balkon in schwebender Lage und muß entweder gestützt oder abgetragen werden, dort ist ein Raum mit Geschoßstücken gespickt und mit Schutt verlagert.

Die zahnärztliche Klinik der Villenstadt gehört Johann Amos Comenius, beziehungsweise dessen erberklärten Landsleuten. Die tschechische Demokratie kam der spanischen mit einem Hospital zu Hilfe, einem vollständigen Hospital mit Chirurgen, Internisten, Dentisten, Krankenschwestern; die Anschaffung des Sanitätsmaterials hat eine halbe Million Tschechenkronen gekostet, und die Nachsendungen repräsentieren ein Vielfaches dieses Wertes. So wie die Amerikaner, die Schweizer, die Schweden-Norweger und die Zweite Internationale, so wie das chirurgische Operationsauto der Engländer und die Bluttransfusionskolonne der Kanadier im ganzen Kriegsgebiet arbeiten, so arbeitet auch das tschechoslowakische Hospital an den Fronten und versorgt hier die Pavillons „Masaryk", „Pawlow", „Rosa Luxemburg", „Marcel Cachin" und die Zahnklinik.

An den Toren dieser Villen steht „Komenský" angeschrieben, der tschechische Name des großen Humanisten, der in den dreißigjährigen kriegerischen Zeiten als Emigrant das Labyrinth der Welt durchirrte, um der Menschheit den Weg in das Paradies des Herzens zu zeigen.

Alles werde allen gelehrt, war die große Comeniussche Forderung, und der Alte hätte seine Freude, wenn er in den Schulsaal des Kulturhauses hinunterlugen und das Bild, das sich darbietet, seinem Orbis Pictus einverleiben könnte. Die

Schulkinder, die dort lesen und schreiben lernen, sind Erwachsene, spanische Soldaten und Krankenschwestern; überall, wo die Internationalen Brigaden in Reserve- oder Ruhestellung sind, organisieren sie Analphabetenschulen, die mehr Zulauf haben als die von spanischer Seite eingerichteten. Vor ihren Landsleuten schämen sich viele Spanier ihres Unwissens, obwohl dieses doch wahrlich nicht ihre Schuld ist.

Hauptaufenthaltsort der heutigen Kurgäste, soweit sie nicht bettlägerig sind, ist das Kulturhaus „Maxim Gorki", das schon früher eine besonders schöne Villa war und nun noch schöner geworden ist. Freilich ist in diesem idealen Klub noch bei weitem nicht alles ideal. Von der Bibliothek hat zum Beispiel jemand gesagt, daß sie mehr Sprachen enthalte als Bücher. In Wirklichkeit sind es tausendfünfhundert Bände in zwölf Sprachen, aber das ist zuwenig für die über viel Lesezeit und viel Lesehunger verfügenden Kranken. Mit den Zeitungsexemplaren, die teils im Kulturhaus ausliegen, teils den Schwerkranken zugestellt werden, ist der Bedarf ebensowenig gedeckt, und die für die Verteilung Verantwortlichen singen in den Wandzeitungen ihr Klagelied.

Kurse und Zusammenkünfte werden sprachlich getrennt in den Räumen des Klubs abgehalten. Einmal in der Woche hat jede der größeren Sprachgruppen den Hauptsaal für eine Veranstaltung zur Verfügung, zu der dann auch Angehörige anderer Nationalitäten erscheinen – wenn sie der betreffenden Sprache einigermaßen mächtig sind.

Handgeschrieben, handillustriert, in einem Format von vier Quadratmetern und zehnspaltig erscheint der Generalanzeiger des Hospitals. Er erscheint am Gitter der Villa „Azaña", und in jeder Spalte erstattet eine andere Sprachgruppe Bericht vom Leben ihrer Frontformationen und von den Ereignissen ihrer Heimat.

Allsprachig ist die Selbstkritik in den Wandzeitungen der einzelnen Villen, und überdies hat jede Sprachgruppe ihre Wandzeitung im Kulturhaus. Witzig sind manchmal die Titel: „Der Horcher an der Wand", „An die Wand gestellt", „Die Wanze(itung)", „Die spanische Wand(zeitung)", witzig manchmal auch der Inhalt. Die journalistische Glanzleistung

vollbringen – wer denn sonst? – die Ungarn, sie haben die motorisierte Wandzeitung erfunden, deren Notizen und Karikaturen sich auf Kurbelwellen elektrisch bewegen und von verschiedenfarbigen Glühlämpchen ins rechte Licht gestellt werden.

Der Konkurrenzkampf zwischen den Sprachgruppen tobt sich auch sonst aus. Als zugunsten der asturischen Flüchtlingskinder Spendenmarken verschleißt wurden, zehn Centimos pro Stück, beklebte jede Sprachgruppe eine Tageszeitung ihres Landes auf der Titelseite mit diesen Marken. Jedermann, der zehn Marken kaufte, klebte sie dazu. Vorgestern hatten die Deutschen die Führung, gestern die Spanier, heute die Amerikaner, der Rekord Amerikas scheint gesichert, sie haben schon 1230 Marken auf ihrem „Daily Worker". Da klebt unversehens eine chinesische Zeitung an der Wand mit 1250 Marken – ein einziger Chinese hat die ganzen Löhnungsersparnisse geopfert, damit seine Vierhundert-Millionen-Nation an dem Platz stehe, der ihr gebührt: dem ersten.

Fast allabendlich findet ein Vortrag statt, an Vortragenden ist kein Mangel. Einer war bei Franco, ist durch die Linien zu den Republikanern übergegangen und kann nun über das Jenseits referieren, das unvorstellbare, weltenferne Jenseits der gegenüberliegenden Schützengräben. Ein anderer kommt aus dem ernüchterten, reuigen, verzweifelten Saargebiet. Ein dritter ist Spezialist in Gewerkschaftsfragen, ein vierter in spanischer Geschichte und Kultur. Oft sprechen mehrere zum gleichen Thema: der Kamerad, der in Deutschland Reichswehrleutnant war, diskutiert mit dem verwundeten Kriegskommissar vom polnischen Bataillon „Palafox" und mit einem Emigranten aus Kiew, der durch seinen Dienst in der spanischen Volksarmee seine seinerzeitige Desertion aus der Sowjetunion wiedergutmachen will, öffentlich über die ukrainische Frage. Ärzte behandeln populärwissenschaftliche Themen.

Wer aus dem Ausland in Spanien eintrifft, sei er Politiker, Gelehrter oder Künstler, macht hier halt, um Landsleute zu besuchen. Und kaum einer, der etwas zu sagen hat, kommt davon, ohne es gesagt zu haben. Übersetzer aller Zungen

stauen ihm den schönen Redefluß, und wenn der Redner seine Rede schon geendigt glaubt, muß er noch Fragen beantworten und sich den Salvo Conducto zur Weiterfahrt im Schweiße seines Angesichts verdienen.

Musiker geben zwar keinen Anlaß zu Diskussionen, aber darum kommen sie doch nicht leichter weg. Der Negersänger Paul Robeson, um ein Exempel zu nennen, mußte auf der Durchreise innerhalb eines Vormittags in allen Schwerverwundetenvillen Konzerte geben, jedes mit reichlich abendfüllendem Programm.

Gemeinsam ist allen nichtspanischen Gruppen der Unterricht in der spanischen Sprache; allen Sprachgruppen, auch der spanischen, gemeinsam sind die Konzerte, die Schachturniere und der Sport. Die Musik ist sozusagen die außerdienstliche Dienstsprache der Internationalen Brigaden. Wo man singt, in welchem Idiom es auch sei, laß dich ruhig nieder; sofern du eine Mandoline oder eine Harmonika besitzest, mitpfeifen oder mitsingen kannst, gehörst du dazu, woher du auch stammen magst. Aber selbst wenn du keine Lieder hast, so fehlst du keinen Donnerstag beim Konzert.

Immer besteht der Großteil des Programms aus klassischen Stücken. Von den spanischen Komponisten kennt man im übrigen Europa nur die, die sich als Virtuosen das Ohr der Welt erwarben, wie der geigende Teufelsschüler Sarasate oder der Cellist Casals. (Übrigens ist die Hoffnung, Pablo Casals werde im Hospital konzertieren, nicht erfüllt worden; wenn er jede Einladung annehmen wollte, müßte er das Land unaufhörlich kreuz und quer durchreisen.) Ebenso wie Pablo Casals, Spaniens größter Musiker, sind Spaniens größter Maler Picasso und Spaniens einziger Nobelpreisträger der Literatur, der Dichter Jacinto Benavente, begeisterte Verfechter der republikanischen Sache und Hasser der faschistischen Generalsclique. Müßte nicht schon dieses Faktum allein genügen, um die Lüge vom „Vandalismus des roten Spanien" überall zu zerstören, müßte nicht allein dieses Faktum jene, die immer die Suprematie der Kunst im Munde führen, veranlassen zu erklären, auf welcher Seite die Sache der Kultur und Menschheit steht?

Es ist durchaus fraglich, ob die internationalen und die spanischen Soldaten die spanischen Konzertstücke, die sie an den Donnerstagabenden hören, vorher je gehört haben. Mit offenem, vorgeschobenem Mund sitzen sie da, als wollten sie die Melodien einfangen wie den Strahl einer hochgehobenen spitzen Weinflasche. Ihr Beifall ist Taumel. Man denke aber nicht, daß die nichtspanischen Kompositionen schwächer auf die Hörerschaft der spanischen Verwundeten, Pflegerinnen, Dorfbewohner einwirken. Sind es doch oft genug Motive, die von Spaniens Volksleben oder zumindest von der darüber bestehenden Vorstellung inspiriert sind und nun zurückkehren zu dem Volk, von dem sie inspiriert wurden.

Irgendeine Carmen hört „Carmen", ein Figaro eines kastilischen Grafen hört den „Figaro", ein Mädchen von der Liebesliste eines prinzlichen Don Juan hört den „Don Juan", ein Barbier aus Sevilla lauscht dem „Barbier von Sevilla", ein kleiner Untertan eines kleinen Corregidor lauscht dem „Corregidor" Hugo Wolfs.

Die Gralserzählung aus dem „Lohengrin" wird gesungen, und ein Chemiker aus Barcelona zwinkert seinem Landsmann zu. Für die beiden ist es eine Arie von der Heimat, mitnichten eine von „fernem Land, unnahbar euren Schritten", sie wohnen ja am Fuße jener Burg, die Montsalvat genannt. Wieder ein anderer Hörer stammt aus Saragossa, seines Häuschens Mauer stößt just an den Kerker des „Troubadour", des Nachbarn Lied ist es, mag es auch Verdis Lied sein, was da vom Podium erklingt.

Brauchen die Konzerte den größten Saal, um die Menge der Hörer zu fassen, so braucht – wir wollen ehrlich sein – das Fußballpublikum noch viel, viel mehr Platz. Die Fußballmannschaft der Internationalen Brigaden tritt allsonntäglich gegen Gäste aus Städten der ganzen Provinz an. Sie ist im weiten Umkreis berühmt, obwohl ihre Elf fast jede Woche mit einer anderen Elf auf dem Feld erscheint. Denn wer schon soweit ist, Tore zu schießen, kann auch Faschisten schießen und geht als Stürmer oder Verteidiger an die Front.

Wir haben davon gesprochen, daß die im Villenhospital verbrauchten Gazeverbände ausreichen würden, die er-

krankte Erdkugel an Bauch und Kopf zu umwickeln. Auch genügend Matratzen wären da, um sie darauf zu betten, wenn sie, die längst apoplektische, ihre Bewegung einstellen würde; und die Matratzen könnten mit Leinentüchern belegt werden, achttausend Stück sind hier vorhanden. Krankenwäsche, Leinenmäntel für Ärzte und Pflegepersonal kommen dazu. Die wollen genäht, geflickt und gewaschen sein, und indem wir uns das vergegenwärtigen, sind wir schon mittendrin in den Betriebsanlagen, ohne die eine solche in ein Heilinstitut umgewandelte Ortschaft nicht funktionieren kann.

Selbstverständlich hatten auch die ehemaligen Kurgäste, die mondänen, ihr elektrisches Licht, aber deren Strom reichte bei weitem nicht aus für den transformierten Badeort. Müssen doch die Ärzte bei starkkerzigen Lampen operieren, die Diathermie und der Röntgenapparat verbrauchen Strom, desgleichen die Motoren der Desinfektionsanstalt, des Brausebads und der Werkstätten. Der Werkstätten gibt's viele: Schreinerei, Schusterei, Schlosserei, Autoreparatur, Wäscherei, Plätterei und Nahrungsmittelbetriebe.

Es gibt eine Küche für spanische Mägen, die ganze Gallonen von Olivenöl vertragen, während ein Quentchen Butter sie im Nu zum Erbrechen bringt. Sie sind nicht daran gewöhnt, Spanien ist nie ein Land der Viehzucht gewesen. Merkwürdigerweise hat auch die spanische Fliege (nicht das männerstärkende Mittel, das man so nennt, sondern die wirkliche spanische Fliege) die gleiche Aversion gegen Butter wie der spanische Mensch. In dichten Staffeln schwärmt sie durch Zimmer und Land, sie schwelgt an allem, am Menschen und seiner Uniform und seinen Stiefeln und mit Vorliebe an seinen Exkrementen, sie knabbert am Holz, an der Mauerwand, am Bettuch, sie bedeckt alles als schwarze Fläche; das einzige, woran sie nicht knabbert und was sie nicht in Schwaden bedeckt, das einzige, von dem sie sich mit Ekel fernhält, ist Butter.

Die nichtspanischen Soldaten hingegen vertragen das Öl nicht und nicht die mit Öl zubereiteten Speisen, und für sie wird mit Butter, soll heißen: Margarine oder irgendeinem Fett unbekannten Ursprungs, gekocht, soweit solches vorhanden ist. Was die Eingeweide des Spaniers ferner lieben

und die Eingeweide des Internationalen keineswegs, das sind die Garbanzos, ein zum Glück unübersetzbares Gewächs, das zwischen Kichererbsen und Saubohnen die Mitte hält und Knallgas erzeugt.

Fernando Cortez und seine Ritter sollen sich während der Eroberung von Mexiko nach den heimatlichen Garbanzos seufzend gesehnt und den Rückzug beschlossen haben, weil sie diese Ambrosia im Heidenland entbehrten. Das steht in Heinrich Heines Ballade „Vitzliputzli", aber im „Atta Troll" warnt Heine ausländische Verdauungsorgane vor dieser Speise, hundert Jahre, bevor die Internationalen Brigaden das Maschinengewehrgeknatter der Garbanzos am und im eigenen Leibe verspürten:

Dorten aß ich auch Garbanzos,
Groß und schwer wie Flintenkugeln,
Unverdaulich selbst dem Deutschen,
Der mit Klößen aufgewachsen.

Was hilft's, diese Flintenkugeln muß der Bauch laden, weil ihm selten eine andere Munition zur Verfügung steht. Fürwahr, die Beschaffung von Proviant, die Truppenernährung in einem vom Interventionskrieg zerwühlten Land ist ein mehr als schwieriges Problem. Als kleinen Beitrag zu seiner Lösung haben die Interbrigaden eine bescheidene Hühnerfarm und einen Kaninchenstall angelegt, Hähne und Rammler tun, was sie können, Eier werden gelegt und Karnickel werden geworfen, jedoch alle Vermehrung der Kleinviehbevölkerung ist, wenn man so sagen darf, nur ein Tropfen auf den heißen Stein von anderthalbtausend Soldatenmägen.

Ein Magazin für zusätzliche Lebensmittel wie Eier, Fett, Fleisch- und Milchkonserven, Kakao, Marmelade besteht; in diesem Magazin ist noch viel Platz, ganze Regale stehen leer. Zusätzliche Lebensmittel aller Ländereien, her mit euch!

Schon für den, der das Bett hüten muß, verläuft das Leben in der Villenstadt anders als für Bettlägerige in friedlichen Landstrichen. Landsleute, auch wenn sie ihn vorher nicht gekannt haben, besuchen ihn und versorgen ihn mit Literatur, kleinere Sprachgruppen halten ihre Schulungskurse

oder ihr landsmannschaftliches Beisammensein an seinem Bett ab, so daß man leicht in ein Krankenzimmer geraten kann, wo auf der einen Seite Finnländer und auf der anderen Seite Mazedonier um ein Bett geschart sind und abwechselnd ihre Lieder singen. Die Spanier dazwischen, mit laut betontem Stolz den Internationalen Brigaden angehörend, singen mit, auch finnisch und mazedonisch.

Manchmal bestreitet der Besuchte die Unterhaltung, indem er Soli singt oder Mandoline spielt, wie Franz Luda zum Beispiel, ein echter Wiener, der nicht untergeht; sein Bett war das Konzertpodium, das Krankenzimmer von Villa „Marcel Cachin" war der dicht besetzte Konzertsaal, das Programm bestand aus Wiener Liedern, und der Vortragende sprudelte von guter Laune, seinen beiden amputierten Beinen zum Trotz.

Wer sich, wenn auch nur auf Krücken, bewegen kann, begibt sich auf den Strand, bis zur Brandung hinaus. Noch in der ersten Dezemberhälfte kann man im Meer baden. Mit Volks-, Zellen- und Kompaniegenossen sitzt es sich gut auf der Ufermauer, Haselnüsse knackend und Orangen schälend und von der Verwundung sprechend und vom Verbandwechsel und sonstigen Phasen des Heilungsprozesses.

Glaubt nur ja nicht, daß der verwundete Soldat keinen Besitz habe, dessen er sich rühmen könnte. Er trägt ihn Tag und Nacht bei sich, sorgsam in Gaze gehüllt, und dieser Besitz ist ein Projektil, das vorher in seinem Hals stak oder in einem Knochen oder in der Brusthöhle. Auch ein Feuerzeug kann es sein; es war in der einen Brusttasche und hemmte den direkt aufs Herz zu sausenden Faschistenschuß.

Aufs Essen wird in allen Tonarten aller Idiome geschimpft. Der Maulesel, den es heute zu Mittag gab, das steht tagtäglich fest, muß der Nestor aller spanischen Maulesel gewesen sein. Von Kameraden, die in den Nahrungsmittelbetrieben erwerbstätig sind, erfährt man, was an außertourlichen Genüssen für heute zu erwarten steht: ob in der Kantine Wermut ausgeschenkt wird oder Bier (ach, es ist kein echtes Bier), ob es im Klub vielleicht Wurstbrote, Kuchen oder Traubensaft zu kaufen gibt. Oder gar Zigaretten?

Nein, Zigaretten gibt es niemals zu kaufen, man muß sich mit dem begnügen, was man ausfaßt, und das sind leider

fast immer die in Farbe und Geschmack greulichen spanischen Zigaretten, die in der Soldatensprache „Antitank" heißen. Manchmal kommen auch Liebesgaben: „Gauloises" aus Frankreich, „Vlasta" aus der Tschechoslowakei, „Guard's Parade" aus England, „Lucky Strike" aus Amerika, aber alles zusammen stopft die Münder der Raucher noch lange nicht. Gibt es nicht mehr Zigarettensorten in Frankreich, England usw., nicht noch andere Staaten mit Tabakmanufaktur? Zigaretten aller Sorten, Soldaten wollen euch rauchen!

Vom Balkon der Villa „Dombrowski" herab, deren Betreten Nichttyphuskranken verboten ist, halten halbgeheilte Typhuskranke Cercle, unten auf der Strandpromenade versammelt sich die Hörerschaft. Kommt eine Krankenschwester des Weges, so rufen ihr Dänen und Polen, Kranke und Gesunde wie aus einem Munde „Guapa" zu, „du Schöne"; daß diese Huldigung obligat ist, haben sie schon gelernt, bevor sie noch den spanischen Sprachkursus besuchten, und die Krankenschwestern, auch jene, die noch vor Jahresfrist Klosterschwestern waren, haben schon gelernt, lachend mit „Guapo" zu antworten, „du Schöner". Nur der Schüttelreimer, der unvermeidliche, steht abseits und brummt in sein unrasiertes Kinn: „Was geht mich denn die Carmen an – wenn ich sie nicht umarmen kann."

Eine der Pflegerinnen ist die Trini, um dieses Namens willen besonders bei den Deutschsprachigen populär. Aber Trini ist keine bayrische oder österreichische Trini, sondern eine katalanische Trini, keine abgekürzte Katharine, sondern eine abgekürzte Trinidad. Zierliches Persönchen mit dem Teint eines Kindes, das Haar schlicht über die Ohren gekämmt, bescheiden und hell lächelnd – ein Frauenkenner würde auf den ersten Blick feststellen, daß das Leben dieses Mädchens immer ruhig und ohne Zwischenfälle verlief. Sie tut in der Villa „Paul Vaillant-Couturier" ihren Dienst, bringt das Essen und die Medikamente, legt die Tampons zusammen, macht Verbände, kommt auf den leisesten Zuruf mit der Flasche oder mit der Pfanne.

Bevor sie Krankenschwester wurde, tat sie ihren Kriegsdienst auf andere Art.

Am 20. Juni 1936, als in Barcelona das Gebäude der Capitanea gestürmt wurde, darin sich der Möchtegern-Diktator von Katalonien, General Godet, verschanzt hatte, war Trini vorneweg und bekam einen Revolverschuß in die Schulter. Vor Tardiente, bei den Milizen, gehörte sie zu den ersten, die das Handgranatenwerfen erlernten, und sie warf gut; dort riß ihr ein Granatsplitter das rechte Ohr weg. In den Huesca-Kämpfen des Herbstes 1936 traf ein Gewehrschuß Trinis Hüfte. Sie mußte weg von der Front, und zwar für immer, denn das Kriegsministerium verbot den Frauen den Dienst in der Truppe.

„Guapa", ruft ihr ein Soldat zu, da sie vorbeigeht. – „Guapo", antwortet Trini mit mädchenhaftem Lächeln.

Vor dem Kinderheim spielen in den Schulpausen die Kinder mit den Soldaten. Die Kleinen haben ihre Eltern durch den Krieg verloren, Vater wurde von Francos Mameluken füsiliert, Mutter von Francos Bomben zerrissen. Die internationalen Onkels sind an die Stelle der Eltern getreten. So war es und so ist es wohl in jedem Kriege, daß der Soldat die fremden Kinder liebt; sie erinnern ihn an das Heim, das er entbehrt. Der Internationale liebt die Kinder noch mehr, denn er entbehrt des Heims noch mehr als andere Soldaten, er ist schroffer von der Heimat abgeschnitten, keine Feldpost führt vom Kriegsschauplatz nach Hause, und sofern die Seinen gar in Deutschland, in Italien, in Österreich, in Jugoslawien, in Polen oder in Ungarn wohnen, führt überhaupt keine Post aus dem republikanischen Spanien dorthin.

Mit spanischen Kindern spielt er am spanischen Strand, und die Kleinen sind's recht zufrieden. Sandburgen, wie man sie mit Hilfe der Soldaten bauen kann, gibt es nirgendwo, Sandburgen nach allen Regeln der Festungstechnik. Und die ulkigen Tänze, die ihnen der mit weißen Bandagen umwickelte Onkel Neger beibringt. Und die großen Camaradas haben immer Mitbringsel in der Tasche: einen Farbenkasten oder selbstgeschnitzte Marionetten oder etwas Nascbares.

Als Gegengabe malen die Kleinen den Onkels buntbunte Bilder; eines stellt zum Beispiel das Innere eines Kauf-

mannsladens dar, ein anderes einen Urwald mit Affen auf den Bäumen und mit Löwen, ein drittes das brave Rotkäppchen und den schlimmen Wolf, aber auch über diese unmilitärischen Sujets lassen die kleinen Zeichner Flugzeuge mit dem Hakenkreuz schwirren, aus denen rot und gelb gekritzelte Bomben fallen.

Spanische Kinder muß man rezitieren gehört haben, von Stimme, Mimik und Gestus des kleinsten Hosenmatzes könnte ein Hofschauspieler lernen. Zum Gesang scheint gleichfalls ein jedes geboren, und einen Flamenco zu singen, das heißt zur ewig gleichen Melodie keck einen Stegreiftext, macht zehnjährigen Buben keine Schwierigkeiten. Ihr besonderer Stolz aber ist, daß sie „englisch" oder „deutsch" singen können, nämlich die Refrains der fremden Soldatenlieder, die sie sich gemerkt haben: „Smile boy, that's the style" oder „Lore, Lore, Lore, Lore, schön sind die Mädchen von siebzehn, achtzehn Jahr".

Ob sie jedoch singen oder deklamieren, ob sie Strandburgen bauen oder ulkige Negertänze nachahmen, ob sie spielen oder tollen – aus all ihrer Ausgelassenheit schimmert Melancholie hervor. Irgendwo haben sie, die Waisenkinder Spaniens, ihr ihnen unbegreifliches Schicksal begriffen, das Überstandene nicht überstanden.

Früher als einstmals beginnt jetzt im Seebad das Nachtleben auf dem Strand. Nach Sonnenuntergang ist es stockdunkel, kein Licht darf auf Straße und Meer hinausdringen. Man sieht die Hand vor den Augen nicht, stolpert über und in Müllkästen, die vor den Villen stehen, und stößt an jeden Entgegenkommenden. Am Fluch bei diesem Zusammenstoß oder aus dem erhaschten Gesprächsfetzen der ungesehen Vorübergehenden erkennt man die Nationalität.

Der Abendwind kämmt mit phosphoreszierenden Kämmen die brünetten Locken der See. Am Himmel hängt ein Stern, ein kleiner, er hängt so tief, daß er an den Horizont stößt. Man schwört, es sei das Licht eines Mastbaums. Wenn die Wellen hoch emporrauschen, bewegen sich in den Augen des Betrachters nicht die Wellen, sondern das Sternchen, es verlöscht, um wieder aufzuflammen. Man schwört, ein Schiff gebe Lichtsignale.

Rechts zuckt eine Sternschnuppe über den Himmel. Das kann eine Leuchtpistole sein oder eine niederfallende Brandbombe, und zwar eine von neuer Art: sie brennt schon während des Abwurfs. Wetterleuchten, ein Gewitter mit Blitz und Donner – sind das nicht Schiffskanonen, oder ist eine Seeschlacht im Gange oder eine Truppenlandung oder nur das übliche Bombardement einer harmlosen Küstenstadt?

Im Juni sah man auf dem Meer einen Frachtdampfer, den ein Flugzeuggeschwader mit Bomben bewarf. „Legazpi" hieß das Schiff, es führte einen „Autochir", einen Wagen für chirurgische Operationen, an Bord und Tonnen von Sanitätsmaterial. Knapp vor dem Ziel wurde es von einer Brandbombe getroffen, und bald darauf standen Holz und Äther und die Demijohns voll absoluten Alkohols und die Wattekisten und die Gazeballen in hellen Flammen. Die Mannschaft sprang ins Meer.

Rekonvaleszenten fuhren in Booten hinaus, um zu retten, was zu retten war. Der Chef des Hospitals, obwohl er herzkrank war und Gelbsucht hatte, blieb die ganze Nacht und den nächsten Tag draußen, bis von dem Schiff nur der Eisenrumpf sich im Wasser drehte. Dann ging der Arzt heim, legte sich mit hohem Fieber zu Bett. Einige Tage später starb er. Er war ein Emigrant aus Deutschland und hieß Günther Bodetzk.

Dunkel ist die Nacht des Badeorts, dunkel das Meer, in dessen Tiefe die Schiffe mit Nahrungsmitteln und Arzneien torpediert werden unter genauester Überwachung des Nichtinterventions-Komitees, das in der Tat gegen die nichtintervenierenden Interventionisten nicht interveniert.

Mit dem Aufheulen der Sirene kommt der neue Tag, er kommt von den Balearen her, von der italienischen Flottenbasis Mallorca, als ein stumpfer Winkel langsam heranschwirrender Bomber. Über dem Meer fliegen sie hoch, über den Villen des Lazaretts fliegen sie niedrig, da die Abwehrbatterien sie nicht beschießen können, ohne die Häuser zu treffen. So niedrig halten sich die Capronis, daß es scheint, ihre Tragflächen würden die Dächer von den Häusern fegen. Sie werfen Bomben auf die Landstraße und auf die Bahnlinie, sie kreisen über den Orangenhainen und beschießen die dahin Flüchtenden mit Maschinengewehren.

Kinder springen schreiend hin und her, fieberkranke Patienten rennen aus den Villen, eine Gruppe von Pflegerinnen stiebt auseinander, sie zerren die ein zu deutliches Ziel bildenden weißen Leinenkittel vom Leib, ein Blessierter wirft sich, da das Flugzeug über seinem Kopf brummt, so heftig hin, daß sein Gipsverband und der eben mühselig zugeheilte Knochen birst, einem anderen platzen beim Laufen die Nähte seiner Wunde, und sie beginnt von neuem zu bluten, während aus der Luft das Maschinengewehr klackt und die Projektile pfeifen.

Einer der Raubvögel ist so nah über uns, daß wir seinen Flügelschlag verspüren. Platt auf dem Boden liegend, schauen wir ihm nach, eine Bombe löst sich aus seinem Unterleib, im morgendlichen Äther glänzt und blitzt und fällt sie – Füllhorn der faschistischen Fortuna, beladen mit Gaben aus Pulver, Fulminat und Sprengstoff, beladen mit Mord und Brand und Verderben, dazu bestimmt, Waisenkinder und Samariterinnen zu treffen, schwerverwundete Männer noch mehr zu verkrüppeln oder zu töten.

Wer gab den Befehl, die Bombe niedersausen zu lassen? Generäle. Sie haben den Staat verraten, dem sie den Treueid schwuren und der sie besoldete, sie stahlen die Armee, die ihnen anvertraut war, und sie überziehen, beauftragt und unterstützt von fremden Mächten, vom Weltfaschismus, das eigene Land, das Volk mit Greuel und Würgen.

So geschieht es, daß die Bombe ein Hospital anfällt, und nichts und niemand hält sie auf, im Bruchteil einer Sekunde wird sie ihr Mordgeschäft vollbracht haben. Im Bruchteil einer Sekunde ... Wir liegen da, wir tun das gleiche, was die Lenker der demokratischen Staaten tun, wir stecken den Kopf in den Sand.

Wir haben hier keine Waffen gegen das Geschwader, wir haben kein Mittel, die Bombe aufzuhalten, die herniedersaust. Aber jene Staatsmänner haben Mittel und Waffen.

Hoch springen Feuer und Rauch empor wie ein Schrei.

Mögen die menschlichen Menschen ihn hören, diesen Schrei gegen die Barbarei: Fortschrittliche Menschheit, werde zu einer Internationalen Brigade für Freiheit und für Recht.

DIE HÄUSER UND PALÄSTE VON MADRID

Dieweil wir wieder durch die Straßen gehen, Madrid, durch die wir in friedlichen Zeiten oft gegangen sind, erkennen wir, wie wenig wir dich kannten und wie wenig die friedlichen Zeiten, die in deinen Mauern herrschten.

Warst du, Madrid, wirklich ein anderes Madrid, waren die Zeiten wirklich so ganz andere Zeiten, waren deine Kinder, jene, die dich jetzt zerstören, und diese, die dich jetzt verteidigen, waren sie damals noch nicht da, nicht jener Haß und nicht diese Liebe?

Der Tod, der heute mit so fürchterlichem Ungestüm einherrast, war er damals noch nicht in dir geboren, Madrid, oder wetzte er nur versteckt in versteckten Winkeln seine Sense?

Das breite Lachen deiner Züge, Mutter Madrid, ist zersäbelt. Dein helles Gewand ist dunkel von Blut, es ist so zerrissen, daß die Fetzen flattern, unter ihnen klaffen Wundmale und Schwären. Eingeweide dringen aus deinem Leib.

Sichtbar wird nun, was du damals zu verheimlichen dich bestrebtest, die Fehler deiner Hauswirtschaft und die Gegensätze zwischen deinen Kindern.

Vielköpfig war deine Familie und dementsprechend groß deine Wohnung, Mutter Madrid. Zwanzigtausend Häuser nanntest du dein eigen, in jedem hattest du durchschnittlich fünfzig deiner Kinder untergebracht. Etwa zweimalhunderttausend Schrapnelle und Fliegerbomben sausten seit dem November des Vorjahres auf dich hernieder. Wenn jede Granate (imstande, hundert Menschen zu töten) nur fünf getötet hätte, kein einziges deiner Kinder wäre mehr am Leben. Wenn jede zehnte Granate (imstande, einen Häuserblock in Staub und Asche zu verwandeln) nur ein Haus vernichtet hätte, von deiner Wohnung, Mutter Madrid, stünde nichts mehr.

Zum Glück aber erweist sich der stählerne Mord oft als blind. Er stößt auf nächtlich vereinsamte Plätze und Straßen

nieder, reißt das Pflaster und den Erdboden auf, die Splitter des sich zerschmetternden Wurfgeschosses schlagen gegen Fassaden und Fenster mit der in den Augen des Feindes dürftigen Wirkung, daß nur ein einziger Schlafender mit Schreien erwacht, die Schrecken und Schmerz zugleich sind.

Zum Glück im Unglück treffen die Füllhörner des Todes manchmal nur Blumenbeete und Kieswege im abendlich leeren Park oder sausen mit unangemessener Wucht auf harmlose Kioske nieder, wo sich ihr Werk darauf beschränken muß, Remittenden von Zeitungen und Zeitschriften zu durchbohren und als Springbrunnen von Papier hochzuwirbeln. Vom Dunkel irregeleitet, dringt der mordlüsterne Metallzylinder auch in Warenhäuser, Bürohäuser, Kirchen, in das verödete Rund der Stierkampfarena oder – welch makabrer Spaß – in Kirchhöfe. Nicht selten verfällt er auf Wohngebäude, in denen seine Vorgänger schon ihr Vernichtungswerk derart gründlich getan haben, daß er kein Opfer und keinen Widerstand mehr findet. In einen solchen Müllhaufen von ehemaligem Haus, im Stadtteil Arguelles, wo mehr ehemalige als noch vorhandene Häuser vorhanden sind, stürzte eine Fliegerbombe, auf deren Hülse sorgfältig die deutschen Worte gemalt waren: „Prosit Neujahr 1937." Das Geschoß weigerte sich, den schauerlich-zynischen Wunsch zu erfüllen. Obwohl dreihundertfünfzig Kilogramm schwer aus astronomischer Höhe niedersausend, explodierte es nicht, es bewahrte die Schmach des Absenders und das Leben des Adressaten.

Selbst die Gran Via – sie wird jetzt „Avenida de los obuses", die Avenue der Geschosse genannt – ist noch immer eine belebte Straße. Die Straßenbahn kreuzt sie, Autos durchfahren sie, in den Geschäften wird verkauft, die Hotels sind bewohnt, die Kaffeehäuser sind voll, und in den Billardsalons wartet man eine Stunde lang, ehe ein Brett frei wird. Sogar die Telefonica samt ihren fünfzehn Stockwerken und ihrem Turm wankt nicht, trotz ihrer hundert Artilleriewunden. Allerdings: der Weichensteller der Straßenbahn muß von einem bombensicheren Unterstand aus seines Amtes walten, die Haus- und Geschäfts- und Kino- und Café-Eingänge sind mit Sandsäcken gegen Granatsplitter gesichert, die oberen Stockwerke sind zerrissen oder

ganz weggerissen, von keiner Schaufensterscheibe sieht man eine Spur mehr, keine ganze Fensterscheibe gibt es und kein undurchlöchertes Stück Fassade. So wurde der ganze Bezirk zugerichtet, der zwischen dem Platz „Puerta del Sol" und der Gran Via dem Großstadtleben diente, aber das Großstadtleben geht weiter, wenngleich zeitweilig jäh unterbrochen durch Alarm, Panik, Tod.

Nichts oder aber weniger als nichts ist übrig von den Stadtteilen, die sich dem Manzanares zu erstrecken. Kraterlöcher, Gebirge von zerbröckeltem Mauerwerk, Schluchten im Pflaster. Abflußrohre bäumen sich auf, Kandelaber sind zerborsten, Schienenstränge ringeln sich. Was von einzelnen Häusern noch aufrecht steht, wirkt weit unheimlicher als die Häufchen Unglück, zu denen die anderen Gebäude restlos zusammensackten. Hier erhebt sich noch eine fünfstöckige Außenwand, hinter ihr aber wohnt nur Luft zur Miete. Von einem anderen Haus hält sich noch ein Stockwerk, wie viele sich einst darüberstülpten, ist nicht mehr festzustellen. Andere Häuser sind entzweigeteilt, durch Fußböden, Wände, eine Badewanne, ein Bild, ein Bett geht der schräge, scharfe Hieb.

Im Stadtteil Tetuan, im Stadtteil Arguelles, am Nordbahnhof, am Gefängnis „Carcel Modelo", an der mit leeren Händen erstürmten und zerbrochenen Kaserne „Cuartel Montaña", auf der Promenade de la Florida und auf dem Paseo de Rosales gibt es keinen Verkehr durchs Ruinenfeld, alles ist geräumt und gesperrt, vor manchem ehemaligen Haus sitzen Soldaten, vielleicht ist darin ein Kommando oder eine Küche. Gewehrfeuer klackt ununterbrochen aus nächster Nähe.

Von der Universitätsstadt ganz zu schweigen. Dort vollzieht sich der Krieg vertikal. Minengänge über uns, unter der Erde, auf der Erde; über der Erde lauert der Tod mit Dynamit, Granaten, Bomben. In Carabanchel kämpft man von Haus zu Haus, von Stockwerk zu Stockwerk, am Küchenherd steht ein Horchposten der Republikaner; durch das Schlafzimmer, über den Hof verläuft in das Nachbarhaus die Stellung der Faschisten.

Tausende deiner Häuser, Mutter Madrid, sind verwundet oder erschlagen worden und Zehntausende deiner Kinder,

dieweil sie zu Hause waren. Jedoch Zehntausende von deinen Häusern und Hunderttausende deiner Kinder sind noch am Leben und gehen dem Leben nach.

Wenn die zu Ruinen gewordenen Häuser nebeneinanderstünden, so ergäben sie eine Stadt, groß und volkreich wie Hannover. Dieses Hannover ist zerstört. Da dieses Hannover aber auf eine Stadt wie Hamburg aufgeteilt war, lebt Hamburg weiter mit allem Alltag und allem Festtag.

Stadtteile gibt es, die scheinen unberührt vom Bombardement, ja vom Krieg, nur hier und da fehlt die Ecke eines Hauses oder ein Dach mit Gesimse, und ein Schock Fensterscheiben ist in bizarren Linien zersplittert. Das sind die Fremdenzimmer deines Hauses, Mutter Madrid, hier wohnen die Gesandtschaften. Die Zimmerflucht deiner reichsten Söhne grenzt an. Sorgsam verschlossen sie sich einst dem Unberufenen, dem gewöhnlichen Sterblichen. Heute sind die privaten Paläste öffentlichen Zwecken dienstbar gemacht, Büroräume für militärische Kommandos, fürs Rote Kreuz, für den Schutz der Kunstdenkmäler oder Gelehrten- und Künstlerheime.

Bislang hatten diese Palacios dem verhängnisvollen spanischen Hochadel gehört, den Herzögen und Markgrafen, die ein halbes Jahrtausend lang mit Hilfe der Klerisei die Bevölkerung Spaniens in Finsternis und Jammer einschlossen, ein mittelalterliches Feudalregime und einen überholten Merkantilismus aufrechterhielten, den Bau von Kanälen verhinderten, die Landwirtschaft auf den tiefsten Tiefstand drückten, die Ausbeutung der Bergwerke und die Schaffung einer Industrie ausländischen Konsortien überließen, ja sogar das Telefonnetz an die Amerikaner verpachteten.

Diejenigen, die im Mittelalter den Aufstieg des Bürgertums gefürchtet und deshalb unter religiösem Vorwand Juden und Mauren aus dem Lande getrieben hatten, verpfändeten später ihre Quecksilberquellen an die Rothschilds zu Frankfurt, und heute holen sie die mohammedanischen Mauren aus Afrika zum Angriff auf ihre spanischen Landsleute und katholischen Glaubensgenossen.

Besitzer dieser Paläste waren titelreiche, ahnenreiche und grundstückreiche Granden, deren Verdienst darin bestand, Enkel zu sein. Einige stammten von den Konquistadoren ab,

den Entdeckern und Eroberern Amerikas: so sind die Herzöge von Veragua Nachkommen des Christoph Columbus, die Herzöge de la Conquista Nachkommen des Pizarro, die Markgrafen del Valle Nachkommen von Cortez. Weit mehr aber haben ihren Rang und ihren Reichtum, der ganzen Generationen ihrer Nachfahren Sonderstellungen sicherte, als blutige Statthalter eroberter Provinzen, wucherische Heereslieferanten und intrigante Höflinge erworben oder als königliche Mätressen, Stammütter jener Geschlechter, für deren Adelsbrief der deutsche Freiherr von Kynau die Formel vorschlug: Für wackeres Wackeln mit dem Steiß.

Ihr Besitz verläuft als Herzogtümer und Markgrafschaften und Grafschaften, unbekümmert um Grenzen der Provinzen und Bezirke, über die ganze Iberische Halbinsel. Neun und eine halbe Million Hektar Spaniens waren in den Händen dieser Großgrundbesitzer, während fünf Millionen landwirtschaftlicher Betriebe kleiner als ein Hektar waren. Und selbst dafür mußte der Bauer an den Herrn Pacht zahlen. Über zwanzig Prozent des bereits kulturfähigen Landes blieben unbebaut, eine Urbarmachung neuer Landstrecken lag nicht im Interesse der Latifundienbesitzer. Der Krieg hat die Landsitze der Aristokratie entweder zerstört oder für das Volk bewohnbar gemacht. In Guadalajara ist das märchenhafte Schloß der Herzöge von Infantado zum Beispiel von Bomben vernichtet. Hundert andere aber dienen als Hospitäler, Kinderheime, Erholungsstätten. Staunend gehen die neuen Insassen an all dem ererbten Reichtum der Aristokratie vorüber, der die Ursache für die ererbte Armut des spanischen Volkes war.

Die Schlösser der Herzöge von Fontalba, von Medinaceli, von Villahermosa, von Hernan Nuñez, von Ossuna, von Arion, von Viana, von Dos Aguas oder von Santa Elena, der Infanten von Bourbon und einiger anderer Dutzend von Markgrafen und Grafen: jedes dieser Landschlösser ein kleines Versailles. Versailles aber hatte keine Badezimmer, keine Waschgelegenheit. In Spanien, wo das Wasser kostbar ist, kostbarer, als in anderen Ländern Brillanten sind, zeigte der Landedelmann des dürren Gebiets seinen Reichtum, indem er Fontänen spielen ließ und Bade-

zimmer einrichtete, die größer und reicher waren als öffentliche Bäder in modernen Großstädten. Auf dem graslosen Steppenland südlich von Saragossa gibt es ein Schloß mit vier Wannen in einem Badezimmer, Duschen, die wie die Eiserne Jungfrau, das Folterinstrument auf der Nürnberger Burg, sind, nur daß statt der Stacheln Wasserstrahlen von überall auf den eindringen, der in dem Gehäuse steht. Fahrbare Bidets, Spiegel als Wände.

So sehr waren die Badezimmer Sinnbild des Reichtums, daß die Gräfin von Cuba dem Park ihres Schlosses Moraleja (jetzt Kinderheim der deutschen Brigade Nr. XI) durch Pavillons aus Majolika, Bassins aus Majolika und Hunderte von Bänken aus Majolika den Charakter eines Badezimmers gegeben hat.

In den Stadtschlössern sind die Decken ebenholzgetäfelt, die Fenster brokatverhängt und die Wände freskenbemalt. Dazwischen stehen vergoldetes Mobiliar und perlmutterbelegte Leuchtkörper und überall Kunstgewerbe. Fast jedes Gemach enthält ein Kästchen, holzgeschnitzt, mit Halbedelsteinen oder bemaltem Elfenbein und ziselierten Goldbeschlägen geschmückt; in die vielen Schubfächerlein scheint nie etwas gelegt worden zu sein, das Ganze war nichts als ein Zierstück. Für die erzwungenen Opfergaben des Volkes waren in die Steinmauern der Palacios großmächtige Tresore eingebaut, aber auch in ihnen ist nichts mehr ... Als deine reichen Söhne dich verließen, Mutter Madrid, vergaßen sie nicht, so eilig sie es auch hatten, die Diamanten und Perlen des Familienschmucks und das Bargeld mitzunehmen.

Das Haus, in dem wir dieses schreiben, gehörte keinem Herzog, nur einem Marques. Sein Ahne väterlicherseits hat auf dem Weißen Berg bei Prag mit dem spanischen Kontingent gefochten, das König Philipp III. aussandte, um den Freiheitswillen des böhmischen Volkes zu vernichten; sein Ahne mütterlicherseits war der Graf von Tilly, dessen Wüten Europa noch drei Jahrhunderte später in den Gliedern stak. Der Nachfahr ist der Kirche treu geblieben. Über unserem breiten Bett hängt ein Photo Papst Benedicts XV., mit einem handschriftlich geschriebenen Ablaß für alle (in dem Bett) zu begehenden Sünden, sonderlich auch für „la indulgencia

plenaria in articulo mortis". So etwas ist ganz angenehm in einer bombardierten Stadt, in der man jeden Moment den articulo mortis zu gewärtigen hat, nicht? Überall päpstliche Segen, vom Herzen gewährt, und nicht ohne reiche Zuwendung an den Peterspfennig.

Auch der St. Franciscus, den Greco gemalt hat, war sicherlich kostspielig, obwohl er nicht das einzige Exemplar dieses Gemäldes ist. El Greco machte Kopien davon, weil mehrere Aristokraten es besitzen wollten. Das Prado-Museum konnte kein Exemplar erlangen, die Menge der Kunstliebhaber keines zu Gesicht bekommen. Der Herr Marques, bei dem wir ungebeten zu Gast sind, hatte es als Prunkstück und Wertanlage zu eigen, wie vieles andere, was den Palacio schmückt, echte burgundische Gobelins und viel übler Kitsch, der wohl nicht minder kostspielig war. Die Bibliothek des Marques steht in Schränken, so schön geschnitzt und so prunkvoll beschlagen, daß man die Büchertitel nicht erkennen kann.

Noch unvergleichlich reicher war der Palacio des Herzogs von Alba. Dort starb vor einigen Jahren jenes Fräulein von Montijo, das einst mehr Karriere gemacht hatte, als einem armen spanischen Edelfräulein zukam. Sie war Kaiserin der Franzosen geworden, Gattin Napoleons III. Der Palast war einer französischen Kaiserin würdig, ja eines spanischen Granden. Originale von Velázquez, von Ribera, von Murillo und von Goya darin. Ein großer Park umgibt das Schloß, es ist für Flieger nicht zu verwechseln, die es mit Bomben belegen wollen. Eines Nachts erschien ein Junkers-Geschwader darüber und warf nicht weniger als fünfundachtzig Bomben ab. Vermuteten die Faschisten, der Stab der republikanischen Zentrumsarmee müßte sich das nobelste Haus Madrids als Stabsgebäude ausgesucht haben? Oder wollte der Herzog von Alba als würdiger Nachfolger seines grausamen Ahnen seinen Besitz lieber in Flammen aufgehen sehen als in Händen von Bürgerlichen? Wie dem auch sei, nachher führte er in London Klage, die Republikaner hätten aus Rache sein Schloß in Brand gesetzt. Die englische Parlamentarierin, Herzogin von Atholl, stellte in Madrid fest, daß der Palast von deutschen Fliegern zusammengeschossen und daß dieser Tatbestand dem Herzog von Alba genau bekannt war,

denn der Majordomus des Palacio Lirio hatte seinem Herrn im Wege der britischen Gesandtschaft den Verlauf des deutschen Luftbombardements genau berichtet.

All diese edlen Rittersitze und ihre Schätze hieltest du, Mutter Madrid, seinerzeit vor der profanen Welt verborgen, das waren Teile deiner Wohnung, die unsereiner nicht betreten durfte. Hinter den verschlossenen Portalen und den herabgelassenen Vorhängen wurde geschwelgt, während sich das Elend in aller Öffentlichkeit feilbot. Auf den Straßen von Madrid verschleißten sich die Frauen, staatliche Lotterien dienten dazu, die Kinderbettelei zu sanktionieren, Spekulanten, politisierende Generale, gekaufte Journalisten und señoritos, Söhne von Staatsmännern, konspirierten in den Cafés der Straße Alcalá, wobei sie sich die Stiefel wichsen ließen.

Die reichsten deiner Söhne, Mutter Madrid, hielten sich im kühlen Schatten, auch als der König abgesetzt war. Sie traten erst ins Licht, als das Volk sich gegen die Mächte der wirtschaftlichen Niederhaltung, gegen die weltliche Macht des Kirchenadels und gegen das Finanzkapital zu wenden begann, sich sogar gegen Juan March wagte, den Schiebermonarchen und Monarchenschieber, der als einziger Bürgerlicher in den Palacios der stolzen kastilianischen Granden als Gleicher unter Gleichen aufgenommen war.

Da erst zogen die vornehmen Mitbürger gegen das andere Madrid zu Felde, Bürgerkrieg, Mitbürgerkrieg. Erbarmungslos schießt das einst herrschende Madrid auf das duldende. Monat auf Monat, Tag auf Tag, Nacht um Nacht, Stunde um Stunde dröhnt das Bombardement, das fürchterlichste, das je in der Menschheitsgeschichte gegen eine offene Stadt, eine Reichshauptstadt, entfesselt wurde. Und inmitten dieses Schalls schicken die entflohenen und wiederkehrenwollenden Madrilenen ihre Söldner und Sklaven vor die dichten, immer wieder zerspellenden Wellen von der Vorstadt Carabanchel her, von der Casa del Campo her, vom Universitätsviertel her.

„Wollt ihr denn alle obdachlos auf der Straße liegen?" fragen die Feinde, und das ist in der Tat der Sinn ihrer Kanonade. „Ist es euch, Brüder und Mitbürger, ist es euch denn lieber, daß alle eure Kinder mit zerfetzten Gliedern in

Todesqualen zucken und wimmern, als uns wieder unter euch zu sehen?"

Ja. So tönt die Antwort aus der Stadt Madrid und von allen Fronten Spaniens. Lieber sterben, lieber tausendmal alle Tode sterben, als euch wieder unter uns, das heißt über uns zu sehen.

Du wußtest, Mutter Madrid, warum du in Friedenszeiten jene Söhne verheimlichtest, die das Unheil brüteten. Jetzt segelt die Furienbrut schwirrend durch die Luft, daß die Scheiben beben, eine Sekunde später gellt der Aufschrei der berstenden Mauern anklägerisch zum Himmel empor, die Sirenen der Rettungsautos, die Trompeten und Glocken der Feuerwehr jagen dem Tatort zu, um im Schutt nach Mensch und Menschenrest zu suchen.

Deine Herrensöhne, Mutter Madrid, stehen nicht allein vor deiner Wohnungstür, mit ihnen wollen und schießen in deine Wohnung die Herrensöhnchen aus Berlin und Rom, und mit ihnen deren Sklaven, Caproni-Flieger aus Italien, SA-Männer aus Deutschland, Zuchthausanwärter, die in die Fremdenlegion entwischten, und zwangsrekrutierte Spanier aus den von meuternden Generalen besetzten Landesteilen. Kerntrupps aber sind die Marokkaner.

Dieses Personal aus Afrika schien den Herren der Palacios schon vor dem Bürgerkrieg das geeignete zu sein. Wie in der Halle des Hauses, in dem wir wohnen, das Gemälde Grecos dominiert, so dominiert an der Längswand der Bedientenhalle ein großes Photo, ein Gruppenbild. Es stellt den markgräflichen Chef-Kammerdiener oder Leibwachenkommandanten dar, livriert, bärbeißig und gegürtet, umgeben von einer Schar kostümierter und bewaffneter Mohren.

Stolz steht er da im Glanze seines Rangs und seiner Waffen und seiner Truppe, also im Glanz der Macht. Bei allem Lakaienstolz und aller Lakaienmacht aber durfte er nie an eine Meuterei gegen seine Herrscher denken. Das würde ihm auch übel bekommen sein. Ja, wenn es umgekehrt wäre. Wenn er, ein richtiger Lakai, die Waffen gegen das Volk anwendete, im Interesse seines Patrons, der nicht einmal sein Landsmann zu sein brauchte, dann wäre dem Oberlakaien und seinen schwarzen Unterlakaien ein Denkmal gewiß, so groß wie der Löwe von Luzern, das Monument der

Schweizer Dienerschaft, die sich für den König von Frankreich dem französischen Volk entgegenstellte.

Und wenn gar ein Diener der Republik, ein von der Republik besoldeter General gegen die Republik auszieht, um sie in finsterer Stunde verräterisch zu meucheln, dann winkt ihm Dank und Unterstützung durch die Lakaienseelen und die Herrschaften über die Lakaienseelen in aller Welt. Nicht bäumt sich die ganze Menschheit auf gegen solchen Treubruch und solche Massenschlachtung, nicht schämen sich die Großmächte, den verräterischen Staatsdiener anzuerkennen.

Diese deutsche oder italienische Granate, die eben durch deine Wohnung saust, Mutter Madrid, sie sucht ein Mordziel, und sie hat freie Bahn wie ihre zweimal hunderttausend Vorgängerinnen.

Aber keine Bange, Mutter Madrid, sie wird dich nicht töten und nicht deine treuen Kinder, die dich verteidigen. Verjüngt und verschönt wirst du sein, Madre Madrid, und dich deiner Kinder freuen, wenn jene, die nicht mehr in deinen Toren sind, auch nicht mehr vor deinen Toren stehen werden.

„Ich?" fragte er und wurde über und über rot vor Verlegenheit. Daß er so auf meine Anrede reagieren würde, hatte ich mir gedacht, deshalb hatte ich mich ja gerade an ihn gewendet, obwohl viele andere sich begierig zeigten, mir ihren Weg nach Spanien zu erzählen. Er aber hatte stumm im Hintergrund gesessen und mit großen Augen den Abenteuern gelauscht, die die Genossen vom österreichischen Bataillon „12. Februar" bestanden hatten auf ihrem Weg von Österreich bis nach Albacete in Spanien.

Seine Augen waren auch dann groß, wenn er nicht zuhörte. Über die hohe Stirn fiel eine dunkelblonde Strähne, weit holte sein Hinterkopf aus, bevor er sich zum Nacken senkte, und sein Mund glich in seiner Schwingung einem Mädchenmund, wie er denn überhaupt einem jungen gesunden Mädchen ähnlicher sah als einem Bürgerkriegssoldaten.

„Und wie bist du hergekommen?" hatte ich mich an ihn gewandt.

„Ich?" fragte er.

„Ja, du."

„Ich bin einfach mit der Bahn nach Paris gefahren und von dort hergekommen wie alle anderen."

„Warst du Arbeiter?"

„Ich war Bauer."

„Bauer? Du meinst wohl: Landarbeiter."

„Nein, ich hab ein kleines Anwesen gehabt in Tirol."

„Da hattest du also Geld?"

„Geld hab ich keins gehabt, ich hab meine Küh verkauft, um herzufahren."

Die Kameraden ringsumher fingen zu lachen an. Keiner von den Kameraden ringsumher hat seine Fahrkarte nach Spanien aus seinem Bankkonto bezahlt. Viele von ihnen hatten irgend etwas veräußert, der eine vielleicht einen ererbten Rollstuhl mit Handbetrieb, der andere eine Schmet-

terlingssammlung, der dritte ein Maskenkostüm (Ritterrüstung aus Pappendeckel), der vierte ein Tandem, vorne Herrensitz, hinten Damensitz, der fünfte, sechste sonst welche andere eigenartige Sachen. Aber – Kühe! Daß jemand seine Kühe verkauft, damit er in Spanien gegen den Faschismus kämpfen könne, schien ihnen maßlos komisch.

Ihn jedoch, den meine bloße Anrede in Verlegenheit gebracht hatte, brachte das Lachen der Kameraden gar nicht in Verlegenheit, er lachte mit und erzählte frei und ohne Scheu, wie das war mit seinem kleinen Anwesen in Tirol und wieso er kein Geld hatte, obwohl er ein Bauer auf eigenem Grund mit eigenem Viehbestand war. Ermuntert, auch zu sagen, wie in ihm die Absicht entstand, nach Spanien zu gehen, sagte er auch das, nicht mehr und nicht weniger, sachlich und gerundet, nie über den Bereich der Frage hinausgehend und mit einem Schlußpunkt, den er definitiv hinsetzte, um Frager und Hörer nicht zu ermüden, falls sie sich für nichts Weiteres interessieren sollten. Ich mußte wieder fragen, wie sich sein Entschluß verwirklicht, wie er die Kühe verkauft, die Reise vollzogen und wie sein Schicksal im Krieg sich gestaltet hatte, bevor er je einen Bericht zur Antwort gab, wiederum jeden als ein abgeschlossenes Kapitel. Es wurde eine Bauerngeschichte, aber eine anderer Art als die, die man bei Peter Rosegger oder bei Adolf Pichler oder bei jenem Berthold Auerbach liest, über den der Schüttelreim geht: „Ganz anders ist der Bauer, ach – als wie bei Berthold Auerbach."

Der Bauer, der uns hier im Kreise seiner Kameraden seine Bauerngeschichte erzählt, heißt Max Bair, ist Tiroler, zwanzig Jahre alt, im Weltkrieg geboren. Sein Vater war Bauer und hatte den Hof geerbt, den er später seinem Sohn vererbte, einen kleinen Hof zwischen dem kleinen Weiler Staatz und dem kleinen Weiler Salfaun. Wipptal heißt die Gegend, und man kann dieses Tal nur dann ein Tal nennen, wenn man eben jeden Zwischenraum zwischen zwei Bergen ein Tal nennen will. Die Landstraße hat gerade noch Platz in der schmalen Furche, die Eisenbahn muß sich ihren Weg schon höher oben suchen, auf dem Abhang. Auf dem Abhang stehen auch die Bauernhäuser, ihr Fundament ist ebenso schief wie die Felder. Für die Fuhrwerke ist kein

Fuhrweg da, die Bauern tragen den Dünger und die Bäuerinnen die Jauche auf dem Rücken ins Feld hinauf und das Heubündel auf dem Kopf in den Stall hinab. Nur an den tiefsten Stellen des Berghangs, bevor der Fichtenbestand anfängt, ist Feld, also wenig.

Nicht in jedem Jahr kann geerntet werden. Wenn der Sommer nicht warm ist, war alle Feldarbeit vergeblich, die Weizenhalme stehen leer. Wenn im Winter zuwenig Schnee fällt, vereist der Boden, dann gibt's auch keine Ernte. Arm sind die Bauern im Wipptal, von hundert sind höchstens drei, deren Haus schuldenfrei dasteht. Zwangsversteigerungen sind an der Tagesordnung; zuerst wird das Inventar versteigert. Wütend sieht der Bauer, weinend die Bäuerin, wie ihre Habe geringgeschätzt und Stück für Stück davongeschleppt wird; das nächstemal kommt das leere Haus mit dem Grundstück dran und findet meistens keinen Bieter.

Die Landstraße unten ist keine gewöhnliche Landstraße. Es ist die Brennerstraße, seit zweitausend Jahren der Hauptweg ins Italienische. Ununterbrochen sausen Autos vorbei, schöne, glitzernde Autos, aber noch keinem ist es eingefallen, in Staatz oder in Salfaun haltzumachen, geschweige denn vor dem Bairschen Häuschen, das just dazwischen liegt.

Bair-Vater hatte eine Frau, die hat ihm drei Kinder geboren und sich dann so lange gerackert, um das Essen für sie aus dem Hof herauszuwirtschaften, bis sie starb, zweiunddreißig Jahre alt.

So geht's also nicht, sagte sich Bair-Vater, man muß den Hof vergrößern, damit er etwas trägt. Er kaufte ein Feld, und weil er kein Geld hatte, borgte er es sich von der Raiffeisenkasse aus, 3600 Schilling, die wurden als Hypothek eingetragen. Außerdem heiratete er zum zweitenmal.

Die drei Bair-Kinder gingen nach Matrei in die Schule. Maxl lernte am besten, nicht nur am besten von seinen Geschwistern, sondern auch am besten von allen Schülern. Der Lehrer hätte es gern gesehen, daß der Bair-Max studieren gegangen wäre an die Lehrerbildungsanstalt nach Innsbruck. Aber es war ja kein Geld da für so etwas. Da hat der Lehrer mit dem Pfarrer gesprochen und der Pfarrer mit dem Bair-Vater, er, der Pfarrer könnte dem Jungen einen Frei-

platz im Priesterseminar verschaffen. Auch darauf konnte der Vater nicht eingehen, weil er die Kinder ja zur Arbeit brauchte. (Avis für Leser, die glauben, mit Stipendien und Schulgeldbefreiung sei den Kindern der Armen die gleiche Möglichkeit zum Studium gegeben wie den Reichen: Immer werden die Kinder der Armen daheim zur Arbeit gebraucht.)

Der Maxl hat schon vom vierten Lebensjahr an gearbeitet, Holz getragen, gemolken, „aber vom sechsten Jahr", sagt Max, „hab ich schon Arbeiten gemacht, die Kinder erst mit zwölf Jahren machen sollen, Holz sägen, kochen, waschen, buttern". Selbstverständlich konnte ihn der Vater nicht entbehren. „Daß ich nicht nach Innsbruck gangen bin, wie's der Lehrer gwollt hat, dös hat mi gstiert, i hätt gern studiert. Aber daß mich der Vater dem Pfarrer nit gebn hat, dös hat mi gar nit gstiert, a Pfarrer wär i doch nit worn, dös glaub i nit."

1934 starb der Vater, ein paar Wochen lang bewirtschaftete die Witwe das Haus, kam nicht vorwärts und nahm ein Darlehen auf, 400 Schilling. Dann wurde der Bruder vom verstorbenen Bair-Bauer, ein ausgedienter Weichensteller mit 200 Schilling Monatspension, als Vormund auf das Gut gesetzt und sollte es so, wie er es übernommen hatte, dem Max bei dessen Volljährigkeit übergeben. Onkel Bair behauptete, er werde es sogar in noch weit besserem Zustand übergeben, man solle ihn nur schalten lassen. Gut, Max verdingte sich in Matrei als Holzknecht, die Schwester, kaum fünfzehn Jahre alt, ging ins Oberinntal, und die Stiefmutter ins Stubaital als „Dirn" in Dienst. Onkel Bair saß auf dem Hof, verstand nichts von der Wirtschaft, trank gern Weinschnaps und noch lieber Kranewittschen Beerenschnaps, machte 500 Schilling Schulden für Gespanne zur Feldwirtschaft und verkaufte schließlich die Vorratssäcke mit Mehl, die Feldgeräte und alles andere, was nicht niet- und nagelfest war, einschließlich der Bettüberzüge.

So übernahm der Max, als er im Januar 1937 volljährig geworden war, das hohle Haus mitsamt den Schulden von Stiefmutter und Onkel. Sozusagen bei seinem Einzug standen schon die Gläubiger da und mahnten, von Tag zu Tag wurden sie dringlicher. Der Max, jetzt selbständiger Bauer,

mußte eine neue Schuld aufnehmen, um etwas von der alten bezahlen zu können und eine Kuh zu kaufen. 900 Schilling bekam er geborgt.

Dreieinhalb Joch hat er gehabt, fast nur Weide. Für drei Kühe hat's grad noch gereicht zum Füttern, das heißt, nur für das, was sie an Gras brauchten.

Das Essen mußte er einkaufen, für sich Mehl und für die Kühe Futtermehl. Ein wenig Kartoffeln hatte er, das Schmalz und Salz zahlten für ihn die Kühe mit ihrer weißen, flüssigen Währung. In Staatz, ein paar Kilometer weiter, ist eine Spinnerei, deren Personalhaus ihm täglich acht Liter zu je dreißig Groschen abnahm.

Mit Buttern kommt der Bauer schlechter weg, als wenn er die Milch als Milch verkauft, der Händler will an der Butter noch mehr verdienen als an Margarine. Zu einem Kilogramm Butter braucht man 25 Liter Milch, das sind zu obigem Preis 7 Schilling 50 Groschen, aber für ein Kilo Butter werden nur 3 Schilling gezahlt, also weniger als die Hälfte von dem Wert des Materials. Und wo bleibt die Bezahlung der Arbeit? Nur zwei Kilo butterte Max allwöchentlich für die Milchkundschaft, die sich das ausbedungen hatte, und ein drittes Kilo für sich. Jedoch aß er es nicht selbst auf, sondern tauschte es gegen zwei Kilo Margarine ein. Wie die Reisbauern in Japan zu arm sind, um Reis essen zu können, so essen die Viehbauern in Tirol nur Margarine. Wie soll man da die Schulden abarbeiten, das geht gar nicht. Wenn nicht der Bruder, die Schwester und die Stiefmutter in Dienst gegangen wären, hätten sie alle miteinander verhungern müssen, trotz ihrem eigenen Hof.

„Da hab i halt die Küh verkauft und bin nach Spanien gefahren, über Paris, wie alle andern hier. Das ist die ganze Gschicht."

Schön, Max, aber wie bist du auf die Idee gekommen, gerade nach Spanien in den Krieg zu gehen?

Da muß man zurückgehen in die Zeit, als Maxl noch ein ganz kleiner Junge war, ins Jahr 1928 nämlich. Da ist im nahen Gschnitztal ein fürchterlicher Wolkenbruch niedergegangen, habt ihr nicht davon gehört? Nun, macht nichts, es war also damals ein Wolkenbruch, und gleichzeitig ist das Wasser vom Ferner heruntergekommen, alle Brücken und

alle Dämme und alle Archen wurden damals in Stücke zerschlagen, und die Grundlawinen haben die Häuser weggerissen. Alles sollte wieder hergerichtet und ein Reservebett für den Gschnitzerbach gemauert werden. Seit neun Jahren arbeiten sie dort, sind noch nicht fertig, aber jede Weile wird ein Teil der Arbeiter entlassen. Unter den zuletzt Entlassenen von 1937 war ein gewisser Knotzer Johann, ein Steinmaurer und Mineur, er hat die Bäche mit Steinmauern eingedämmt, und in den Steinbrüchen hat er die Sprengungen gemacht.

Zuerst, als sie ihn abgebaut haben, hat der Knotzer Johann eine Arbeitslosenunterstützung von 2 Schilling 10 pro Tag bezogen; nach fünf Monaten, als die Abgebauten schon zerstreut waren und nicht mehr zusammen etwas dagegen machen konnten, wurde ihnen die Unterstützung auf 1 Schilling 60 gekürzt. Johann ist in der Gegend geblieben, weil ihm gesagt worden ist, man werde ihn bald wieder einstellen, und er ist Kostgänger beim jungen Bair-Bauer geworden. Dafür zahlte er dem Max zwanzig Schilling für je vierzehn Tage.

Mit Politik hat sich der Max nie sehr befaßt. Als die illegale Hitler-Jugend von Steinach ihn aufforderte, gelegentlich zu einem Wochenabend zu kommen, hat er ihnen gesagt, dazu sei ihm der Abend zu schade. Wanderredner der Nazis hatte er ja schon gehört und gemerkt, daß das, was sie da schwitzend und schreiend vortrugen, ihn nichts anging. Vielleicht, wenn sie etwas von Bodenaufteilung für die armen Bauern erzählt hätten oder davon, daß man Schulden nicht erben dürfe oder daß auch der Arme studieren solle, vielleicht hätte ihn das schon interessiert. Aber mit ihrer „Wehrhaftmachung" und ihrem „Schmachfrieden" konnten sie ihn am Arsch lecken, wie er auf gut tirolerisch dachte.

Von Zeitungen hatte der Max die „Bauernzeitung" und den „Innsbrucker Volksboten" gelesen; darin waren eigentlich nur die Ankündigungen der Viehmärkte und die Vieh- und Milchpreise für ihn wichtig, sonst stand nicht viel Gescheites drin.

Aber der Knotzer Johann, der hat etwas gewußt von der Welt, er war ein Linzer und ein Arbeiter, und hat den

Max aufgeklärt über Sowjetrußland und warum der Pfarrer von Kufstein und die Zeitungen so darauf schimpfen, und dann über den Sozialismus. Mehr darüber zu hören und zu lesen, das wurde Maxens stärkster Wunsch. Es gab im Steinbruch einen, der hatte solche Literatur, der Knotzer Johann kannte ihn, und bald saßen sie mit diesem dritten, dem Stefan, auf Maxens Hof, und ein vierter gesellte sich dazu, der Ludwig, ein Arbeiter aus der Staatzer Spinnerei, und lasen „Weg und Ziel" und „Rote Fahne" und andere illegale Zeitungen Österreichs, und redeten von der Sowjetunion und von Spanien.

Nach Spanien müßt man! Nach Spanien müßt man, um mitzutun, mitzuhelfen.

„Zu den Internationalen Brigaden", wurde plötzlich eine ganz leise und langsame Stimme laut.

Danach sprach keiner etwas. Nachdenklich saßen sie um den Tisch, das Wort „Internationale Brigaden" war in ihnen wie eine Sehnsucht.

Eine unerfüllbare Sehnsucht, denken sie. Es geht doch nicht, einfach zum Schalter zu gehn und eine Fahrkarte zu lösen, dritter Klasse von Matrei nach Guadalajara. Selbst wenn man Geld hättte, geht das nicht.

Der nächste Tag ist ein Samstag, wieder sitzen sie abends beisammen, die Arme haben sie auf den Tisch gelegt und schweigen. Sie schweigen alle das gleiche: „Internationale Brigaden."

Wie sie am Sonntag zu viert in Schönberg spazierengehen, treffen sie den Hugo, einen Zimmermann, der früher mit Johann und Stefan auf dem gleichen Bau geschafft hat. Jetzt arbeitet er am Bau einer neuen Finanzerkaserne auf dem Brennerpaß, gerade an der Grenze, und hat viel zu erzählen von oben. Heute nacht seien wieder zwei junge Italiener herübergekommen, um den Weg nach Spanien zur republikanischen Armee zu machen. In den letzten Wochen kamen schon zehn herüber, einmal drei Soldaten, einmal ein Reservist, die anderen waren Militärpflichtige. Alle schimpften darauf, daß der Mussolini die ganze italienische Jugend nach Spanien verfrachtet. „Wenn wir schon nach Spanien müssen, so wollen wir dort lieber für das Volk gegen die Generäle kämpfen als für die Generäle gegen das Volk."

Die österreichischen Arbeiter oben helfen ihnen, so gut sie können. Sind doch auch aus Innsbruck schon Freiwillige nach Spanien gegangen.

„Aus Innsbruck?" fragen der Max und der Johann und der Ludwig und der Stefan. „Von wo denn in Innsbruck?"

Das weiß der Hugo nicht, Adresse weiß er nicht. „Nun", meint der Stefan, „wenn wir hinwollten, eine Adreß hätt ich schon. In einer von den Zeitungen steht die Adreß von der Redaktion. Die ist in Paris. Von dort könnten wir uns ja weiterfragen bis nach Spanien."

„Ja, das könnten wir", nickt der Max, „und das werden wir auch machen."

„Wenn wir nur a Geld hätten", seufzt der Johann.

Darauf hat ihnen der Max erklärt, er werde seine Küh verkaufen. „Das hab ich gmacht", sagt uns der Max, um seinen Bericht abzuschließen, „und alsdann sind wir vier über Paris nach Spanien gefahren. Das ist die ganze Gschicht."

Ob er denn seine Kühe sofort zu Geld machen konnte?

O ja, ganz leicht. Drei Kühe hat er gehabt, die „Graue", die „Moltl" und die „Schwarze". Die Graue war die beste, sie hat manchmal vierzehn Liter Milch täglich gegeben und alle Jahre gekälbert, und vier Wochen nach dem Kälbern konnte der Max schon mit ihr fuhrwerken.

Diese also, die Graue, verkauft der Max gleich am Montag einem Großbauern in Mühlen, der schon lange ein Auge auf sie geworfen hat; noch vor einem Monat hat der Großbauer 640 Schilling für sie zahlen wollen, aber inzwischen sind die Preise für Kälberkühe um hundert Schilling gefallen, und weitere 30 Schilling zieht der Großbauer ab, weil er sieht, daß der Max sie loswerden möchte.

So hat denn der Max die Graue für 510 Schilling nach Mühlen hinaufgeführt, ganz offen, denn das kommt öfters vor, daß ein Bauer eine von seinen Kühen verkauft.

Bei der zweiten, der „Moltl", mußte schon vorsichtiger zu Werk gegangen werden, damit die Nachbarn nicht stutzig werden und Gedanken darüber anstellen, warum der junge Bair-Bauer seine Kühe verkauft. Dabei war's, was die Moltl anlangte, eigentlich viel einleuchtender, daß der Max sie loswerden wollte. Die hat ja am Tag nicht weniger als zwölf

Kilo Heu verfressen, ein halbes Kilo Futtermehl und ein Viertelkilo Roggen, also weit mehr als die Graue, die vier Liter Milch mehr gegeben hat.

Für 400 Schilling bietet sie der Max einem Viehhändler an, das heißt einem der Großbauern, die sich mit Kauf- und Wiederverkauf von Vieh befassen. Höchstens 300, sagt der Viehhändler. Bei 320 wird man handelseins; der Max hat sich ausbedungen, die Kuh könne bis zum nächsten Markttag bei ihm bleiben, damit er mit der Milchlieferung nicht ins Stocken komme, bevor er sich eine neue Kuh angeschafft habe. Der Viehhändler zahlt gleich ein „Kompare" von 40 Schilling, einen Handschlag in barem Geld, das ist bei jedem Vieh üblich, gewöhnlich sind's aber nur 10 bis 15 Schilling.

Am 3. Juni 1937 ist Viehmarkt in Steinach. Dorthin geht der Max, nachdem er die Moltl ihrem neuen Besitzer abgeliefert hat, mit seiner dritten und letzten Kuh. Seine Schwester begleitet ihn, sie glaubt, der Max will heute drei neue Kühe anschaffen, und ahnt nicht, daß alles anders ist, er noch heute auf eine lange, lange Reise gehen wird. Seine drei Freunde sind schon vorausgefahren, nach Innsbruck.

Die dritte Kuh ist die „Schwarze", die schlechteste von allen dreien. Ob ich sie nur loswerde, denkt der Max, der am Abend nach Spanien fahren wird, um Soldat zu werden.

Er ist kaum im Ort, noch gute zehn Minuten vom Viehplatz entfernt, da trifft er den Händler, von dem er vor vier Monaten die Schwarze für 420 Schilling gekauft hat. „Na, Bair-Bauer", ruft der Händler, „willst sie wieder verkaufen, die Schwarze da?"

„Will sie wieder verkaufen", bejaht der Max, „sie gibt mir zuwenig Milch. Nur neun Liter gibt sie, und du hast gesagt, sie gibt elfe." Das sagt der Max, und er könnte zur Begründung der Verkaufsabsicht und als Vorwurf gegen den Händler noch hinzufügen, daß die Schwarze nimmer kälbert worden ist, obwohl sie in den vier Monaten schon dreimal beim Stier war. Aber das sagt der Max dem Händler nicht, damit der nicht noch weniger bietet, wenn er sie etwa kaufen will.

„Was?" sagt der Händler. „Nur neun Liter gibt sie? Wahrscheinlich gibst du ihr nicht das rechte Futter."

„Kannst du ihr ja das rechte Futter geben, wannst sie haben willst." Dann handelt man so hin und her, und schließlich geht die Schwarze für 280 Schilling an den Händler zurück, der sie vor vier Monaten für 420 Schilling verkauft und wahrscheinlich schon damals an dem Verkauf schön verdient hat – soviel kann der Bair-Bauer und seine Nachbarn bei aller Arbeit in vier Monaten niemals verdienen.

Nun sind die drei Kühe weg, die Graue, die Moltl und auch die Schwarze, und in der Tasche ist das Fahrgeld nach – pst, Maxl, nur Ruhe.

Zur Schwester sagt der Max: „Brauchst nit nach Haus kommen zum Kochen heut. I kauf noch die Küh und fahr dann nach Innsbruck. Die Küh kommen erst abends. Da hast 170 Schilling, damit ich's nit verputzen tu."

Dann ist der Max nach Hause gegangen und hat einen Abschiedsbrief an die Schwester geschrieben und einen Brief an den Vormund, darin hat er geraten, man soll das Haus verkaufen und das Geld aufteilen an Stiefmutter, Schwester und Bruder.

Ade, Bair-Hof! Abfahrt nach Innsbruck. Vor dem Triumphbogen warten die drei Freunde, sie waren schon im Reisebüro, sie wissen schon alles: die Fahrkarte nach Paris kostet nicht, wie Hugo behauptet hat, 60 Schilling (vielleicht gilt das für Personenzüge?), leider kostet sie mehr, sie kostet 68 Schilling 50, trotz der Ermäßigung für Weltausstellungsbesucher, und der Zug geht um halb fünf. Um halb vier sind die vier schon an der Bahn, um halb fünf fährt der Expreß Wien–Paris aus der Innsbrucker Bahnhofshalle. Ade, mein Land Tiro-o-ol, ade, mein Land Tirol.

„Dann waren wir in Paris, und von dort sind wir nach Spanien. So, und jetzt wißt ihr alles von unserer Reise!"

Und auf der Fahrt, Max, und in Paris ist gar nichts passiert?

Gar nichts. Alles ist glatt gegangen. Ein bißchen haben sich die vier im Abteil darüber Sorgen gemacht, ob sie sich durchfinden werden ohne Französisch.

„Was kann uns denn geschehen?" sagt der Johann mit gespieltem Gleichmut. „Die Adreß in Paris ham wir ja, und die werden uns schon weiter dirischieren. Die Adreß ist die Hauptsach."

Stefans Hände bewegen sich nervös in seinen Rock-, Hosen-, Manteltaschen, dann im Köfferchen. Stefan ist blaß. „I hab die Adreß vergessen."

Schöne Bescherung! Aber schließlich und endlich wird sich doch in Paris das Amt ausfindig machen lassen, das die Soldaten zu den Internationalen Brigaden nach Spanien schickt. Schließlich und endlich sind ja schon viele tausend Freiwillige nach Spanien gegangen.

Um sieben Uhr früh sind sie in Paris, der Johann, der Stefan, der Ludwig und der Max, der gestern um diese Zeit die Moltl zum Viehhändler gebracht hat und nachher die Schwarze zum Viehmarkt nach Steinach.

Paris ist etwas ganz anderes, gar kein Vergleich. Man traut sich gar nicht vom Bahnhof auf die andere Seite des Platzes zu gehen, so viele Autos rennen hin und her.

Gegenüber ist ein Hotel, Grand Hôtel du Nord heißt es, und der Portier spricht deutsch. Das ist gut. Die vier Ankömmlinge wollen ein gemeinsames Zimmer, und der Portier sagt, er habe eins mit zwei Betten, da können je zwei in einem Bett schlafen. Das ist auch gut. Hundert Francs pro Tag kostet es, sagt er. Das ist nicht gut. Die vier fragen, ob er kein billigeres hat. Nein, antwortet er, ein billigeres hat er nicht.

Ob sie das Zimmer nicht billiger bekommen könnten, fragen sie. Ja, sagt er, da müßten sie es für einen ganzen Monat nehmen, im Monat kostet's nur 2500 Francs. Teufel, Teufel, staunen die vier. Lacht der Portier und rühmt sich, das sei noch gar nichts, sonst kosten die Zimmer bei ihm bis zu 6000 Francs im Monat, und wirklich zeigt er ihnen solche Ziffern in seinem Geschäftsbuch.

Was bleibt den vieren übrig? Mit den Handkoffern können sie nicht durch Paris trotten, um die Adresse der Internationalen Brigaden zu suchen. Also nehmen sie das Zimmer für hundert Francs.

Während sie im Fahrstuhl hinauffahren, denkt der Max allerhand. Seines Vaters Leben, ein Menschenleben voll Arbeit, und das Leben seiner Mutter, die sich zu Tode rackerte, hatte als einziges Ergebnis, daß sie ihren Kindern, die sich von klein auf mitgeplagt hatten, eine Schuld von 3600 Schilling hinterließen.

Immer höher fährt der Lift, und der Max denkt an die 400-Schilling-Schuld, aufgenommen von der Stiefmutter. Der Max denkt an den Bair-Onkel, den pensionierten Weichensteller, der nichts von der Wirtschaft verstand und Kranewittschen Beerenschnaps trank, und binnen zwei Jahren 500 Schilling Schulden machte.

Der Fahrstuhl hält. Geführt von einem Kellner, gehen sie auf einem Teppich zahllose Zimmertüren entlang. In eines treten sie ein, das ist aber ein Zimmer! Der Schrank selbst ist ja ein Zimmer, das Waschbecken ist wieder ein Zimmer, in den Schränken sind Spiegel eingelassen. Dafür kostet's auch hundert Francs. Eine Woche, wenn man hier schlafen müßte, tät mehr kosten als alle drei Küh zusammen, die Graue, die Moltl und die Schwarze.

Es heißt so schnell wie möglich aus Paris wegzukommen. Sie gehen auf die Straße. Und dann? Kurze Beratung. Zwei sollen nach rechts, zwei nach links gehen und ein Arbeiterviertel suchen. Dort wird ihnen schon jemand raten, was zu tun ist. Und mittags wollen sie einander wieder hier vor dem Hotel treffen.

Nur das letztere klappt. Kein Arbeiterviertel haben sie gefunden und keinen, der ihnen Auskunft gegeben hätte, welcher Weg nach Spanien führt.

Sie sitzen in einem Kaffeehaus, eigentlich an einem Tisch auf der Straße, aber die Tische gehören zu einem Kaffeehaus. Die vier haben Hunger. Sie wissen aber nicht, wie man auf französisch ein Butterbrot mit Salami bestellt, also trinken sie Kaffee und sind traurig, so schwer hatten sie sich die Reise nach Spanien nicht vorgestellt.

Ein Straßenhändler geht vorbei, bietet Mandeln und Zuckerln an, sie kaufen Mandeln und Zuckerln, und es stellt sich heraus, daß der Händler ein Elsässer ist und deutsch versteht. Sie zwinkern einander zu: Soll man den fragen?

Als er weggeht, folgt ihm der Stefan und fragt ihn. Der Zuckerhändler kauft eine Zeitung: Sehen Sie, das ist das Organ einer Volksfrontpartei und da ist die Adresse. Nehmen Sie die Métro, bei Châtelet müssen Sie umsteigen. Er schreibt es sogar auf, Umsteigestation und Endstation.

Etwas ist schon erreicht, und die Untergrundbahnbillette

werden ohne besondere Schwierigkeiten gelöst. Freilich, unten im Labyrinth ist es für vier neuangekommene Tiroler Buam sehr schwer, sich auszukennen. Zum Glück merkt eine Frau, wie die vier verstört herumstehen und nur deutsch sprechen. Sie fährt mit ihnen zu der Zeitung, hat aber keine Zeit, mit ihnen hinaufzugehen.

Bei der Zeitung ist man sehr mißtrauisch und gibt nur den Bescheid, die vier sollen in einer halben Stunde wiederkommen, bis ein Übersetzer da sein wird.

Sie warten vor dem Haus, und ein Mann tritt zu ihnen, der spricht auch ein wenig deutsch und fragt leise, ob sie weiterfahren wollen. „Ja, das eben möchten wir", erfährt er. Ob sie eventuell nach Spanien fahren würden? „Warum nicht?" sagt einer. Dazu könne er ihnen verhelfen, noch heute abend könnten sie fahren und hundert Francs bekäme jeder als Handgeld. Der Zug geht direkt nach Mailand, dann mit dem Schiff nach Spanien.

„Nach Mailand?" staunen die vier, wieso denn nach Mailand, wieso denn nach Italien? Sie wollen ja zur republikanischen Armee, nicht zu Franco.

Aber der Fremde erklärt, das sei ein Fehler. Franco stehe militärisch viel günstiger, und es gäbe dort mehr zu verdienen . . .

Ohne ein Wort zu erwidern, ohne sich miteinander zu verabreden, ohne sich auch nur anzusehen, treten unsere vier schnell wieder in das Zeitungshaus und warten oben auf den Übersetzer.

Der kommt schließlich, fragt sie aus nach Strich und Faden und fährt mit ihnen in einem Taxi zu einem Büro. Dort fragt ihnen wieder einer das Beuschl aus dem Leib, aber am Schluß der Aussprache, am Schluß spricht er sie mit dem Wort „Genossen" an. „Genossen, Montag werdet ihr fahren." Quartier wird besorgt für die Genossen, um sieben Uhr sind sie wieder im Grand Hôtel du Nord und müssen für das Zimmer, das sie nicht benutzt haben, fünfundsiebzig Francs zahlen. Mit ihren Koffern ziehen sie um zu anderen Genossen.

So ergebnisreich und so glücklich endend dieser Tag auch war, der nächste Tag ist noch viel ergebnisreicher und glücklicher. Ganz zeitig stehen sie auf und gehen in die Welt-

ausstellung. In die Weltausstellung? Sie schauen sich kaum um in der Weltausstellung auf ihrem Weg vom Eingang bis zum Sowjetpavillon, so eilig haben sie's. Sie wollen das sehen, was sie gelesen und gehört und worüber sie gesprochen haben. Drei Tage lang, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, sind sie im Sowjetpavillon, alles fassen sie an, alles wollen sie wissen. Den Max interessiert am meisten die Viehzucht da drüben, er schaut sich die Karten an, die Dokumente, die Photos, die Statistiken, die Zeitungen. Nein, dort kann es keine Viehhändler geben, die an einer einzigen blöden Moltl beim Verkauf mehr verdienen, als sie je tragen kann. Nein, dort kann ein junger Bauer sein Anwesen nicht so verschuldet erben, daß er es sein Lebtag nicht hochbringen kann. Dort kann es auch keine Zwangsversteigerung geben. Dort gibt es Milchkollektive und Milch- und Buttersowchose, elektrische Separatoren, Veterinärpunkte, Tierapotheken, Bauernhochschulen, Bibliotheken, Klubs, dort gibt es . . .

Halt, halt, Max! Wir glauben dir, daß du uns stundenlang vom Sowjetpavillon erzählen möchtest und daß du noch heute dort stündest und gafftest, wenn du nicht nach Spanien hättest abmüssen! Erzähle lieber von der Weiterfahrt.

Da gibt's nicht mehr viel zu erzählen. Von Paris aus ist es nach N . . . gegangen, dort hat der Max den Rest seines Geldes an die Schwester abgeschickt und ihr geschrieben, sie soll ihm einmal einen Brief darüber schicken, was zu Haus geworden ist. Rückadresse: Internationale Brigaden, Spanien. Dann ging's über die Grenze. In X . . . haben schon hundertfünfzig Freiwillige aus allen möglichen Ländern auf den Abtransport zu den Brigaden gewartet. Der kam bald, und alle haben sich schon gefreut, es geht an die Front. Aber keine Spur, nach Y . . . ist's gegangen, dort sind sie dreizehn Tage lang ausgebildet worden, und nachher kamen der Max und der Stefan zum vierten Bataillon von der elften Brigade, der Johann und der Ludwig blieben noch in Y . . ., um einen Ausbildungskursus als Telefonisten mitzumachen.

Die elfte Brigade ist eine Internationale Brigade, und ihr viertes Bataillon ist ein österreichisches Bataillon, es heißt „Bataillon des 12. Februar" zur Erinnerung an den Tag von

1934, da sich die österreichische Arbeiterschaft gegen die Reaktion erhob.

In der mittleren Juliwoche wird das Bataillon „12. Februar" zum Sturm auf Quijorna und Brunete befohlen, der Sturm ist siegreich, der Max und der Stefan sind auch dabei. Der Max ist nachher zum Unteroffizier befördert worden, aber auf unsere Frage, warum das geschehen ist, antwortet er, das könne er nicht sagen, das wisse er auch nicht.

Dann kommt Villalba, eine Station der Ruhe und der Ausbildung, aber keiner langen. Dorthin kommen auch Ludwig und Johann, und die vier sind wieder beisammen. Schon am 24. August sind sie bei Quinto im Gefecht, und dort wird der Max verwundet.

„Damit ist die Gschicht aus", sagt der Max, „das war eine verflucht lange Gschicht." Er wischt sich den Schweiß vom Gesicht.

Sag uns noch, wie's bei Quinto war, Max.

Das wissen ja hier alle, wie's bei Quinto war. Um zehn Uhr vormittags wird Sturm befohlen, ohne Tanks geht es vor, der Feind ist auf den Grat eingeschossen, der zwischen ihm und uns liegt, die Republikaner haben große Verluste, und ihr Angriff stockt. Die Österreicher bleiben einen halben Tag auf halbem Weg vor Quinto liegen und graben sich dort ein; dort teilt der Kommandant dem Max mit, daß er zum Sergeanten ernannt ist, aber auf unsere Frage, warum das gewesen ist, antwortete er wieder, das könne er nicht sagen, das wisse er auch nicht.

Um sechs Uhr abends stürmen sie nochmals und nehmen den Ostrand von Quinto, wo sie sich verschanzen. Vor ihnen ist noch die Kirche, ein Offizier und vier Mann wollen rekognoszieren. Durch zwei Straßen kommen sie unbeschossen, als sie wieder um die Ecke biegen, kriegen sie Feuer, vielleicht aus einem Fenster, vielleicht aus dem Kirchturm, der Offizier und drei Männer sind tot, den vierten Mann der Patrouille trifft ein Explosivgeschoß in die Hüfte, zerschmettert sie, nachdem es vorher den Stiel seiner Handgranate durchgeschlagen und das Holz ins Fleisch hineingetrieben hat. Dieser Mann, der sich zwischen den vier Toten vor Schmerzen krümmt, ist der Max. Aus allen Fenstern der Straße böllert's, niemand kann ihn holen, sind doch die Sani-

täter nicht einmal bis zur Kompanie vorgekommen, und die vier Toten und der Verwundete liegen weit vor der Kompanie, ihr unsichtbar. Drei Straßenecken sind dazwischen. Es dämmert. Keine Hoffnung für dich, Max . . .

Keine Hoffnung für dich, Max, wenn da nicht plötzlich jemand angekrochen käme, das ist der Stefan, und sagt: „Wollt nur mal gucken, ob du noch lebst, Maxl."

„I leb schon noch", sagt der Max, „aber i bin troffen."

„Dös seh i ja", sagt der Stefan, „wart noch a Weil, mir kommen di holen."

Da wartet der Max „a Weil", und dann kriechen drei heran, schieben eine Decke unter ihn, der Stefan, der Ludwig und ein Wiener von der Kompanie, und tragen ihn fort; unterwegs kommt auch der Johann heran, und jetzt tragen ihn die vier hinter eine Mauer, wo sie ihn mit ihren Verbandpäckchen ein bißchen verbinden und hinterher aus dem Dorf hinaustragen aufs Feld vor Quinto, hinter den Hügel, auf dem sie vormittags lagen, zum Hilfsplatz.

Und dann wird der Max umbandagiert, seine Freunde nehmen Abschied, sie gehen nach vorne zurück, und er wird in einen Ambulanzwagen geladen. Der fährt die ganze Nacht lang über Straßen, die schon vorher miserabel waren und jetzt noch zerfahren und zerschossen sind. Die schmerzvollste Nacht in Maxens Leben. In Hijar wird er operiert, bleibt ein paar Tage, dann kommt er nach Benicasim, dort kann er schon aufstehen und am Meeresstrand spazierengehen und Bücher lesen, von denen ihm der „Bauernkrieg" von Engels am besten gefällt, über dieses Buch kann man so lange nachdenken, auch wenn man's schon ausgelesen hat. Und jetzt ist er wieder hier bei den Kameraden.

„Ist das alles, Max?"

„Das ist alles, glaub ich. Ja, richtig: von meiner Schwester hab ich einen Brief. Sie haben das Haus nicht verkauft, trotzdem ich es ihnen geraten hab. Die Gemeinde hat es verpachtet, aber der neue Pächter wird gar nichts zahlen, das weiß ich schon im voraus. Bis jetzt hat er nur eine neue Hypothek aufgenommen, 600 Schilling. Was kann er denn dafür kaufen? Zwei schlechte Küh höchstens. Vielleicht die Schwarze und die Moltl."

NOTIZEN ÜBER EIN NACHBARHAUS

Heute bekam ich von einer Freundin aus den USA die Abschrift eines Briefes, den sie von ihrem Mann an der Front „irgendwo in Europa" erhalten hat. Er schreibt: „Gestern bin ich allein durch die Gärten gegangen, durch die uns Egon so oft geführt hat. Dann war ich dort, wo er gewohnt hat, und auch am Haus gegenüber. Es steht noch, aber es ist versperrt."

Die Angabe läßt keine Nebendeutung zu. Die Gärten, durch die mein Freund so oft mit mir gegangen ist, sind der Schloßpark von Versailles, in dem Haus, in dem er nachher war, habe ich sieben Jahre gewohnt, und das Haus gegenüber ist zwar versperrt, aber es steht noch.

Dieses mein Nachbarhaus ist bis Sonnabend, 20. Juni 1789, ein gedeckter Ballspielplatz gewesen. (Es ist eigentlich gar kein Haus, sondern eine sechs Meter hohe fensterlose Mauer, über die eine Art Veranda gestülpt ist; diese Veranda ist durch eine Unzahl ganz alter Milchglasscheiben geschlossen.) Bis zu diesem obenerwähnten Datum also hat mein Nachbarhaus mit meiner und der Weltgeschichte nichts zu tun. Bis zu diesem Datum hielt der dritte Stand seine Sitzungen in der „Salle des menus plaisirs", die zwischen Rue des Chantiers und Avenue de Paris liegt und heute die Firmatafel „Dépôt central du matériel de guerre du génie" trägt. (Unter „génie" ist hier die Pioniertruppe zu verstehen.) In der Salle des menus plaisirs also tagten im Jahre 1789 die von dem nachmaligen Angeklagten „Bürger Capet" zur Rettung aus Finanznöten einberufenen Generalstände, das heißt, sie sollten tagen, sie tagten aber nicht, da man sich über die Geschäftsordnung nicht einigen, der Adel den beiden anderen Ständen auch bei Abstimmungen übergeordnet sein wollte. Nur der dritte Stand hielt eigentlich hier seine Fraktionssitzungen ab, er hatte sich schon zur Nationalversammlung ernannt, die Vereinigung mit der Kammer der Geistlichkeit war schon so gut wie vollzogen, und die

Geister benahmen sich so ungestüm, daß Louis XVI., der sie gerufen hatte, schleunigst, um sie loszuwerden, seinen Frieden mit dem Adel machte und den Bürgerlichen die Tür des Nationalversammlungssaals vor der Nase zuschlug.

Das war am 20. Juni 1789 um acht Uhr morgens. Der Kommandant der Wache, Chevalier de Vassan, erklärt den sich zur anberaumten Sitzung des dritten Standes einfindenden Deputierten: Auf Anordnung Seiner Majestät sei das Verhandlungsgebäude wegen Restaurierungsarbeiten geschlossen.

Der Deputierten bemächtigte sich große Erregung, einige wollten sofort zum Schloß, um – obwohl es regnete – unter den Fenstern des Königs die Tagung abzuhalten, andere waren dafür, trotz des Regens, in corpore nach Paris zu ziehen, aber es war vielleicht wegen des Regens, daß man sich – angeblich auf Vorschlag des Deputierten Dr. Guillotin – nach dem Tennisplatz aufmachte, der ganz in der Nähe lag und gedeckt war.

Ludwig XIV. und seine Höflinge hatten den Ball noch mit dem Handballen (paume) geschlagen, zur Zeit des Enkels spielte man mit Rackets, die bereits so hießen und sich nur durch einen etwas längeren Stiel von den heutigen unterschieden.

Auch die Spielregeln waren ungefähr so wie die heutigen. Das Zeremoniell jedoch, das Zeremoniell war durchaus anders. Die Pagen zum Beispiel, die den Dienst der Balljungen versahen, mußten dem König die Bälle kniend, mit der linken Hand, überreichen, mit der rechten neigten sie die Galanteriedegen zur Erde. Louis XVI. wollte mit zunehmender Dicke das Tennisspiel aufgeben, aber sein Leibarzt Fagon verordnete es ihm förmlich.

An jenem Vormittag, Sonnabend, dem 20. Juni 1789, war der gedeckte Tennisplatz zu seinem Glück und seinem Ruhme frei. Obwohl die Ausmaße des Tennisplatzes damals nicht größer waren als heute und auch kein besonderer Auslauf vorhanden war, fanden 641 Männer darauf Platz. Sie standen Schulter an Schulter, sie drängten sich bis an die Mauern, sie stießen die königlichen Bälle und Rackets respektlos in die Ecke.

Dem Abbé Sieyès gebührt das Verdienst, das erste Wort der Auflehnung gesprochen, den Antrag gestellt zu haben, die Nationalversammlung möge in Paris, geschützt vom Volke, unverzüglich die Verhandlungen fortsetzen.

Manche nahmen das jubelnd auf, aber noch mehr zitterten vor diesem Schritt, das Volk von Paris zum Aufstand gegen den Willen des Königs aufzurufen.

So vermochte sich denn der Deputierte des Dauphiné, Mounier, Gehör zu verschaffen und zu beantragen, die Versammlung solle sich durch einen Schwur als unauflöslich und permanent erklären. Zwei andere Deputierte, Barnave und Le Chapelier, redigierten die Eidesformel, Bailly las sie vor, und 640 Männer von 641 sprachen sie mit dröhnender Stimme nach:

„Wir schwören, uns niemals zu trennen und uns überall zu versammeln, wo immer es die Umstände erfordern, bis eine Verfassung gegeben ist und auf festen Grundlagen steht."

Das Protokoll wurde doppelt ausgefertigt, und jeder unterschrieb beide Exemplare.

Auch der eine, der nicht mitgeschworen hatte, setzte seinen Namen hin, fügte aber das Wort „opposant" hinzu. Ein Sturm erhob sich gegen ihn, man wollte seinen Namen streichen, nur wer geschworen habe, sollte dies schriftlich bekräftigen. Aber Bailly erklärte, gerade die Tatsache, daß sich ein Opponent gefunden habe, zeige die Freiheit des Entschlusses beim Entschluß der Freiheit.

Oft habe ich Freunde hinübergeführt. Der alte Kustos, der mir manchen Apéritif verdankt, schloß mir zu jeder Tages- und Nachtzeit auf, ich war mit dem Dachboden vertraut, mit den Tennisrackets und den Bällen, die seit jenem Junimorgen nicht mehr übers Netz flitzten. Vor allem aber kannte ich das Protokoll des Schwurs auswendig, das im Saal unter Glas und Rahmen aufgehängt war. Eine der ersten Unterschriften war die Mirabeaus. Er gehörte nicht zum ersten Stand, er war trotz des Grafentitels ein Volkstribun, der Löwe der Revolution; drei Tage nach dem Schwur rief er im offenen Saal dem Zeremonienmeister zu, der auf königlichen Befehl die Sitzung schließen wollte:

„Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier sind durch den Willen des Volkes und daß wir nur weichen der Gewalt der Bajonette."

Deutlich lesbar sind die Unterschriften, man sieht den Namen von Mounier, der den Schwur beantragte, den des ritterlichen Barnave und den von Le Chapelier, die die Formel verfaßten, und den von Bailly, der sie vorsprach. Man liest die Namen des Abgeordneten von San Domingo und von Saargemünden, Straßburg und Metz; mit einer Schlinge, die sorgfältig seinen Namen schont, unterschreibt P. Mayer aus Creutswald, Türkheim aus Straßburg läßt sein adeliges „de" weg, der Elsässer Schwendt schreibt sich deutlich ein, und Brillat-Savarins Name schwebt wie guter Dampf aus einer Bratensauce dahin. Unter all den Schlingen und Schwüngen nimmt sich das Signum des Abgeordneten Maximilien de Robespierre geradezu zart und schüchtern aus.

Hängt das Protokoll heute noch da? Zu Hitlers Programm gehört die Ausrottung jeder Spur der Französischen Revolution. Vier Jahre lang war Versailles besetzt, vier Jahre lang wohnten zuerst deutsche Flieger, dann Gestapobeamte gegenüber im unmodernen Hotel Moderne, sie haben sogar in meinem Zimmer den Fußboden aufgerissen, weil sie darunter Antinazimaterial zu finden hofften. Meine Schwägerin stand unerkannt dabei. Trugen die einquartierten Nazis zu jenem Programmpunkt des Führers, zur Ausrottung der Französischen Revolution bei, indem sie etwa das Dokument des Ballhausschwurs verbrannten? Oder hat das Pétain besorgt? Er, der die Große Revolution nicht minder haßt als Hitler, er, der seine Regierung mit der royalistischen Floskel antrat „Wir, Henri Pétain . . ."

Auf der linken Querwand ist ein episodenreiches Kolossalgemälde zu sehen. Zur Schaffung dieses Bildes hat der Jakobinerklub dem großen Maler David den Auftrag gegeben, durch eine Subvention der ganzen Nation sollte die Produktion des Gemäldes und seine Reproduktion als Stahlstich bezahlt, die Geburtsstunde der Freiheit verewigt werden. David hat die mächtige Komposition geschaffen, Olivier Meson das Werk vollendet. Auf dem großen Bild gibt's wirklich genug zu sehen. Mirabeau stampft in edlem Feuer

gegen das Königtum mit dem Fuß auf, Robespierre, des knabenhaften, Auge rollt ekstatisch, feierlich und würdig liest Bailly die Formel, alle strecken begeistert schwörend den Arm aus.

In der Ecke des Bildes spielt sich eine melodramatische Szene ab. Ein Jüngling sitzt dort, von Gewissensbissen gequält. Mit verächtlichen und bedrohlichen Blicken messen ihn seine Nachbarn, alle, alle sind gegen ihn, diesen Vertreter von Castelnaudry namens Martin d'Auch, der sich in dem Widerstreit der Gefühle für den Bedrücker des Landes und gegen sein Volk entscheiden wird. Dieser Martin d'Auch ist es, neben dessen Unterschrift wir das Wort „opposant" gelesen haben. Ein Tintenklecks verrät seine Aufregung, und seine Konzession an die ihn umgebenden Demokraten besteht darin, das Adelspartikelchen zum Anfangsbuchstaben seines Familiennamens zu machen und „Dauch" hinzuschreiben.

Ist dieses Bild nun zerschnitten? Sind die bronzenen Büsten der Männer eingeschmolzen, welche an jenem historischen Tag die Eideshelfer der Freiheit waren? Wurde das aus einem Stein der Bastille gemeißelte Modell der Bastille zertrümmert? Drei Wochen nach dem Schwur war die Bastille vernichtet und an ihrer Stelle die Demokratie aufgerichtet worden.

Jedenfalls steht noch, so schreibt mein Freund, das Haus. Aber selbst wenn es nicht stünde, wenn es dem Erdboden gleichgemacht wäre, noch immer wäre der Platz vorhanden, auf dem die Freiheit geboren wurde, die Demokratie und die Republik. Und solange nicht der letzte Tyrann aus der Geschichte verschwunden ist, wird es Männer geben, bereit zum Schwur, den Tyrannen zu stürzen.

LEDERBRANCHE

Der alte Welemin sitzt in der Ecke eines leeren Abteils zweiter Klasse. Zwar hat er die Augen geschlossen, aber er schläft nicht, döst nicht einmal.

‚Großpapa', hat ihn Erich einmal gefragt, ‚warum machst du immer die Augen zu?'

‚Ich spiele Schach, mein Kind.'

‚Wo hast du denn die Steine zum Spielen, Großpapa?'

‚Die Schachfiguren? Die hole ich mir aus dem Gedächtnis. Dort sind viele Bauern und Läufer und Springer, und mit denen spiel ich.'

‚Großpapa, warum sind denn nicht alle Figuren gleich, wie beim Halma oder beim Damespiel?'

‚Das ist eben so beim Schach. Die Figuren sind voneinander verschieden und machen auch verschiedene Züge.'

‚Und du weißt, welche Züge sie machen, Großpapa? Auch der Bauer?'

‚Mit dem Bauern fängt das Spiel an, mein Kind. Es ist schon lange her, seit ich mit dem Bauern angefangen habe.'

‚Wenn du alle Züge kennst, so mußt du doch immer gewinnen, nicht wahr, Großpapa?'

‚Man sagt mir nach, daß ich ein guter Kombinationsspieler bin, mein Kind.'

Was ein Kombinationsspieler ist, hat Erich damals nicht verstanden. Jetzt ist Erich schon ein Student, in Annonay auf der Lederuniversität. Ob er dort lernen wird, ein Kombinationsspieler zu werden?

Lederuniversität, lächelt der alte Welemin ironisch. Früher hat man die Söhne nicht einmal auf die Fachschule geschickt. Jetzt muß es eine Lederuniversität sein, und in Frankreich . . .

Meine Lederuniversität, die hab ich bezogen, als ich acht Jahre alt war. Ich bin in die Dörfer gegangen und hab Kaninchenfelle eingekauft für den Kaufmann Cejka, der an die Oberwaldersche Hutfabrik geliefert hat. Ein Vierkreuzer-

stück hab ich den Bauern pro Fell gezahlt, manchmal auch fünf Kreuzer, und vom Kaufmann Cejka bekam ich sechs Kreuzer. Per saldo hat mein Gewinst fünfzehn Kreuzer im Tag ausgemacht, und ich träumte von einer großen Zukunft. Wenn der Kaiser Franz Joseph einmal stirbt – warum könnte ich dann nicht Kaiser werden? Und wenn ich einmal Kaiser bin, werde ich noch mehr sein als ein Kaiser, denn ich werde ja außerdem noch verdienen. Die Zigaretten für die Tabakregie werde ich bei Nacht stopfen, und bei Tag werde ich mit Fellen handeln. Der Kaufmann Cejka wird mir mindestens einen Kreuzer mehr pro Stück zahlen, wenn ich der Kaiser bin ...

Kaiser bin ich nicht geworden, nur kaiserlicher Rat. Den Leopoldsorden hab ich nicht wollen, weil man ihn den Leopoldstadt-Orden nennt. In der Leopoldstadt, im Café Fetzer und im Café Donau sitzt die ganze Branche und spielt Buki-Domino. Wenn ich hineinkomme, rufen sie: ‚Was soll ich ausspielen, Herr kaiserlicher Rat? Geben Sie mir Ihren kaiserlichen Rat.' Nachher aber wollen sie seriös meinen geschäftlichen Rat. ‚Weil Sie doch unser Kombinatsgenie sind.'

Seit wann hab ich eigentlich diesen Ruf? Ich erinnere mich an meinen ersten Geschäftstrick, die erste von meinen „Kombinationen". Wir Karnickeljäger (mit diesem Namen verhöhnten uns die Kinder, die nicht verdienen mußten), wir Karnickeljäger wußten, daß das erste Fell des Tages am schwersten zu kaufen war. Entweder sagte uns die Bäuerin – der Mann war meistens auf dem Feld –, sie habe kein einziges Fell, oder sie verlangte sechs Kreuzer pro Stück, und das konnten wir nicht bezahlen. Wir Jungens glaubten, das muß so sein, weil das Sprichwort vorschreibt: Aller Anfang ist schwer. Aber auf die Dauer gab ich mich damit nicht zufrieden, und ich überlegte hin und her, warum aller Anfang so schwer sei. Wahrscheinlich denkt die Bäuerin, wenn wir ohne Häute ankommen, daß vier Kreuzer den anderen Bauern zuwenig gewesen seien. Oder vielleicht glaubt sie, es sei Knappheit und der Preis werde steigen.

Von dem Tag an, da ich mir das überlegt hatte, nahm ich mir, wenn ich loszog, ein paar Felle, sozusagen den ersten Einkauf, von zu Hause mit. Am Morgen waren sie ja ganz

leicht, aber abends wogen sie, die ich ohne Nutzen mitgeschleppt hatte, schwerer als die anderen.

Während ich über die Felder wanderte, ging mir die Frage durch den Kopf, was wohl der Kaufmann Cejka für ein Mensch sei. Zu uns Kaninchenjägern war er freundlich. Wenn einer von uns in seinen Laden trat, klopfte er ihm gleich auf die Schulter wie einem alten Freund und machte Witze. Auch Rocks-Drops schenkte er uns, aneinandergeklebte Bonbons. Wir Kaninchenjäger mochten ihn deshalb gut leiden, mich aber beschäftigte ein Widerspruch: Wenn er Kinder so gern hat, wie er uns immerfort sagt, warum schlägt er dann seine eigenen? Die Cejkakinder liefen oft blutend oder mit verbundenem Kopf herum. Schwindelt er, wenn er mit uns Späße treibt, und wenn er schwindelt, warum schwindelt er?

Manchmal versuchte er uns einen Kreuzer abzuziehen, weil das Fell einen Riß habe oder sonst schlecht sei. Er habe kein Geld, sagte er immer wieder, er sei ein armer Mann. Später im Leben bin ich oft Kaufleuten begegnet, die über schlechten Geschäftsgang klagten oder über Geldmangel – sie wollten dadurch vorspiegeln, daß sie reich, also kreditfähig, seien. Als Kind verstand ich aber nicht, daß man die Wahrheit sagen kann, um zu lügen, begriff ich noch nicht die Weisheit der Redensart: Mach dich nicht so klein, du bist nicht so groß. Ich ahnte nur, daß der Kaufmann Cejka uns belüge.

Gerne hätte ich gewußt, was er an unseren Karnickelfellen verdiene. Deshalb habe ich mich eines Tages aufgemacht in die Oberwaldersche Hutfabrik. Einen vollen Tagesverdienst habe ich durch diesen Weg verloren, mehr als einen halben Tag hat es gedauert, bevor ich mit dem Magazineur sprechen konnte, weil ich damals schon so klein war wie heute.

Der Magazineur hat gesagt, er zahle einen Gulden per Kilo, und damit wußte ich nicht mehr als vorher, denn so viele Felle ich auch auf meinem Buckel geschleppt hatte, gewogen hatte ich sie nie. Also sparte ich jetzt Hasenfell auf Hasenfell, und als ich fünfzig beisammen hatte, trug ich sie in die Mühle, um sie wiegen zu lassen. Aber so viele wären gar nicht nötig gewesen, schon zehn bis elf machten ein Kilo.

Von diesem Tag an lieferte ich nicht mehr an den Kaufmann Cejka, sondern meine Mutter verkaufte direkt an Oberwalder, was ich in den Dörfern sammelte. Auch den anderen Jungen kaufte ich ihre Beute ab, zahlte ihnen zwei Kreuzer mehr als der Cejka und verdiente selbst das Doppelte.

Nun kaufte ich mir einen Karren, sammelte auch Kuhhäute, Ziegenhäute und sogar Pferdehäute. Zwischen Pisek und Budějovice gibt es kaum einen Fleischer, bei dem ich nicht eingekauft hab. Auch zu den Wasenmeistern von Pisek und Tabor und Jindřichův Hradec bin ich gegangen. Aber sie boten mir verstunkene Häute von Tieren an, die schon lange auf dem Schindanger gelegen hatten.

Die Felle, die die Hutfabrik nicht brauchen konnte, lieferte ich dem langen Kozeluh, der unten an der Votava seine Gerberei hatte. Er bewilligte mir einen guten Preis, aber er zahlte langsam und später gar nicht. Dennoch lieferte ich ihm weiter und saß die ganzen Abende bei ihm. Er war einmal Leutnant gewesen in Dalmatien und Italien und hatte viele Erinnerungen, meistens an Weiber. Seine Geschichten verstand ich nicht ganz, aber ich könnte sie noch heute nacherzählen, solchen Eindruck machten sie auf mich.

Das ist kein Wunder, der lange Kozeluh kam ja selbst von seinen Weibergeschichten nicht los. Wenn er Geld in die Hand bekam, fuhr er gleich nach Budějovice und brachte es bis zum letzten Heller durch.

Oft bin ich für ihn einkaufen gefahren, Weißkalk, Talg, Paraffin, Stearin und allerhand andere Fette und Tran für Sämischleder. Er hat mir nicht immer die Reise bezahlen können. Nur eingeschrieben hat er meine Spesen auf Sollkonto. Bald habe ich gesehen, daß er zugrunde gehen wollte, um von der Gerberei wegzukommen. Und eines Tages war er weg.

Als das Konkursverfahren eröffnet wurde, war ich der Hauptgläubiger und bekam die ganze Quetsche zugesprochen. Fünf Jahre später bot mir der reiche Sinaiberger in Eibenschitz dreißigtausend Kronen für die Gerberei. Seinem Sohn hat er den Vers eingeschärft: ‚Sinaiberger – nie sei Gerber!' Dabei hat er alle Gerbereien aufgekauft, die er kriegen konnte. Und sein Sohn nachher auch. Ich habe

meine alte Quetsche nicht verkauft, ich wollte zwar kein Fabrikant sein, sondern nur ein Lederhändler; aber meinen kleinen Brückenkopf in der Industrie gab ich nicht auf.

Daß ich die Schuhfabrik „Sieben Meilen" in Znojmo übernahm, lag gar nicht in meinem Plan. Eines Tages kommt ihr Besitzer zu mir, ein eleganter Herr. Der „Herr Baron" zeigt mir eine Order auf vierzigtausend Paar Stiefel für die serbische Armee. Ob ich ihm Sohlenleder und Juchten liefern kann auf langfristigen Kredit.

Warum geht er nicht zu seinem bisherigen Lieferanten? Und warum braucht er langfristigen Kredit, wenn er eine Heereslieferung in der Tasche hat? Ich will mir's überlegen, sage ich, und frag ihn, wohin ich ihm Bescheid geben kann. Antwortet er, er sei im Sacher abgestiegen und werde bis Ende des Monats in Wien bleiben.

Hm, hm. Sacher ist das Hotel der Erzherzöge und des hohen Adels, und für das Geld, das ihn der Aufenthalt dort kostet, könnte er das Leder für mindestens achthundert bis achthundertfünfzig von den vierzigtausend Paar Militärstiefeln bezahlen. ‚Wissen Sie was, Herr von Budilewski', sag ich ihm nach einer Weile, ‚warum soll ich mir das Geschäft lang überlegen! Ich gebe Ihnen das Leder auf zwei Jahre Kredit.' Was er sich gedacht hat, weiß ich ganz genau. Er hat sich gedacht: Der Welemin kombiniert sich, daß ich kreditwürdig bin, weil ich im Sacher wohne. Das imponiert ihm... In Wirklichkeit habe ich mir genau das Gegenteil kombiniert.

Und ich hab ihm so lange geliefert, bis ich Vorsitzender der Gläubigerversammlung war und die Konkursmasse mir zufiel. Dann ging's mit den Stiefeln von „Sieben Meilen" weiter. Ich verwandelte mich mit meinem Sohn und meinen beiden Schwiegersöhnen in eine Aktiengesellschaft und bin der Präsident. Nach ein paar Jahren bin ich aus Wien weggezogen, und wenn ich hinkomme, gehe ich nie ins Büro, es paßt mir manches nicht, und schließlich geht es auch ohne mich.

Freilich, manchmal nützt ihnen der alte Welemin noch ganz gut. Im September zum Beispiel werden sie sich wieder mal ganz schön gewundert haben über mein „Kombinationsgenie". Ich habe meinen Schwiegersohn in aller Herrgotts-

frühe angerufen: ‚Ich will dir nur sagen, daß ihr keine Vorzugsaktien von der Wiener Finanzierungsbank übernehmen sollt.'

‚Warum glaubst du denn, Papa, daß wir eine solche Absicht haben?'

‚Ihr habt doch sicherlich nach der Einstellung der »Badner Koffer und Ledertaschen« ein Aktienpaket von der Finanzierungsbank übernommen, nicht wahr?'

‚Wieso weißt du das?'

‚Weil die Finanzierungsbank hinter »Badner Koffer« stand.'

‚Und wie kommst du darauf, daß sie uns Vorzugsaktien anbietet?'

‚Wenn sie ein Unternehmen wie die »Badner Koffer« nicht halten konnte, so wackelt sie. Und wenn sie wackelt, so muß sie neue Geldgeber finden, neue Großaktionäre.'

‚Aber warum gerade uns?'

‚Weil ihr schon ein Aktienpaket habt. Da scheint es logisch und unauffällig, daß sie euch die jungen Aktien zuerst und besonders billig anbietet.'

‚Gewiß, Papa. Aber es *ist* doch auch logisch und für uns günstig.'

‚Ungünstig ist es. Sie spielen euch die Aktienmehrheit in die Hände, damit ihr wohl oder übel in die Verantwortung hineinschlittert, wenn es schiefgeht.'

‚Aber wir wollen ja kein großes Paket übernehmen. Andere werden mehr nehmen, vor allem auf der Börse.'

‚Anderen werden sie gar nicht anbieten, glaube mir das ... Wieviel offerieren sie euch?'

‚Tausend Stück.'

‚Habt ihr schon angenommen?'

‚Wir haben es gestern beschlossen, aber den Brief noch nicht abgeschickt.'

‚Gut. Sag den anderen Herren, daß ich mein Veto einlege. Willst du das schriftlich haben?'

‚Nicht nötig, Papa. Ich rufe gleich die Herren vom Verwaltungsrat an und sage ihnen deine Bedenken. Eigentlich bin ich auch deiner Ansicht.'

Der alte Welemin schmunzelt. Das war vor drei Monaten. Und gestern hab ich gelesen, daß „die Wiener Finanzie-

rungsbank ihren Geschäftsradius restringiert" – ein neues Wort für Pleite.

In Veseli-Mezimosti steigt ein junger Mann mit hellem, fast rötlichem Haar ein, macht seinen Koffer auf, wobei die sich halb öffnenden Augen des alten Welemin einige Hemden erspähen, in Seidenpapier eingeschlagen – also direkt aus dem Herrenmodegeschäft. Der junge Mann entnimmt dem Koffer eine Aktentasche und dieser die „Neue Freie Presse" und setzt sich, nicht ohne die Hose an der Bügelfalte hochzuziehen. Alles an ihm ist funkelnagelneu, der Anzug, die Krawatte. Die Schuhe (von „Sieben Meilen", stellt der alte Welemin befriedigt fest) sind noch kaum getragen, und auch der Koffer (von der gottseligen „Badner Koffer") hat noch keine Weltreise hinter sich.

So rasch überfliegt der junge Mann die „Neue Freie Presse", daß auf jede Seite kaum eine Sekunde entfällt. Erst in der Mitte der Zeitung, etwa dort, wo amtliche Verlautbarungen zu stehen pflegen, Gerichtssaalnachrichten oder der volkswirtschaftliche Teil beginnt, schlägt er das Blatt definitiv auf, indem er mit den Fingernägeln die Falze entlangfährt. Dann beginnt er zu lesen.

Der alte Welemin schließt die Augen zur Gänze. Die Eisenbahnstrecke ist die älteste Österreichs oder eigentlich die Verlängerung der ältesten Strecke Europas: Linz-Budějovice. Der alte Welemin erinnert sich, wie er vor vielen Jahren seiner Mutter den Dreyfus-Prozeß aus der Zeitung vorgelesen hat. Als der Name Zola vorkam, rief die Mutter: ‚Das ist sicher der Sohn vom Ingenieur Zola, der unsere Bahn gebaut hat, der war auch ein sehr, sehr guter Herr.' Jetzt fährt die Bahn bis nach Brünn. In Veseli-Mezimosti hat sie Anschluß an den Schnellzug Wien–Prag–Berlin.

Der rötlichblonde junge Mann, der in Veseli-Mezimosti eingestiegen ist, kommt aus Wien, das sieht man. Daß er ein Rechtsanwalt ist, erkennt man gleichfalls auf den ersten Blick. Ein Arzt zum Beispiel würde in der „Neuen Freien Presse" keinesfalls zuerst die Amtsnachrichten oder die Rubrik „Der Ökonomist" lesen. Das täte ein Kaufmann, aber ein Kaufmann trägt im allgemeinen keine Hornbrille und keine Aktentasche.

Was den jungen Wiener Rechtsanwalt auf die Reise führt,

darüber ist sich der alte Welemin ebensowenig im unklaren. Wenn er zu einer Gerichtsverhandlung oder zur Konferenz mit einem Klienten fahren würde, nähme er nicht ein halbes Dutzend neuer Hemden mit und hätte sich auch sonst nicht so funkelnagelneu ausstaffiert. Das tut man nur, wenn man auf Brautschau fährt.

Zu wem aber? Der alte Welemin ruft sich den Fahrplan der Strecke ins Gedächtnis oder, genauer gesagt, nur den halben Fahrplan. Denn läge das Reiseziel auf der östlichen Hälfte der Strecke, so wäre der junge Mann nicht über Veseli-Mezimosti gefahren, sondern direkt die Strecke Wien–Brünn, was kürzer ist. Es kommt also nur die Strecke bis Jihlava in Betracht.

Unsere nächste Station ist Jindřichův Hradec. Dorthin fährt er nicht, sonst würde er schon Anstalten machen auszusteigen. Dann kommen Polna, Třebice, Třest und Polička. Aber dort wohnt keine Familie, die sich einen Rechtsanwalt aus Wien, einen „Hof- und Gerichtsadvokaten" kommen lassen kann, damit er ihre Tochter heirate.

In Teltsch? Dort schon eher, dort ist vor allem die Weingartensche Handschuhfabrik. Den alten Weingarten hat man in der Branche den zoologischen Weingarten genannt, weil er eine komplette Menagerie in seiner Fabrik gehabt hat. Mit allen möglichen Tieren hat er experimentiert, um herauszukriegen, welches sich lebendigen Leibes zu Handschuhen erziehen läßt. Känguruhs sind im Fabrikhof herumgesprungen, Seehunde sind im großen Färbebottich geschwommen, Eidechsen im Büro herumgeflitzt, Gemsen standen im Magazin auf den Kisten wie auf Felsen. Ein Affe soll dem Weingarten auf dem Kopf gesessen und nach Läusen gesucht haben. Die ganze Lederbranche hat sich totgelacht. Sollen sie sich totlachen, hat Weingarten gesagt und hat es wörtlich gemeint.

Jetzt führt sein Schwiegersohn Werfel die Fabrik, der Sohn von Kohnstein & Werfel, Wien. An die Hochzeit vom jungen Werfel mit Fräulein Weingarten erinnere ich mich, als ob's heute gewesen wäre; das ist eine traurige Hochzeit gewesen, wirklich.

Ich bin damals zur Hochzeit gefahren, in dem gleichen Zug wie heute. In Veseli-Mezimosti steigt jemand ein und

setzt sich mir gegenüber. Kein anderer als der „Sämischblonde", der Kohnstein von Kohnstein & Werfel, Wien, mein alter Freund.

Ich sage ihm, wie gut er aussieht, wirklich wie ein junger Mensch. Aber Kohnstein wehrt ab. ‚Das macht nur mein Haar', sagt er, ‚das bleibt ewig sämischblond, aber ich fühle mich gar nicht gesund, es macht mir Beschwerden, immer auf der Tour zu sein. Aber weil der Sohn von meinem Kompagnon morgen Hochzeit hat, muß ich nach Teltsch fahren. Eigentlich sollte mein Sohn hinfahren, aber seine Frau liegt im Wochenbett', sagt Aron Kohnstein, ‚und so muß ich ihn vertreten.' Dann hat er geschwiegen, und ich hab geglaubt, er denkt an seinen Tod. Nach einer Weile sagt er, wie um mich zu trösten: ‚Na, vielleicht bin ich schon morgen Großpapa.' Aber am nächsten Tag war er tot. Mitten im Hochzeitsessen hat ihn der Schlag getroffen.

Das muß so ungefähr dreißig Jahre her sein, und das Mädchen, um dessen Hand dieser junge Wiener Rechtsanwalt morgen anhalten wird, ist die Tochter vom jungen Werfel, das ist evident. Bevor der junge Werfel nach Teltsch geheiratet hat, war er ein großer Drahrer. Jede Nacht ist er in der Bar gesessen mit dem jungen Kohnstein, mit meinem Sohn und noch ein paar von diesen Lausbuben, den „Lederprinzen". Jetzt sind sie alle verheiratet und haben selber heiratsfähige Kinder ...

Gott, bin ich ein Esel! Wieso ist mir das nicht sofort eingefallen? Wo hab ich denn meine Augen, wenn sie geschlossen sind! Selbstverständlich ist das so! Der junge Mann, der mir da gegenübersitzt, gerade dort, wo der Sämischblonde auf seiner letzten Eisenbahnfahrt gesessen hat, ist sein Enkel, klar.

Kohnstein wird er freilich nicht mehr heißen. Ein Hof- und Gerichtsadvokat – tut sich was – kann nicht Kohnstein heißen. Aber wie kann er heißen? Nach den neuen Verordnungen dürfen nur zwei Buchstaben des alten Namens geändert werden. Vielleicht heißt er jetzt Kolmstein. Nein, das klingt nicht gut, vier Konsonanten hintereinander. Kollstein? Die L sind jetzt aus der Mode gekommen, auf der Börse macht man sich lustig über die Kohns, die jetzt Kohl heißen oder Koll oder Kolm. Er wird eher ein R gewählt

haben. Kornstein zum Beispiel, nein, das wäre fast wie Kohnstein. Korrstein, das ist schon weniger verdächtig. Korrstein, Korrstein – einen Augenblick! Hab ich nicht neulich gelesen, daß ein Dr. Arnold Korrstein zum Syndikus beim Verband der Lederindustrie ernannt worden ist? Ich hab noch nachgedacht, wer das sein könnte.

Der alte Welemin öffnet die Augen und wendet sich an sein Gegenüber: „Verzeihen Sie, sind Sie nicht Herr Doktor Arnold Korrstein aus Wien ..."

Maßlos verblüfft bringt der Angesprochene sein „Ja" heraus.

„... und Sie fahren zur Familie Werfel nach Teltsch, nicht wahr?"

Die Verblüffung des jungen Mannes wächst zur Entgeisterung. „Wieso wissen Sie das?"

Der alte Welemin antwortet lächelnd: „Ich hab mir Sie kombiniert."

Da kehrt der Geist in den Kopf des entgeisterten Dr. Korrstein zurück, und er sagt zu seinem Mitpassagier: „Dann gestatten Sie, daß auch ich mir Sie kombiniere. Sie sind der alte Welemin."

AUF DER UNTEREN OSTSEITE NEW YORKS ODER DIE ROLLE DER GELEGENHEIT

Früher einmal, bevor reguläre Fahrpläne allen Reiseverkehr bestritten, waren die Worte „Gelegenheit" und „Reise" fast identisch. Gelegenheit konnte der Wagen sein, der eben irgendwohin fahren mußte und gerne Passagiere mitnahm; Gelegenheit konnte das Schiffsbillett einer Person sein, die es nicht benutzen konnte und deshalb weiterverkaufte; Gelegenheit konnte sein, daß auf der Einwanderungsquote eine Nummer frei wurde . . .

Bei solcher Gelegenheit und mit solchen Gelegenheiten gerieten Ostjuden nach Amerika. So viele!

Die Lower East Side in New York, und in sich selbst eine der größten jüdischen Siedlungen der Welt, beherbergt Zehntausende von Gelegenheitsbesuchern, die auch nach Generationen noch Gelegenheitsbesucher blieben.

Wo und wann sie oder ihre Voreltern die Gelegenheit beim Schopfe gepackt haben, ist durchaus verschieden. Manche kamen von Amsterdam und manche von Marokko, manche auf dem Zwischendeck, manche per Klipper, manche bettelarm, manche mit Betriebskapital.

Nicht so verschieden waren die Motive, die sie der Gelegenheit in die Arme trieben, zumeist waren es die Pogrome und Judenvertreibungen. Die Behauptungen, mit denen ein Staat die Judenvertreibungen begründete, waren nach der Entdeckung Amerikas kaum andere als vor der Entdeckung Amerikas: Einmal sollten die Juden Brunnen vergiftet, ein andermal Hostien geschändet, ein drittes Mal Ritualmord begangen haben, und schuld waren sie an Seuchen, Mißernten und allem sonstigen Ungemach. Ausnahme, wenn einer oder der andere die Flucht über den Ozean unternahm, um persönlichem Leid zu entgehen; und gar aus Abenteuerlust oder Übermut kam kaum einer.

Eigentümlicherweise blieben fast alle diese Einwanderer am äußersten Rand des Anlaufhafens stecken, als gäbe es

in Amerika nicht andere, geräumigere Städte, bequemere Wohnungen, geeignetere Geschäftslokale! Als sei es ein Zehngebot, beisammenzuhocken im nächsten Winkel New Yorks, in den Brownstones, den Häusern, die in der Kolonialzeit für je eine Familie erbaut worden waren und niemals erträumt hatten, in ihrem gebrechlichen Alter als Mietskaserne zu dienen. Jedenfalls nahmen die jüdischen Emigranten buchstäblich die erste Gelegenheit wahr, sich festzusetzen.

Unterwegs waren sie beseelt gewesen vom Wunsch nach der Freiheit und nach dem Neuen. Die Freiheit, die sie meinten, die ihr Herz erfüllt', war die Freiheit, ihre vererbte Enge und ihren althergebrachten Familienkreis drüben wiederzufinden. Und das Neue, zu dem sie ihre gefahrenvolle und rückkehrlose Seefahrt antraten, war das Alte.

Ein Einkauf auf Lebensdauer

Hauptsächlich treiben sie Kleinhandel und Kleingewerbe. Auffallend viele Läden tragen keinem ständigen, keinem regelmäßigen Bedürfnis Rechnung, sondern mit dem einmaligen Einkauf der Ware ist der Bedarf des Kunden oft auf Lebenszeit gedeckt.

Beginnen wir mit dem, wessen das jüdische Menschenkind männlichen Geschlechts gleich nach seinem Eintritt in die Welt bedarf: der Zirkumzision, hebräisch Mile genannt. Wahrscheinlich würde eine Handvoll Beschneider genügen, um den Zuwachs der Nachbarschaft zu bedienen, aber es gibt viele Hunderte Männer dieses Handwerks. Sie machen einander blutige Konkurrenz, und es klappert die Mile in Inseraten und auf Plakaten. Einer brüstet sich, Anerkennungsschreiben aus aller Welt zu besitzen, sagt aber nicht, was in ihnen anerkannt wird. Ein anderer harrt der Kunden vor seinem Schaufenster, in welchem Uhren ausgestellt sind, obwohl er keine verkauft. Auf die Frage, wozu die Uhren da sind, bekommt man die Gegenfrage: „Was denn soll ich ins Schaufenster legen?"

Wer – so fragt eine Affiche im Devotionalienladen, und ihr fragt euch das ebenfalls – will einen Kurs im Schofar-

Blasen nehmen, das heißt es lernen, einem widerspenstigen Widderhorn lange und kurze Töne zu entlocken. „Grooße Rabatte" werden dem Fachmann versprochen, der einen Posten von je hundert Schofars zum Weiterverkauf übernimmt. Seltsames Angebot, fürwahr. Demjenigen, der den Schofar meistert, sind diese Kunst und das Instrument meist von altersher vererbt, und wenn er hundert Schofars verkaufen [würde], würde er sich nur hundert Konkurrenten auf den Hals, statt die schon vorhandenen vom Hals schaffen.

„Webmaschinen für Talesim (Gebetmäntel), Patent angemeldet, Herstellungskapazität hundert Stück pro Tag", werden in Elridge Street angeboten. Wem? Hundert Gebetmäntel täglich, mehr als dreißigtausend im Jahr auf einer einzigen Maschine! Obwohl doch jedermann, falls er sich eines Gebetmantels rühmen kann, ihn zur Konfirmation geschenkt bekam, um sich bis zum Tod darein zu hüllen.

Gibt es heutzutage noch jene sittsamen Mädchen, welche ein Samttuch besticken und zu einer Tasche für Gebetbuch und Gebetmantel dem Angelobten nähen? Schenken noch viele Bräutigame der Braut ein kostbares Büchschen mit wohlriechendem Gewürz, auf daß sie am Versöhnungstag das Fasten besser überstehe?

Jüdische Knaben bedürfen eines Lehrers, der ihnen beibringt, bei der Konfirmation den Thora-Abschnitt, Mafter, ohne Stockung melodiös vorzutragen. Jedoch bereits am gleichen Tag ist der Knabe kein Knabe mehr, niemals wird er wieder konfirmiert werden, wenn auch alle Schulmeister verhungern müßten. Und doch gibt es zahllose Menschen, die den Beruf eines Mafterlehrers antreten.

Mit vielen vollen Masten sticht der europäische Talmudjünger in See, um in Amerika zu ankern. Sollte er keine Anstellung als Rabbiner finden, so hat er andere Erwerbsmöglichkeiten in der Tasche. Kann er doch jederzeit eine Gelegenheit finden, die Formeln für die Teffilim, [die] Gebetriemenwürfel, oder für die Türpfostenheiligung Mesusah oder für den Misrach, die Tafel an der östlichen Zimmerwand, zu kalligraphieren und vielleicht sogar die fünf Bücher Mosis auf Pergament.

Aber keiner dieser fünf Gelegenheiten begegnet man leicht, man muß froh sein, wenn einen der Tod am Leben

erhält. „Ich bin Leichenwärter und Totengräber", erzählt mir einer, „und habe nur arme Kundschaft . . . Abends setze ich mich zu meinem Toten, und er erzählt mir, wie ich es machen soll, um hierzulande unfehlbar Erfolg zu haben und als reicher Mann nach Europa zurückzukehren. Und dann begrab ich ihn. Schade, daß keiner wiederkommt, jedermann ist nur einmal eine Kundschaft . . ."

Die Gelegenheit, sich aus der Klemme zu ziehen

Beileibe nicht alles, was in Synagogen gebraucht wird, wird in allen Synagogen gebraucht. Diese gerahmte Tafel zum Beispiel. Die orthodoxen Gemeinden der Ostseite würden es als Beleidigung empfinden, böte man sie ihnen an. Dagegen ist sie in den reformierten Tempeln des nördlichen Manhattan geradezu lebenswichtig. Auf der Tafel stehen drei kurze hebräische Segenssprüche in lateinischen Buchstaben; und sie ist dem Publikum unten und womöglich auch dem Himmel oben unsichtbar auf dem Altartisch angebracht. Eine Eselsbrücke für diejenigen, die so gründlich assimiliert sind, daß sie die drei vorgeschriebenen Segenssprüche weder auswendig hersagen noch hebräisch lesen können. Und manchmal ergibt sich eine unausweichliche Gelegenheit.

Ad Heiratsvermittlung

Zum Beispiel die Hochzeit der Tochter, bei der sie zur Thora aufgerufen werden und die drei vorgeschriebenen Segenssprüche hersagen sollen. Nun, sie stellen sich nicht bloß, denn sie lesen sie von der Tafel ab.

Einmalig ist auch der Abschluß mit den „Marriage Offices", die in den Spalten der jüdischen Tageszeitung ihre Warenlager anpreisen. Manche der Heiratsvermittler sind sehr groß und machen sich noch größer, versteigen sich sogar zur Behauptung, Lieferanten fürs Weiße Haus zu sein. Aber auch wenn man den heiratsfähigen Kindern der Präsidenten die Ehe vermittelt, die Geschäftsverbindung kann keine ewige sein, denn wer einmal einen dauerhaften Ehepartner geliefert bekommt, kehrt nimmer wieder.

Anläßlich der hohen Feiertage

Zwischen den Einmal-im-Leben-Waren und jenen des täglichen Einkaufs liegen die Einmal-im-Jahr-Waren, nämlich die Bedarfsartikel für die hohen Feiertage.

Sogar christliche oder überreligiöse Firmen wie zum Beispiel die Western Union sind auf die Feiertage eingestellt. Sie plakatieren zwanzig verschiedene Vorschläge für Glückwunschtelegramme, der Kunde braucht nur die Nummer des Musters, die Adresse des Empfängers und fünfundzwanzig Cents auf den Schalter zu legen, und prompt am Versöhnungstag erhalten Schwiegermutter, Konkurrent, Kartenpartner die Depesche: „Möge die Erhabenheit und Feierlichkeit des Yom Kippur unsere alte und ungetrübte Freundschaft so erhalten, wie sie war."

Die Filialen der überall auch äußerlich einheitlichen Einheitspreisgeschäfte sehen hier, vornehmlich wenn der Feiertag naht, ganz anders aus als andersmal und anderswo. Woolworth, der Trust der Fünf- und Zehn-Cents-Geschäfte, plakatiert, er habe im vorigen Jahr eine Million Chanuka-Kerzen verkauft, und zwar nicht nur dank der Solidität seiner Ware, sondern dank seiner Propaganda für das Chanuka-Fest und für jüdische Frömmigkeit im allgemeinen. Die von ihm verkauften Girlanden für das Laubhüttenfest würden, so sagt er, aneinandergereiht den Äquator umspannen. Das mag eine wirkungsvolle Reklame sein, obwohl im Grunde niemand besonders solide Chanuka-Kerzen braucht oder ein Interesse daran hat, den Äquator mit Girlanden zu verzieren.

Die Mazzesindustrie hat Maschinen investiert, und weil sie Maschinen investiert hat, muß sie Mazzes produzieren auch über Passah hinaus und das Überschreitungsfest überschreiten. Sie nennt deshalb ihre Mazzes „Whole Wheat Mazzes" oder „Real American Crackers" und prägt der Judenheit wie der Christenheit ein, selbiges Hartbiskuit sei fürs Frühstück unerläßlich und das ganze Jahr lang eine wahre Wollust.

Letzteres widerspricht jedoch dem Gebot, sich mit dem Verzehren ungesäuerten Brotes einmal jährlich ein Opfer aufzuerlegen zur Erinnerung an die Leiden der Wüsten-

wanderung. Niemals würden fromme Familien etwas als Opferspeise anerkennen, was über die vorgeschriebene Opferzeit hinaus als Leckerbissen verkauft wird. Deshalb die Aufschrift: „Mazzes – strictly chometzig", was nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als daß die [außerhalb der vorgeschriebenen Zeit verwendete religiöse Speise streng religionswidrig ist.]

Gegen großindustrielle Konkurrenz kann keine Backstube aufkommen, auch dann nicht, wenn sie ausschreit, die „First Independent American Passah Macrons Bakery" zu sein. Wovon ist sie unabhängig? Ist sie die erste unabhängige oder gar die überhaupt erste Makronenbäckerei Amerikas?

So dicht der Bezirk auch eingepfercht sein mag, dennoch dringt die ökonomische Außenwelt ein. Alle internationalen Mißernten, Handels- und Industriekrisen machen sich im Kleinhandel des Ghettos geltend, und es ist seltsam, wie ähnlich die Schnittlinien von Außenwelt und Ghetto überall die gleichen sind, im westlichsten West wie im östlichsten Ost. Wir haben in Paris bemerkt, wie das dortige Judenviertel „Le Pletzl" religiöse Begriffe lizitiert, im Fleischergewerbe zum Beispiel. Dort wie hier kennt die Bezeichnung „koscher" gar viele Komparative und Superlative und preist sie den Kunden an, als hänge von einer Nuance des Schächtens alles Heil ab, nicht nur das des Fleisches, sondern auch das der Seele. Hier in New York, d[as] aller Konkurrenz den Todesschnitt versetzt, [lizitieren im fernen Osten des Broadway die Fleischerläden ihre Ritualität ins nicht zu Übertreffende:] „Strictly kosher unter persönlicher Control von Mister President Roosevelt." Sein Konkurrent vom anderen Ufer der Straße läßt sich bei seinem Anschlag auf die Fleischkäufer nicht vom rituellen, sondern vom amerikanischen Standpunkt leiten. „It is smart to eat kosher!" lautet sein Schlacht-Ruf. Wie immer man darin das Wort „smart" auch übersetzen mag, ob mit „fesch" oder „schlau", jedenfalls wünscht das Greenhorn nichts sehnlicher, als smart zu sein.

Selbst das tiefste Mittelalter kann heutzutage die Reklame der höchsten Neuzeit entbehren. Da ruft dir eine großmächtige Firmatafel vier Worte zu: „Privatwohnung des Beiner Rab-

biners." Lächelt nur über den Einfall, eine Privatwohnung als solche zu propagieren, über den Einfall, durch eine Firmatafel einander in eine Privatwohnung zu locken. Oder besser: lächelt nicht! Generationen von Ostjuden haben immer wieder geplant, eine Wallfahrt nach Bein zu unternehmen, wo der erbliche Wunderrebbe alles weiß und allen zu raten vermag. Und nun, hier in New York, gehen Ostjuden durch die Gasse und zufällig, ganz zufällig erblicken sie eine Tafel, derzufolge der Beiner Rebbe hier amtiert. Und noch dazu in seiner Privatwohnung, die schon in Bein den Audienzbewerbern als besonders günstig galt. Wenn das nicht eine Gelegenheit ist, eine der Gelegenheiten, um derentwillen es sich lohnt, über den Ozean gekommen zu sein!

Vor kaum zwei Dutzend Jahren fand ich in Henry Street eine Reihe von Geschäften, in denen Frauenperücken das Schaufenster füllten. Gegen die Vermutung, daß sie für Maskenbälle des Faschings zu Verkauf stünden, sprach die ernsthafte Gegend und der keineswegs übermütige Charakter der Perücken. Bald erfuhr ich, daß auch sie zum Ghetto gehörten. Nach alter Sitte hat sich die jüdische Braut zur Hochzeit das Haar schneiden zu lassen, um zu beteuern: Von nun an will ich niemandem mehr als meinem Ehegatten gefallen. Und als zweifle sie an der Richtigkeit dieser Behauptung, schwächte sie sie ab, indem sie eine andere falsche Behauptung darüber stülpte: die Perücke. Diese Bezeichnung für eine häßliche Sache schwächte man ab, indem man sie „Scheitel" nannte.

Es gab einen langen Krieg zwischen dem starren Brauch und der fraulichen Eitelkeit, die sich gegen die Opferung ihres natürlichen Schmucks verzweifelt wehrte. Fast überall blieb das natürliche Haar Sieger, aber in Henry Street sollten noch vor zwei Dutzend Jahren falsche Mädchenlocken die falschen locken.

Nun finde ich keine mehr ... Die Mode stellte sich auf den Boden des alten jüdischen Brauchs, sie verfügt[e] den Bubikopf, und alle Frauen ließen das Haar, um dessen Erhaltung sie jahrhundertelang gekämpft haben, mit Begeisterung abschneiden.

Dagegen fand ich in Henry Street das männliche Gegen-

stück der Perückenläden noch immer vor, die „Kosher Barber shops", wo kein Rasiermesser die Wange des talmudbefolgenden Kunden berührt, sondern nur eine Enthaarungssalbe.

Zur Verteilung der Geschäfte

Kein anderer Bezirk New Yorks, mag er auch noch so sehr von Juden bevölkert sein, besitzt Geschäfte mit ausschließlich rituellen Waren. Weder Bronxville noch die Bronx, weder Brooklyn noch Flatbush, wo die Erfolgreichen wohnen und sich mit einem amerikanisch-russischen Wort die „Allrightniky" nennen. Eine Ausnahme bilden die Nahrungsmittelgeschäfte, aber auch diese sind bei weitem nicht so rituell wie die der unteren Ostseite, wo der Fleischer es verschmäht, sein Rauchfleisch „jüdischer Schinken" zu nennen, und sein Käppchen auf dem Haupt behält, als vollziehe er mit dem Verkauf eine Zeremonie.

Fragt ihr einen Kaufmann, warum er nicht in eine konkurrenzlose Gegend übersiedelt, so werdet ihr die Antwort einheimsen, mit Ratschlägen sei er versehen bis über das Osterfest hinaus. Er denke nicht daran, wieder in den Goles zu ziehen. Der „Goles", in den er nicht „wieder" ziehen will, ist die nach der Zerstörung des jerusalemitischen Tempels erfolgte Versprengung der Judenschaft in alle Welt. Der Gefragte kann also nicht persönlich dabeigewesen sein und muß nicht einmal den Exodus nach Amerika selbst unternommen haben. Aber er will nicht „wieder" weg.

DIE WERBENDE UND BINDENDE KRAFT DES TODES

Eines Tages seid ihr fern der Lower East Side, auf einem der jüdischen Friedhöfe von Long Island, „Mount Hebron", „Montefiore", oder auf sonst einem. Wahrlich, es ist keiner der alten jüdischen Friedhöfe der Alten Welt, keiner wie ihn Ruysdael gemalt und Goethe beschrieben hat, keiner wie der berühmte von Prag, keiner mit urwaldhaftem Buschwerk und mit vierschrötigem, aber greisenhaft gebücktem Grabgestein.

Etwas jedoch findet ihr, was euch bemerkenswert erscheint: dieser Friedhof ist durch Zäune und Hecken in Parzellen geteilt, besteht also aus einzelnen Gräbergruppen. Hier, fällt euch ein, scheint die gleiche Anordnung zu obwalten wie bei den Lebenden der Lower East Side. Und so ist es auch.

Der Tod und schon die Aussicht auf den Tod erschwert oder verwehrt es dem vielgepriesenen Schmelztiegel Amerika, die Juden miteinander, geschweige denn mit ihrer Umwelt zu verschmelzen. Leben kann der Jude unter allen Verhältnissen, aber begraben will er unter den Seinen sein. Deshalb vor allem schlossen sich Landsleute als solche zusammen.

Einst wurde in New York ein Armer auf dem griechisch-katholischen Friedhof begraben, obwohl er jüdisch-orthodox war. Seine Glaubensgenossen und Landsleute wollten den Toten an den richtigen Platz bringen. Jedoch eine Exhumierung ist teuer, sie mußten Geld sammeln, Geld leihen und die Rückzahlung korporativ gewährleisten, wodurch im Jahre 1859 die erste Landsmannschaft entstand. Ihr folgten andere, und die um jene Zeit einsetzenden Emigrationswellen rollten sozusagen an heimatlichen Strand.

Selbstverständlich war das bloß der äußere, der sichtbare Beginn. Da es hier schon vorher Juden gegeben hatte, gab es auch Wohlfahrtseinrichtungen und Friedhöfe. Der erste

Jude auf nordamerikanischem Boden war lange, lange Zeit der einzige. Am 8. Juli 1654 war er mit dem Hollandschiff „Preboom" im damaligen New Amsterdam gelandet. Er, Jacob Barsimson, hielt rechts und links Ausschau nach einem anheimelnden Profil. Nirgends entdeckte er einen Glaubensgenossen, der ihm die Richtung zu einem koscheren Familientisch gewiesen hätte oder gar zu einer Gruppe von zehn, durch diese Zahl zu einem Gottesdienst berechtigten Juden. Vergeblich. Weder in der Walstraat (heute Wall Street) noch in ihrem sozialen Gegenteil, der „Bowery", fand er einen anderen Juden als sich selbst.

Jeden Morgen schritt Jacob Barsimson zum Landungsplatz hinab und ließ die Ankömmlinge Revue passieren. Ach, niemand ... Für alle Fälle stellte er sich nachher unter einen der Bäume und begann seine Gebetriemen anzuschnallen. Vielleicht, dachte er, vielleicht geht einmal jemand vorbei und wird mich an dieser Religionsübung als Bruder erkennen.

Und in der Tat! Eines Morgens entspann sich ein Dialog, dessen Wortlaut euch der eine der beiden Gesprächspartner gerne mitteilen wird, wenn ihr ihm begegnet. Dieser Mann, schon zu Jacob Barsimsons Zeiten schier unendlich alt, riesenbärtig und sehnig, schritt auf den Betenden zu und sagte ihm, ohne stehenzubleiben – er ging nämlich, während er sprach, pausenlos um den Baum und den pausenlos betenden Barsimson herum –, er möge nicht verzweifeln ob seiner Einsamkeit. Am nächsten Neumondtag würden so viele Juden in New Amsterdam eintreffen, daß Jacob Barsimson jeden Tag im Monat bei einer anderen Familie essen und sich eine von drei Zehnergruppen aussuchen könnte, um zu beten. Dann schritt der ruhelose Fremde aus seiner kreisrunden Bewegung heraus in die Horizontale und verschwand.

Die dreißig Familien, die sich am nächsten Neumondtag vom Dreimaster „Santa Catalina" in New Amsterdam ausschifften, waren portugiesische Juden holländischer Staatsangehörigkeit aus brasilianischem Land. In dieses waren sie einst aus Rotterdam übersiedelt, als die Westindische Maatschappij 1624 Brasilien erobert hatte. Nun aber, da die Holländer vertrieben wurden, mußten auch die Juden von

dannen und kamen auf die Insel Manhattan, um dem jüdischen Robinson Crusoe, dem Jacob Barsimson, Gesellschaft zu leisten.

Sie vermehrten sich, bauten die erste Synagoge und schufen den ersten Gottesacker. Aber leider ist fast nichts erhalten, was zur Geschichte der berühmten Familien Spinoza, Akiba, Acosta, Disraeli, Balsamo, Bizet etc. einen Beitrag liefern könnte. Selbst das Grab von Lorenzo Daponte, der den Text zu den beiden Meisterwerken der Musik, zu „Figaros Hochzeit" und „Don Juan", geschrieben hat und erst vor etwa hundert Jahren gestorben ist, hat ein rasender Reporter unserer Zeit auf dem Friedhofsrest von Oliver Street ohne Erfolg gesucht.

Gegen die wolkenkratzerhohen Grundstückspreise, welche den Felsenboden von Manhattan in Stücke spalteten, konnten sich die Friedhöfe nicht halten. Immer weiter nach Norden flohen sie, aber immer wieder folgte ihnen das Grundstücksgeschäft, und erst auf der Insel Long Island fanden die Friedhöfe ihren vorläufigen Frieden. Vielleicht ist es ein dauerhafterer Frieden, weil die Organisationen, die sich um die Gräber bekümmern, nicht nur religiöse, sondern auch regionale sind.

In jeder der drei- bis viertausend Landsmannschaften sind je hundertfünfzig Mitglieder vereinigt. Die Mitgliedschaft ist sozusagen freiwillig obligat, jede Gruppe hat ihre eigene Betstube, ihre Religionsschule, ihre Wohlfahrtseinrichtungen und vor allem ihre Beerdigungsbrüderschaft.

Der geographische Herkunftsort in Europa besteht oft gar nicht mehr. In den beiden Weltkriegen wurden viele polnische, russische, ukrainische, bessarabische, rumänische, galizische, westpreußische, ostpreußische, slowakische, karpatorussische, litauische, lettische und estnische Ortschaften mitsamt ihren Judengemeinden gewaltsam aus dem Globus gebrochen. Aber die Filialen der in Europa zerstörten und ausgerotteten Judengemeinden führen jenseits des Ozeans das Leben der alten Kehille weiter, erfüllt von einem Lokalpatriotismus, dem das Lokal und der Grund zum Patriotismus fehlt. Auch als das Lokal noch bestand, war es nicht immer ein freundliches gewesen. Man war dort oft genug geschlagen, geschändet, geplündert und getötet worden.

Hier hüben werden die Familienkonflikte von dort drüben sorgfältig weitergesponnen, und Frömmigkeits- und Vermögensunterschiede verblichener Voreltern spielen noch immer eine Rolle, als könnten die längst, längst toten Ahnen jeden Augenblick auftauchen, um in die Verhältnisse einzugreifen. All das im unmystischesten Gefilde des Universums, in New York!

Der Kitt jeder Landsmannschaft ist der Tod, denn er ist dauerhafter als das Leben und darum auch wichtiger. Ihr findet diese Auffassung schon in den ältesten Aktenstücken, wie zum Beispiel im Fall eines gewissen Baruch Berger. Eines Tages schrieb aus dem Städtchen Freehold (New Jersey) Frau Berger an ihren landsmannschaftlichen Verband, daß ihr Gatte gestorben sei und sie eines Beitrags von fünfzig Dollar bedürfe, damit er nicht ins Armengrab geworfen werde. Augenblicks schickt die Landsmannschaft eine Delegation nach Freehold, um die Leiche zu holen. Aber sie findet die Leiche lebend. Baruch Berger war in Schulden geraten, von Schande und Hungertod bedroht, und hatte deshalb vorzeitig zur letzten Reserve gegriffen. Aber das, was nach dem Tod ein berechtigter Anspruch gewesen wäre, ist betrügerische Vorspiegelung, wenn es ihn vor dem Tod retten soll.

Solcher Logik gemäß hat der mittellose Tote auf weit mehr Anspruch als auf die fünf bis zehn Dollar, die man dem mittellosen Lebenden maximal bewilligt hätte. Dem Toten werden alle Kosten des Sterbens bezahlt, die Miete für seine allerletzte Wohnung sowie die Übersiedlung dorthin. Das bedeutet selbstverständlich nicht, daß in einer irdischen Weltordnung, deren Grundprinzip die Ungleichheit ist, die Menschen nach dem Tode etwa mit Gleichmacherei behandelt werden.

Es gibt private Unternehmungen (sie nennen sich „undertaker"), die mit dem Sterben ihr Leben machen, natürlich mit dem Sterben der anderen. Sie versuchen diese anderen mit besonderen Mitteln anzulocken. Wie alle Leichenbestatter Amerikas frisieren auch die jüdischen ihre toten Kundinnen und schminken sie. Sie inserieren, daß sie den ihrer Pflege Befohlenen in einem silbernen Leichenwagen auf den Friedhof führen, ihm ein Säckchen mit beglaubigter heiliger

Erde aus Palästina unters Haupt legen oder einen Grabstein „nach Entwürfen der berühmtesten Bildhauer von Paris" stellen werden. Private Versicherungsvereine tun auf Plakaten dem Publikum kund, daß die gesamte Mitgliedschaft statutengemäß verpflichtet sei, „to go out to Beth Chajim with the Levaya of a Balboth of the organisation"; der Leser solcher Plakate soll nicht an die Mühe denken, zur Levaya (Beerdigung) eines jeden Balboth (Mitglieds) in das Beth Chajim (wörtlich: Haus des Lebens, sinngemäß: Friedhof) ausrücken zu müssen; ihm soll nur der Vorteil vor der Seele gaukeln, selbst die derart korporativ geehrte Levaya zu sein ...

Manche Vereine verfügen über ein Banner, manche über eine Musikkapelle dazu und jede über Grabredner. Selbstverständlich wird dafür gesorgt, daß ein Tempelsänger zur Stelle ist, der im Leben wie im Tode für viele die einzige erschwingliche Musik bedeutet, Oper und Konzert zugleich.

Was aber kein „undertaker", kein Versicherungsverein und nicht einmal die Synagogengemeinde liefern kann, ist: die Heimat. Die Heimat, die Genossen der Herkunft hat nur die Landsmannschaft zur Verfügung und stellt sie dem gestorbenen Landsmann ans Totenbett, ans Grab und zur Feier seines Seelengedächtnisses. Deshalb muß jedermann, schon bevor es mit ihm soweit ist, der Beerdigungssektion seiner Landsmannschaft alle Ehren zubilligen.

Die Rechte und Ehren der Beerdigungsbrüder sind in den Statuten der Landsmannschaft verbrieft. Alljährlich am 15. des Monats Kislev wird ein Bankett veranstaltet, bei welcher Gelegenheit sie den Präsidenten und den Vizepräsidenten wählen, „von welchen der erstere des Lesens und Schreibens kundig sein muß, zumindest in jiddischer Sprache". Am letzten Tag der Sukkothwoche sowie am letzten Tag der Osterwoche und am zweiten Tag des Schewuothfestes gehört das Recht, in der Synagoge den Wochenabschnitt vorzulesen, ausschließlich den Mitgliedern der Chewra Kadischa.

Stirbt ein Mitglied, so verständigt die Beerdigungsbrüderschaft den Totenbeschauer, die Zeitungen, welche die Traueranzeige bringen werden, den Landsmann-Rabbiner und den Kustos ihrer Friedhofsparzelle, wo ein Landsmann-Totengräber sogleich seine Arbeit beginnt.

Weit von der Lower East Side entfernt liegen die Gräber, aber die Räume, in denen des Toten Landsleute seiner im Gebet gedenken, liegen nahe; um die Second Avenue herum gibt es mehr als hundert Betstuben. Die Bundeslade mit einem Altartisch davor und ein paar unpolierte Stühle sind das Mobiliar. Nicht einmal Bänke sind nötig, denn für die hohen Feiertage mietet die Landsmannschaft einen Saal oder ihre Mitglieder sichern sich Plätze in den großen Synagogen. Beim gewöhnlichen, dem Alltagsgottesdienst decken die zehn Stühle den Bedarf für den Minjen, jene einst vom jüdischen Robinson Crusoe von Manhattan so ersehnte betberechtigte Mindestzahl.

Es gibt Gläubige, die ohnehin täglich zum Beten kommen, und solche, die gegen Entgelt den Beruf eines Minjen-Mannes ausüben – die ärmsten der Landsleute. Nur wenn einer fehlt, borgt man jemanden von der Nachbarbetstube aus. Jedoch eine Vereinigung der Landsmannschaften hieße Abfall von der Heimat, Hochverrat an dem antisemitischen, pogromistischen Nest in Europa, dem man entstammt. Dieser Separatismus ist der Gemeinschaftsgeist des Nationalitätenbezirks, den man die Veruneinigten Staaten Europas innerhalb der Vereinigten Amerikas nennen könnte.

Vergeßt aber nicht, daß die Lower East Side, wie schon ihr Name sagt, nur eine Seite ist, ja nur der Teil einer Seite. Auf der oberen Westseite und auf allen anderen Seiten der Stadt und des ganzen Staatenbundes wohnen mehr jüdische Menschen als im unteren Osten New Yorks. Im Heer der Enkel und Urenkel gibt es alle Chargengrade des Bürgerlebens, gibt es alle Charaktertypen, alle Berufe, alle Vermögenslagen, alle weltanschaulichen Nuancen. Oft ist die Herkunft vergessen, oft die Durchgangsstation Lower East Side mit der Landsmannschaft, mitunter sogar das Judentum. Unvergeßlich aber ist der Wunsch, nach dem Tode mit Verwandten, Bekannten und Landsleuten beisammen zu sein.

DIE BIBEL UND BABEL IN DER NEUEN WELT

Der erste, dem die Ähnlichkeit der Religionen auffiel, war keiner von den Bekehrern, sondern einer von den zu Bekehrenden. Dieser eine war der Monarch der Mexikaner, Moctezuma.

Am 9. November 1519, dem Tag nach dem Einzug der Konquistadoren in der Hauptstadt, beginnt der Eroberer Hernán Cortez im Königspalast seine Werbung um Moctezuma, die widerklingt in der Übersetzung der sprachkundigen Sklavin Malinche. Eindringlich verkündet Cortez, daß Gott aus dem Chaos die Welt geschaffen hat und die ersten Menschen – er ahnt nicht, daß dieses auch die indianische Schöpfungsgeschichte lehrt. Poetisch preist Cortez die farbige Schönheit des Paradieses – er weiß nicht, daß seine Phantasie hinter der Wirklichkeit von Moctezumas Wundergarten weit zurückbleibt. Cortez enthüllt das Mysterium der Messe, bei welcher der Leib des Heilands verzehrt wird – ohne zu wissen, daß auch die aztekischen Opferzeremonien ähnliche Allegorien bergen. Cortez fordert den König auf, das heilige Kreuz anzubeten – ohne daran zu denken, daß er im Lande Yucatán heilige Kreuze angetroffen hat.

Gespannt harrt er der Antwort. Alles läßt sich von ihr erhoffen, alles befürchten. Nur nicht, daß der Beherrscher der „Götzendiener" antworten wird: Diese Lehren seien ihm längst bekannt, insbesondere die „von der Erschaffung der Welt". Das gleiche zu glauben, sei er und sein Volk seit urdenklichen Zeiten gelehrt worden.*

Nicht anders konnten die Eroberer, die in Spanien die Juden jagten und ausrotteten, die indianische Religion bei den vorgesetzten Behörden daheim anschwärzen als durch Vergleich mit der mosaischen. Hätte es nichts Gemeinsames gegeben, hätten sie es erfunden. Da es jedoch des Gemein-

* Bernal Diaz, „Historia de la Conquista", Cap. 90: „Y en eso de la creación del mundo asi lo tenemos creido muchos tiempos pasados."

samen in Hülle und Fülle gab, wurden Erwägungen darüber angestellt, warum, wie und wann das Judentum nach Mexiko gekommen war.

In den seit der Conquista vergangenen Jahrhunderten erschienen die gegensätzlichsten Meinungen auf dem Gelehrtenhimmel, jeder Verfechter der einen Theorie verschweigt oder entstellt die anderen, und es ist nicht leicht, sie zu entwirren.

Theorie Nummer eins lehnt es ab, die Analogien der Religionen auf einen Import aus der Alten Welt zurückzuführen, weil sich alle Ur-Religionen unabhängig voneinander und dennoch einander ähnlich aufgebaut haben; das grundlegende Werk dieser Auffassung sind die „Lectures on the Origin and Growth of Religion“, die der englische Professor Max Müller, Sohn des deutschen Dichters Wilhelm Müller und Urenkel Basedows, um 1880 herausgab.

Schon vor ihm aber hatten sich selbst bibelgläubige Religionsforscher die Frage vorgelegt, ob Adam wirklich der erste Mensch aller Erdteile gewesen sei. Wäre er es auch nur in seiner eigenen Umgebung gewesen, wie konnte dann sein Sohn eine Tochter des Landes heiraten? Dieses aber steht einerseits in der Bibel und ist andererseits selbstverständlich, weil sonst (wenn man Blutschande zwischen Eva und Kain ausschließt) das Menschengeschlecht in der zweiten Generation hätte aussterben müssen. Manchen Autoren galt es übrigens mehr oder minder als ausgemacht, daß Adam eine Rothaut war.*

Alexander von Humboldt nimmt an, daß die mexikanischen Stammesreligionen ursprünglich sind und unabhängig von denen der Alten Welt geschaffen wurden. Er sagt, daß „die religiösen Zeremonien, die Dogmen und Traditionen, welche die ersten spanischen Missionare beschäftigten, ohne Zweifel schon seit Ankunft der Tolteken und somit drei oder vier Jahrhunderte vor den Fahrten der Skandinaven nach den Ostküsten des neuen Kontinents in Mexiko vorhanden waren ... Wendet man eine gesunde Kritik an, so

* Ignatius Donelli, „Atlantis, die vorsintflutliche Welt“: „Adam scheint zur roten Menschenrasse gehört zu haben, wie der Ursprung seines Namens bezeugt ... Die Wörter Adôm und Adam bedeuten auf aramäisch rot und rötlich ...“

findet man nichts bei den Amerikanern, was uns nötigen könnte, zu glauben, daß sich die asiatischen Völker nach der Gründung der christlichen Religion in dem neueren Kontinent verbreitet haben. Indes bin ich weit entfernt, die Möglichkeiten von dergleichen späteren Kommunikationen zu leugnen ..."

Theorie Nummer zwei behauptet, Amerika sei durch die Überlebenden der *Sintflut* besiedelt worden. Hierbei taucht die Frage auf, ob es das biblische oder das mexikanische Diluvium war, nach welchem die Juden aus der Arche Noah ans amerikanische Land stiegen. Denn auch in den indianischen Religionen kommt eine Sintflut vor mit einem rettenden Floß und zwei Vögeln, die nacheinander zur Feststellung des Wasserstandes ausgesandt werden.

Nach bolivianischen Gelehrten war Vater Noah ein Indio namens Noke, und einer seiner Nachkommen habe im Jahre 2384 v. Chr. einen Bericht über die große Wassernot in Aymara-Sprache auf die Felsen der Hochebene Boliviens geschrieben. (Es handelt sich wahrscheinlich um die Inschrift auf dem Ufergebirge des Flusses Caura, von welcher Humboldt auf seiner Fahrt zwischen Orinoko und Amazonenstrom erfuhr: „Die Eingeborenen erzählen, daß ihre Voreltern zur Zeit großer Überschwemmungen in ihren Kähnen bis an die Gipfel dieses Gebirges gekommen seien; das Gestein sei damals so weich gewesen, daß die Menschen mit den bloßen Fingern Zeichen darauf gemacht haben."*) Daß Aymara, das heute noch am Titicacasee gesprochen wird, die erste Sprache der Menschheit war**, ist die Ansicht vieler Gelehrter.

Der dritten Theorie zufolge sind die Juden nach ihrer Vertreibung aus Ägypten auf den anderen Kontinent geraten. Die *Wüstenwanderung* habe durch die russisch-asiatischen Steppenwüsten geführt und weiter über die versandete oder vereiste Meerenge nach Nordamerika, von wo

* A. v. Humboldt, „Eine aztekische Hieroglyphenhandschrift, die sich auf der Vatikanischen Bibliothek befindet."

** Der bolivianische Historiker Villamil de Rada behauptet, daß sich Adam und Eva miteinander in der Aymara-Sprache verständigten.

aus es südwärts ging. In den Dokumenten und Überlieferungen der Azteken wird der Exodus aus Aztlan nach Anahuac nicht viel anders beschrieben als bei Moses derjenige aus Ägypten ins Gelobte Land. Auch die trockene Überquerung des Wassers kommt in den Kodizes vor. In der Sahara weist der jüdische, in der amerikanischen Steppe ein indianischer Gott, bei Tage als Rauchsäule, bei Nacht als Feuersäule, den Emigranten die Marschrichtung.

Die Fülle der Analogien verwirrte den gelehrten Franziskaner Juan Torquemada (Vetter des Judenverfolgers und Großinquisitors gleichen Namens) in solchem Maße, daß er zu jeder Station der aztekischen Völkerwanderung einen Beleg in der Bibel fand. Deshalb wurde sein Buch* erbarmungslos zensuriert – das fehlte ja noch, die Indios, diese „vernunftlosen Leute", den Helden des Alten Testaments und damit den Vorgängern des Neuen gleichzustellen!

Gleich Torquemada wütete sein weltlicher Zunftgenosse Antonio de Herrera, den Philipp II. als Historiographen nach Neuspanien entsandt hatte, angesichts der Wüsten-Doppelgängerei gegen den Teufel und dessen Absicht, alle Begriffe zu verwirren.**

Wie in der Genesis und im Exodus hat man auch in der Geschichte des *Turmbaus von Babel* und der nachfolgenden babylonischen Wanderung Beziehungen zu Mexiko entdeckt. Freilich, den Pan-Babyloniern und Anatolikern, die lehren, alles Menschengeschlecht sei im Orient entstanden und habe sich erst nach dem Kladderadatsch des Wolkenkratzerprojekts über die Welt verstreut, widerspricht die Tatsache, daß die Mexikaner ihren eigenen Turm von Babel hatten: die Pyramide von Cholula.

1585 hat Pater Duran für seine „Historia Antigua de la Nueva España" einen hundertjährigen Anrainer dieses Monsterbauwerks interviewt und von ihm die Überlieferung gehört, daß die ersten Bewohner der Gegend die Sonne mittels eines Bauwerks erreichen wollten. Als jedoch der Turm mehr als turmhoch aufgerichtet war, erzürnte sich der

* Juan Torquemada, „Monarchia Indiana" (Sevilla, 1615).
** A. Herrera, in der Dritten Dekade seiner „Historia General de las Indias Occidentales", 1601.

Herr des Himmels und rief aus: „Die von der Erde wollen zu uns heraufklettern. Lasset uns sie zerstreuen, auf daß sie, die im Fleische leben, sich nicht unter uns mischen." Sofort brachen Götter und Dämonen hervor als Blitzstrahlen und Donnerschläge und jagten die Bauleute in alle Windrichtungen.

Ixtlixochtli, der prä-cortezianische Chronist, erzählt in seinen „Relaciones", eine Sprachenverwirrung habe das Ende des Turmbaus von Cholula herbeigeführt.

Mehr als drei Jahrhunderte lang befassen sich Theologen und andere Gelehrte mit der Verwandtschaft zwischen Altem Testament und Neuer Welt, als Lord Kingsborough auf dem Plan erscheint. Er widmet Leben, Geld und Zeit zur Gänze der Idee, daß Indios und Judios Glaubensgenossen seien. Für ihn ist das heilige Buch Teoamoxtli, nach welchem schon die Vorgänger der Tolteken ihr Denken und Handeln eingerichtet hatten, nichts anderes als der Pentateuch, bereits der Titel besage es: „Teo" bedeutet auf aztekisch (wie auch auf griechisch) „göttlich", „amotl" ist „Papier", „Schrift" oder „Buch" und „moxtli" – klar, daß das der Name „Moses" ist. Teoamoxtli: das göttliche Buch des Moses.

Von wo sonst sollte für Kingsborough das Wort „Mexiko" stammen als von „Messias"! Mezi oder Mexi hieß bei den Azteken der gesalbte, gottgesandte Retter, der sie in das verheißene Land von Anahuac geführt hat.

Zu Kingsboroughs Zeiten gab es keine Inquisition mehr, und die anglikanische Kirche kennt auch keinen Index librorum prohibitorum. Deshalb blieb seinem Werk* das Schicksal erspart, welches dem des Juan Torquemada bereitet worden war. Aber auch ein britischer Lord darf nicht ungestraft biblische und indianische Völker auf die gleiche Stufe stellen. Vergeblich sucht man in der Encyclopaedia Britannica das Schlagwort „Kingsborough". W. Prescott, der sich in seiner „Eroberung von Mexiko" oft auf Kingsborough, den „edlen Mann", beruft, weiß nichts über sein Leben und seine Herkunft.

* Lord Kingsborough, „Antiquities of Mexico, comprising Facsimiles of ancient Mexican Paintings and Hieroglyphs, etc.", VIII. Band, p. 4, 7 (London, Henry G. Bohn).

Kingsborough war in Cork am 16. November 1795 als Edward King geboren, und erst später erwirkte ihm sein Vater, der dritte Earl of Kingston, den Titel eines Viscounts of Kingsborough. Kaum zweiundvierzig Jahre alt, beschloß Kingsborough am 27. Februar 1837 sein Leben, das ausgefüllt war mit Mexiko- und Bibelforschung, mit Auffindung, Herausgabe und Glossierung von Kodizes, zu deren Wiedergabe er die besten Fachgelehrten, Maler und Graphiker seiner Zeit verwandte. Von seinen „Antiquities of Mexico" erschien der neunte Band erst Jahre nach seinem Tode, der zehnte Band erschien niemals.

Im Direktorzimmer der Franklin-Bibliothek von Mexiko stehen die neun Großfoliobände, und auch nur einen von ihnen zum Lesesaal hinabzutragen erfordert die Kraft eines Athleten. Noch mehr Kraft erheischt es, diese Masse von manischen Folgerungen zu studieren, ohne davon verwirrt zu werden. Aber trotz all seiner Narreteien stecken in dem Werk unzählige unbekannte Tatsachen und Anregungen.

Zum Entstehen und zur Stütze der vierten Theorie, jener, daß ein Teil der *zehn verlorenen Stämme Israels* seinen Glauben ans jenseitige Ufer des Atlantik rettete, hat ein gewisser Aharon Levi beigetragen, der in Südamerika einen isolierten Stamm von Juden angetroffen haben will.

Vor einer Gruppe portugiesischer Juden in Amsterdam erzählt 1644 Aharon Levi (in Spanien hatte er Antonio de Montezinos geheißen), er habe sich auf einer Reise aus dem kolumbianischen Hafen Honda ins Innere des Landes mit einem Indio angefreundet. Diesem Indio Francisco, den seine Mauleseltreiber „Kazike" nannten, vertraute Aharon an, daß er ein Jude aus dem Stamme Levi sei, ein Nachkomme Abrahams, Isaaks und Jakobs. Daraufhin habe ihn der Indio mißtrauisch angesehen und gefragt, warum er den Namen Israel weglasse. Erstaunt fragte sich Aharon Levi, wieso der Indio den theokratischen Beinamen Jakobs vermissen könne, und bemühte sich, das Vertrauen Franciscos wiederzugewinnen. In der Tat lud ihn der Indio zu einer Fußwanderung ein. Von Montag bis Samstag marschierten sie, bis sie an einen Fluß kamen, „der größer als der Duero war". Hier hißte der Indio ein baumwollenes Tuch, worauf

aus der Ferne ein ähnliches Signal gegeben wurde. Alsbald näherte sich unter großen Vorsichtsmaßregeln ein Canoe; drei Männer und eine Frau stiegen aus und begrüßten Francisco mit Umarmungen. Dann nahmen sie Aharon Levi in ihre Mitte, sprachen das „Höre Israel" auf hebräisch und erzählten ihm (Francisco diente als Dolmetsch) über sich und ihren Stamm.

Erstens: Unsere Väter sind Abraham, Isaak und Jakob-Israel, wobei sie, diese vier Namen nennend, drei Finger hoben. Dann fügten sie den Namen Ruben hinzu und hoben dabei den vierten Finger.

Zweitens: Denen, die zu uns kommen, um mit uns zu leben, geben wir Land.

Drittens: Stammvater Joseph lebt inmitten des Meeres. Bei dieser Mitteilung zeigten sie zwei geschlossene Finger und öffneten diese, als sie hinzufügten, er lebe in zwei Teilen.

Viertens: Sehr bald werden wir hinausgehen, um zu sehen und zu schreiten. Die ersten Worte sprachen sie schnell, um auszudrücken, wie sehr bald das sein werde, das Sehen und Schreiten beschrieben sie durch Bewegungen der Augen und der Füße.

Fünftens: Eines Tages werden wir alle sprechen – dieses illustrierten sie, indem sie die Laute „ba-be-ba" ausstießen – und werden ausgehen, als wären wir der Erde entsprossen.

Sechstens: Es wird ein Bote kommen.

Siebentens: „In sehr kurzer Zeit." Francisco zeigt auf spanische Art mit den Fingern, in wie kurzer Zeit solches der Fall sein werde.

Achtens: Gebt uns Raum, daß wir wahrnehmen können. Während sie die Hand von der einen Seite auf die andere bewegten, gaben sie ihren beiden Besuchern zu verstehen: haltet euch nicht lange auf.

Neuntens: *Er* wird zwölf Männer schicken, welche schreiben. Dabei erläuterten sie, daß es bärtige Männer sein werden.

Drei Tage lang will sich Aharon Levi bei diesen Menschen aufgehalten haben, die er in allgemeinen Worten als sonngebräunt, langhaarig, wohlgebaut beschreibt. Immer neue Canoes ruderten heran, und jedes landete erst, nach-

dem das vorhergekommene abgefahren war. Im ganzen sprach Aharon Levi auf diese Art mit ungefähr dreihundert Männern und Frauen, aber alle wiederholten immer nur die obigen Sätze mit einer fast rituellen Gleichförmigkeit.

Auf dem Rückmarsch habe Francisco erzählt, daß seine indianischen Ahnen an den Jagdgründen dieser Gegend vorbeigekommen seien und, von ihren Priestern aufgestachelt, die dort wohnenden Männer überfielen. Der Angriff wurde zurückgeschlagen, und der Zorn der Besiegten richtete sich nun gegen die hetzerischen Priester, und man verurteilte sie zum Tod. Bevor jedoch das Urteil vollstreckt wurde, vertraute ein Priester den Stammesältesten der Indios an: die überfallenen Siedler seien Söhne Israels, ihr Gott sei der wahre Gott, alles, was er auf seine Steine geschrieben habe, sei Wahrheit, und sein Volk werde eines Tages von hier ausziehen, um die Menschheit glücklich zu machen. „Die Enthüllung des Priesters", so fuhr Francisco fort, „vererbte sich bei uns in der Weise, daß nur fünf Söhne der Stammesältesten das Geheimnis der Israeliten im Walde erfahren und sie einmal in siebzig Monaten besuchen. Durch diese Besucher erfuhren die Siedler von der Landung der Spanier, der Conquista."

Diese ziemlich vage Geschichte des Aharon Levi gab der berühmte Menasse ben Israel in Druck. Er, der „jüdische Leibniz", der mit Christine von Schweden, mit Oliver Cromwell und den Gelehrten seiner Zeit in Beziehung stand, verlieh der Geschichte durch ein aus zweiundsiebzig Paragraphen bestehendes Nachwort die Bedeutung eines Dokuments.*

Er beginnt mit einer kritischen Darstellung aller Angaben über den Verbleib der zehn verlorenen Stämme Israels. Der Auffassung, daß Peru das sagenhafte Goldland Ophir sei,

* Mikwe Jisroel, esto es: Esperanza de Israel. Obra con suma curiosidad compuesta por Menasseh ben Israel. Teologo y filosofo hebreo. Trata del admirable esparzimiento de los diez tribus, y su infallible reduccion con los demas, a la patria: con muchas puntos, y historias curioses y declaracion de varias profecias, por el autor rectamente interpretadas. Dirigido a los Señores Parnassim del K. K. de Talmud Tora. En Amsterdam. En la Impression de Semuel Ben Israel Soeiro. Año 5410. – Dieses Buch war kurz nach seinem Erscheinen vergriffen, ebenso ein Neudruck, der im vorigen Jahrhundert in Madrid erschien. Nur durch Zufall gelang es mir, ein Exemplar in einer Privatbibliothek zu finden, deren Besitzer vom Vorhandensein des Buches nichts wußte.

dessen Namen durch Silbenvertauschung zu Peru oder Piro wurde, widerspricht er. Ebensowenig sei Yucatán mit dem Reich des Königs Yoktan identisch; dabei weiß Menasse ben Israel erstaunlich genau, wieviel Analogien die Religion der Mayas mit jener der Juden aufweist.

Offenkundig neigt der Autor, der über Zitaten aus weltlichen und jesuitischen Autoren niemals die Thora vergißt, zu der Ansicht, daß Teile der aus der Babylonischen Gefangenschaft entflohenen zehn Stämme nach China und von dort über die Behringstraße nach Amerika kamen. Solches deute der Prophet Jesaja an mit den Worten: „Hierher kamen sie von weither, diese vom Süden und jene vom Osten und andere aus dem Land der Sinosim", das heißt der Chinesen. Daß die Juden, mit denen Aharon Levi zusammengekommen sei, vom Stammvater Joseph sprachen, passe zu der Prophezeiung, die einen Messia ben Joseph als den zukünftigen Retter Israels verkündigt.

Dennoch lehnt Menasse ben Israel strikte die Möglichkeit ab, daß die Indios von Juden abstammen. Kein Volk könne seine physischen Eigenschaften und seine Traditionen in eine solche Gegensätzlichkeit verwandeln, wie sie zwischen Indios und Juden besteht.

Das Buch Menasse ben Israels, der ein Portugiese war, ist in mangelhaftem Spanisch geschrieben und von Holländern in Amsterdam spanisch gedruckt. Das und die schwere Erhältlichkeit eines Exemplars erklären, wieso selbst Nachschlagewerke diesem Buch einen ganz anderen Inhalt zuschreiben. In Meyers Konversationslexikon zum Beispiel steht zu lesen: „... für die Wiederaufnahme der Juden in England war Menasse ben Israel durch seine Schrift ‚Esperanza de Israel' ... tätig." Wie wir eben gesehen haben, [hat] das Buch mit dieser Frage nichts zu tun.

Sosehr die christlichen Missionare bemüht waren, das Teufelswerk der biblisch-indianischen Analogien zu unterstreichen – eines wagen sie niemals zu behaupten: daß die Indios Monotheisten waren. Schon durch die Andeutung eines solchen Gedankens wäre die hart an die Ausrottung gehende „Bekehrung" der Indianer geradezu als das erschienen, was sie wirklich war.

Darum übertreiben die Missionare die *Zahl der Götter* und Dämonen, und die Millionen von Idolos dienen ihnen als Beweisstücke. Aber sind diese Figuren wirklich Götzen? Den Azteken und Mayas war es ja nicht verboten, sich Abbilder von all dem zu schaffen, was ihr Sein, ihre Tradition und ihre Träume bevölkerte, von Fürsten, Heiligen, Helden, Dämonen, Raubtieren und Feinden.

Hätten die Indios diese Skulpturen nicht besessen, wäre ihnen vielleicht der Vorwurf, Götzendiener zu sein, erspart geblieben, dafür aber hätte sich der Verdacht verstärkt, daß sie Juden seien. Gelehrte*, die in den Sakralbauten von Mitla nur lineare Ornamente, aber keine figuralen Motive vorfanden, schlossen daraus, den Indios sei ebenso wie den Juden jede bildliche Darstellung durch ein religiöses Edikt verboten gewesen.

In einem Privatmuseum in Mexiko**, wo zahllose Idolos ausgestellt waren, bestritt der Besitzer, Señor Tenenbaum, daß sie Idolos seien. Teils wären sie Porträts, teils objets d'art, teils Opfer- oder Grabgeschenke, teils Lehrmittelbehelfe.

Sechszackige Sterne und die Büste eines Jünglings, dem das Davidswappen auf der Stirne strahlt, sind laut Señor Tenenbaum Beweise für die Identität der alten Indios mit den Juden. Nun sind aber zwei über Eck angeordnete Dreiecke ein naheliegendes Ornament, und die Indios, die in den Salinen von La Concordia das Salz auf hölzernen Davidsternen absetzen lassen, sind keine Nachkommen der verlorenen Stämme Israels.***

Eine Vitrine mit der Aufschrift „Tipos hebreos" enthielt Figuren mit markant jüdischen Gesichtszügen; da hockten Talmudgrübler und Ghettonarren, Rothschilds und Gemeindeschnorrer beisammen, Typen, denen man auch unter den heute lebenden Indios begegnet. Aber ebenso könnten manche Europäer (Savonarola oder Dante zum Beispiel)

* W. H. Holmes, „Archaeological Studies among the Ancient Cities of Mexico", 1897.

** Siehe meinen Artikel „Tenenbaum ur különös muzeuma" (Das seltsame Museum des Señor Tenenbaum) in der ungarischen Zeitschrift „Szabat Magyarsag", Mexiko, Juni 1943. – Señor Tenenbaum hat seither die Bestände seiner Kollektion dem mexikanischen Nationalmuseum geschenkt.

*** Frans Blom, „La estrella de David en Chiapas" („Tribuna Israelita", I, 8; Mexiko, Juli 1945).

für Indianer gehalten werden. Viele Vitrinen ließen sich mit mongolischen, ägyptischen, negroiden und Gott weiß was noch für Profilen füllen, die allesamt dem mexikanischen Boden entstammen.

In jeder aztekischen Vokabel hat Señor Tenenbaum (der, wie er gerne hervorhebt, nur eine Klippschule in Łódź besucht hat) eine hebräische Wurzel herausgefunden und bringt mit triumphierendem Augenzwinkern diese Etymologien an den Mann.

„Amerika" komme von „Am Erez koj" (hier sind Volk und Land). Der Name „Azteka" schreibe sich vom hebräischen „Aiz toka" (Bäumepflanzer) her. „Mexiko" sei die hebräische Aufforderung des Kaziken an Cortez, den tyrannischen Landesherrn völlig zu vernichten: „Mecho ko". „Montezuma" sei der hebräische Satz „Mon teh Schema" (Es ist verboten, seinen Namen zu nennen). „Malcajeto", der Mörser, in dem der Mais zerstampft wird, komme vom hebräischen „Malcho chat" (Klopfen des Weizens). „Malinche", das Indiomädchen im Lager der Spanier, Übersetzerin und Geliebte des Cortez, schleicht sich oft, so erläutert Señor Tenenbaum, aus dem Lager der Weißen, um zu spionieren. Ohne Argwohn würde ihr jedermann Auskunft geben, wenn nicht wachsame Indios die hebräische Warnung ertönen ließen: „Male Insche" (sie ist eine von jenen).

„Quetzalcoatl", der Indiogott, den einige Autoren als den Stammvater Noah entlarvt haben* und wieder andere als den Apostel Thomas, den „ungläubigen Thomas"**, ist für Señor Tenenbaum der König Salomo. Dem sei es leichtgefallen, nach Mexiko zu gelangen. Unterhielt er doch Schiffahrtslinien, um Gold und Spezereien aus Übersee zu holen. Als König Salomo sein Land dem Niedergang verfallen sah, so um das Jahr 950 v. Chr., setzte er sich einfach auf eines seiner Schiffe und segelte mit den Worten davon „Koay viljo taul" (Jetzt gehe ich in die Welt). Unter diesem Nom de plume, Quetzalcoatl, lebte er in Mexiko weiter.

Ein Maya-Relief in den Ruinen von Yaxchilan erklärt

* McCuloh, „Philosophical and Antiquarian Researches concerning the Aboriginal History of America", Baltimore 1829, p. 223.

** Diese Identifizierung gründet sich darauf, daß im Namen Quetzalcoatl das aztekische Wort für Zwilling enthalten ist und der aramäische Name des Apostels Thomas, Didymus, ebenfalls Zwilling bedeutet.

Señor Tenenbaum als das Urteil Salomonis. Auf diesem Stein sind es nicht, wie es in den Büchern der Könige geschrieben steht, *zwei* Frauen, die um das Eigentumsrecht am überlebenden Kinde streiten, sondern ihrer drei. Vor ihnen erhebt sich ein überreich geschmückter Mann, eben der König Salomo – vorausgesetzt, daß es nicht ein Priester ist. Ein Messer – vorausgesetzt, daß es nicht ein Kultgegenstand ist – schwingt er mit der rechten Hand. In der linken hält er das Kind – vorausgesetzt, daß es nicht die Statuette eines Gottes ist. Den Namen der Fundstelle Yaxchilan agnosziert Señor Tenenbaum als hebräisch: „Jachtzi scholean" (fragt, ob halbieren).

Wenn man will, kann man fast für jeden Bibelvers eine Parallele in den Kodizes finden. Hüben wie drüben berichten die Überlieferungen vom Leben der ersten Menschen im Paradies. Nur ist die verbotene Frucht im indianischen Garten Eden kein karmloser Apfel, sondern eine Banane*, zu deren Mißbrauch die Urmutter angestiftet wird. Eva gibt nun ihrerseits die dämonische Belehrung ihrem Adam weiter, Mann und Frau begehen die Sünde und verhüllen den schuldig gewordenen Leib.

Wie in Ägypten plackten und zwackten zehn Plagen die Urbewohner Mexikos, die Vermögensregelung im Jubeljahr war bei Juden und Azteken Gesetz, von beiden Seiten der Erde führte eine Art Jakobsleiter direkt in den Himmel, und hier wie dort gab es ein Tier, dem man Sünden und Krankheiten der Menschen aufpackte.

Auf den Phallusmonumenten und im Codex Botturini kann man sehen, daß die Indioknaben beschnitten waren. Señor Tenenbaum besaß ein Relief, welches zeigt, wie nach einer Beschneidung der Verband zu knüpfen sei. Die größten zirkumzisierten Phalli aus Granit, zwei Meter hoch und ein Meter im Durchmesser, erheben sich im Kloster der zur ewigen Keuschheit verpflichteten Vestalinnen von Chichen Itzá.**

Ewiges Licht erhellte die Tempel der Indios und jene der

* Abbate Clavijero, „Storia Antica del Messico", Casena 1780, p. 49, Fußnote.

** Ramón Mena, „Catálogo del Salón Secreto (Culto al Falo) del Museo Nacional de México", 1926. (Die Exponate dieses Geheimkabinetts sind seither auf andere Säle aufgeteilt worden.)

Juden, bei beiden Völkern stand der Altar an der Ostwand, so daß die Betenden der aufgehenden Sonne zugewandt waren, und die Indiopriester tanzten vor ihrer Bundeslade nicht anders, als David getanzt. Ein behauener Fels beim Dorfe Huichotla (nahe Texcoco) stellt einen liegenden Mann dar mit einem viereckigen Brustschild, der mit zwölf Edelsteinen geschmückt ist; den gleichen Brustschild trug Aaron, die Edelsteine waren die Stämme Israels.

In den Überlieferungen der Mayas gibt es eine Variante der Samsonlegende: Ein gefangener Held zerbricht mit seinen Armen das Gewölbe des Palastes, in dem sein Kerker liegt, und vierhundert seiner Feinde sterben unter dem stürzenden Gemäuer.

Da wie dort schrieben Gesetze eine besondere Reinigung bei der Eheschließung vor und Enthaltsamkeit während der Menstruation, straften Ehebruch mit Steinigung und legten bis ins kleinste Detail fest, wie sich Frauen beim Empfang einer Schreckensnachricht zu benehmen haben. Zeitberechnung und Kalender sind von den Mondphasen bestimmt.*

Die Auffassung des Ägyptologen und Dichters Georg Ebers**, die Mayakunst sei von der ägyptischen beeinflußt gewesen, wurde vom Amerikaner Augustin Le Plongeon dahin ausgeweitet, daß unter dem Ozean ein Gang von Yucatán nach Ägypten führte, auf welchem Wege eine fortgesetzte Beeinflussung erfolgte. Nur so sei es zu erklären, daß Ausmaße und Stufenzahl der Mayapyramiden oft mit jenen der ägyptischen übereinstimmen und auch mit Formeln der Kabbala. Le Plongeon zufolge sind die Hieroglyphen auf den Obelisken der Mayas nichts anderes als Bibelzitate, aber den Beweis dafür lieferten weder er noch seine Schüler.

Und solange der Tunnel, der unter dem Atlantischen Ozean die Halbinsel Yucatán mit Nordafrika verbindet, nicht entdeckt ist, werden die Hypothesen einer indianisch-jüdischen Identität nur Hypothesen bleiben.

* Dr. E. Boudinet, „A Star in the West": „Die Indianer beginnen, ebenso wie die Juden, ihre Zeitrechnung mit dem Neumond nach der Tag- und Nachtgleiche."

** Georg Ebers (1837–1898) verfaßte außer Romanen u. a. „Ägypten und die Bücher Mosis", „Durch Gosen zum Sinai" und „Palästina in Bild und Wort".

SCHWARZER GOTTESDIENST BEI DEN NEGERJUDEN VON NEW YORK

Noch ist die Sonne nicht untergegangen, also Harlem noch nicht erwacht. Es wird mindestens fünf Stunden dauern, bevor in den Nachtlokalen der Tag zu tanzen beginnen wird, um sich zu Ekstasen der Gliederverrenkung, der Augenverdrehung, der Körperschüttlung, der Nackenzuckung, der Armschleuderung, der Schenkelschlotterung, der Partnerwirbelung, der Zähnefletschung zu steigern und schließlich am Morgen japsend unterzugehen.

Noch ist der Harlemer Himmel nicht so schwarz wie die Menschen unter ihm, man kann noch ohne künstliches Licht lesen. Was man sieht zur Stunde, sind meist freudlose Bewohner. Abgehärmte Negerfrauen, die – kopfschüttelnd ihre Kupfer zählend – vor Nahrungsmittelläden anstehen. Weißgelockte Greisenhäupter tauchen unter in Mülleimern, um deren Inhalt zu untersuchen. Aus einer Pfandleihe tritt ein bambusschlanker Neger und mustert noch immer mißtrauisch den drinnen erstandenen Tuxedo. Wenn er heute nacht seine Steptänze trommeln wird, muß er eine optimistischere Miene aufsetzen.

Auf Schritt und Tritt von Lenox Avenue stellt sich „das große Problem Amerikas" zur Schau: die Negerkinder. Sie werden mit größerer Geschwindigkeit und in größeren Quantitäten erzeugt als die weißen, und das ist die einzige Produktionssteigerung, auf welche die Patentpatrioten von USA nicht stolz sind. „Gefahr ist im Verzuge", rufen die Faschisten im zweiten Punkt ihres Programms, „in wenigen Jahren wird es mehr Neger als Weiße im Lande geben, das Weiße Haus wird zum Schwarzen Haus werden. Schon jetzt gibt es – bedenkt! – zehn Millionen Nigger."

Dieses zahlenmäßige Argument spielt nur beim Sturmlauf gegen die Schwarze Gefahr eine Rolle. Punkt eins, die Judenhetze, wird entgegengesetzt begründet, weil die Juden einen kleineren Bruchteil der Bevölkerung ausmachen;

gegen sie wird ins Treffen geführt, ihre wirtschaftliche Macht übersteige ihre Zahl.

Aber du bist in Harlem, wo es deines Wissens keine Juden gibt. Es gibt nur Neger. Ihr Nachwuchs, kleine Wuschelköpfe, die „zukünftigen Machthaber von USA", halten bereits den Bürgersteig besetzt, exerzieren auf der Fahrbahn, kriechen auf dem Gelände der Läden und der Werkstätten umher. Nur scheint die einzige Waffe, mit der sie sich auf die Übernahme der Macht vorbereiten, die Faust zu sein. Jede Straßenecke ist ein Boxring, an jeder sind zwei kleine Negerlein zum Match angetreten, und eine gleichaltrige, gleichfarbige Zuschauerschaft feuert sie an. „Ist es nicht Schmach und Schande", alarmiert ein faschistischer Senator aus den Südstaaten den Kongreß, „daß ein Neger amerikanischer Boxmeister ist? Morgen kann der Präsident von USA ein Neger sein ..." Wer fürchtet sich nicht vor dem schwarzen Mann?

Die Architektur Harlems ist vom gleichen Typ wie die des übrigen Manhattan: unvertünchte Backsteinhäuser mit Treppenvorbau, nur hier etwas mehr ramponiert als im südlichen Manhattan. Dein Auge gleitet über die roten Fassaden aus der Kolonialzeit, entlang der Firmentafeln und Aufschriften: „Saxophon-Unterricht", „Mittel zur Erzielung glatter Haare", „Holzsohlen für Steptänzer". Nach und nach wird dein Blick mechanisch, du denkst an anderes, an die Negerfrage und an die Judenfrage, welch letztere hier nichts zu suchen hat. Wie kommst du überhaupt darauf? Dir diese Frage stellend, erinnerst du dich, daß dein Auge eben über einen Davidstern geglitten ist, unbewußt. Wo? Du gehst die Lenox Avenue zurück und findest wirklich im ersten Stock des Eckhauses an der 133. Straße den dir entglittenen Stern wieder. Seine Dreiecke sind grell konturiert, blau-weiß-violett, und eine Inschrift verkündet, daß hier der Royal Order of Ethiopian Hebrews, Inc., Commandment Keepers, seinen Sitz hat, regelmäßiger Gottesdienst Freitag abend und Samstag früh.

Hm. Äthiopische Hebräer? Ist das eine Herkunftsbezeichnung, ist das der Name einer Sekte? Diese Hebrews müssen nicht notgedrungen Juden sein, nicht einmal Judenchristen, Sabbatianer, Nazarener oder dergleichen; es gibt ja auch

andere Sekten, die den Sabbat heiligen und die Zehn Gebote befolgen. Von einem königlichen Orden jüdischer Observanz hast du noch nie gehört. Äthiopier sind von schwarzer Farbe, sonst würden sie nicht in Harlem leben. Neger zu sein ist Angriffsziel genug, weshalb sollten sie sich auch noch als Zielscheibe für Judenhaß hinstellen?

Nachdem du genugsam meditiert hast, entschließt du dich, hinaufzugehen, obwohl du kein äthiopischer Hebräer bist, kein Mitglied ihres königlichen Ordens, Inc., kaum ein Commandment Keeper, ein Befolger der Zehn Gebote. Immerhin – wozu stünde die Aufschrift auf dem Fenster, wenn nicht dazu, Passanten einzuladen ...?

Ungünstigerweise ist keine Hausglocke da, günstigerweise versperrt kein Schloß die Haustüre und den Eintritt. Ungünstigerweise brennt kein Licht auf Flur und Treppe. Günstigerweise hängt hier eine Tafel mit den Namen der Hausbewohner und neben jedem Namen eine Klingel. Mit Hilfe eines Streichholzes entzifferst du „Hebrew instructor", W. A. Matthew, aber gerade zu ihm fehlt die Klingel. Du balancierst die Treppe hinan, bis dir an einem Türpfosten ein Metallröhrchen, die Mesusah, mitteilt, daß hier Juden wohnen. Eine korpulente Negerin öffnet, sie ist die Rebezzin persönlich und führt dich vor ihren Gemahl.

Rabbi W. A. Matthew ist, worüber seine Hautfarbe keinen Zweifel zuläßt, ein Neger, und seine Kopfbedeckung, das „Jarmilke"-Käppchen, läßt keinen Zweifel darüber zu, daß er gleichzeitig ein Jude ist. Schwarz wie das Gesicht ist das aus diesem sprießende Bärtchen. Um so weißer begegnen dir seine Augen. Er mißtraut dir, der du so unangekündigt und so weißhäutig bei ihm eintrittst. Du kamst, um zu fragen, zunächst aber wirst du gefragt: Welcher Synagoge gehörst du an? Kennst du Leute, die irgendeinen Standpunkt zu seiner Gemeinde einnehmen? Hast du etwas über den Royal Order gehört? Warum kommst du überhaupt her ...?

In deinen Antworten scheint nichts Verdächtiges zu liegen. Dennoch brummt der Rabbi, die Sabbatruhe stehe vor der Türe und er habe noch viel Wichtiges zu tun, so zum Beispiel wisse er noch nicht, wovon er übermorgen die Miete bezahlen werde. Was du eigentlich willst?

Du willst eigentlich wissen, ob seine Gemeinde eine jüdische sei.

Die Antwort erfolgt erregt, fast geschrien. Ja, seine Gemeinde sei eine jüdische, das hast du doch ohnehin auf dem Fenster gelesen, sie sei genauso jüdisch wie die anderen jüdischen Gemeinden, nämlich die weißen. Sie sei sogar noch viel jüdischer als die anderen jüdischen Gemeinden, nämlich die weißen, denn diese anderen seien durch Rassenmischung recht dubios. „Wir aber", fügt er hinzu, „sind eindeutig und rassenrein. Sogar unser Kaiser führt den Titel ‚Löwe von Juda'."

Ohne Widerspruch, ja anscheinend zutiefst überzeugt, fragst du, seit wann es jüdische Neger gebe.

„Das kann ich Ihnen sagen: genausolang, wie es jüdische Weiße gibt." Schon die Stammutter aller Juden, Sara, sei die Tochter einer Negerin gewesen. Und in einem Satz, in dem er Abscheu und Entzücken mimisch ausdrückt, stellt Rabbi Matthew die Zwillingsenkel Saras einander kraß gegenüber. Esau war behaart, struppig-bärtig und demgemäß ein Weißer, während Jakob die schöne glatte Haut der Neger besaß, so daß er nur mit Hilfe eines Ziegenfells dem blinden Vater vortäuschen konnte, der Erstgeborene zu sein. Des Königs Salomon schwarzer Sohn mit der Königin von Saba, Menelik, herrschte über Ägypten und Äthiopien, und nach ihm führen viele Kaiser Äthiopiens den Namen Menelik bis in die heutigen Tage. „Wir sind schon in Afrika Juden gewesen, wir sind nicht erst in Amerika zum Judentum übergetreten."

Das betont Rabbi Matthew, um der Behauptung zu widersprechen, daß seine Gemeinde nichts anderes als eine von den vielen hundert Sekten Amerikas sei. Ebenso bestreitet er die Theorie, daß der Royal Order aus Nachkommen der Neger bestehe, die vor der Sklavenbefreiung bei jüdischen Farmern, sozusagen in gut jüdischem Blockhaus, dienten und erst dort den Glauben Mosis annahmen.

Du fragst, wieso er Matthew heiße? (Denn das ist kaum ein Name aus afrikanischem Negerkraal.)

Rabbi Matthew wirft dir einen Blick zu, zu dem im Film gewöhnlich die Worte gesprochen werden: „You just think, you are a bright boy, he?" Aber er sagt sie nicht, antwortet

nur, daß er aus Westafrika stamme und dort seine Jugend verbrachte, teils in der britischen Kolonie Lagos, teils in der Sierra Leone. Sein Vater, Jehuda ben Benjamin, stand bei einem Engländer Matthew in Dienst und nannte nach ihm seinen Sohn, der ursprünglich Moses ben Jehuda hieß.

„Die meisten Mitglieder unserer New Yorker Gemeinde", wiederholt Rabbi Wentworth Arthur Matthew, „haben noch immer Familien in Äthiopien, wo trotz aller Pogrome seit Jahrtausenden die mosaischen Riten gehalten werden wie in Europa . . ."

Na, na. Gottesdienst und Gebräuche der „Abessinischen Juden" unterscheiden sich in gar vielem von dem, was man in Europa als mosaische Riten kennt. Vor allem ist ihnen das Hebräische „absolutement hebrew". Die Falaschas zum Beispiel halten nicht das Neujahrsfest, sondern fangen das Jahr mit einer Überschreitung an, dem Passah-Fest. Bei diesem opfern sie ein Lamm und nehmen ihre Reinigung mit der Asche der Roten Kuh vor, was in den Fünf Büchern Mosis empfohlen, von den weißen Juden aber vergessen ist. Als höchsten Feiertag betrachten sie den Sabbat, der, ihrem Glauben nach, schon existierte, bevor Himmel und Erde geschaffen wurden – rechts war Chaos, links war Chaos, in der Mitte jedoch war bereits der schönste Sabbat. Selbiger Sabbat beginnt bei den Falaschas nicht am Vorabend, sondern am Morgen, wie alle anderen Tage, und beweist seine Heiligkeit damit, daß er Ruhe mit sich bringt, die niemand stören darf. Die Beschneidung wird von Frauen vorgenommen, nicht nur an den Knaben, sondern auch an den Mädchen (Exzision der Klitoris).

Von diesen Gebräuchen der Falaschas hast du irgendeinmal gelesen und fragst nun den Rabbi Matthew, ob sich die Beschneidungszeremonien der jüdischen Neger von denen der jüdischen Weißen unterscheiden. Da kommst du aber schön an! Sie unterscheiden sich in nichts, verstehen Sie! Der Mohel der Gemeinde sei männlichen Geschlechts und beschneide nur Knaben, keine Mädchen, verstehst du?! Aus der Tatsache, daß du etwas von den dunklen Stellen im Brauchtum der Afrikaner weißt, glaubt der Rabbi seinen Verdacht bestätigt, du seiest ein Spion jener weißen Juden, welche die schwarzen Juden anschwärzen.

Vor ein paar Jahren wurde in New York Geld zum Bau einer Negersynagoge gesammelt. Der Verband New Yorker Synagogen warnte seine Mitglieder, zu dieser Kollekte beizusteuern, worauf Schwarz gegen Weiß zu Felde zog, und zwar auf dem Prozeßwege. Das Gericht bestand aus Andersgläubigen und entschied nach weltlichen Gesetzen: da beide Parteien die gleichen Riten einhalten, dürfen sich die Negerjuden mit Recht als Juden bezeichnen. Es war ein kostspieliger Prozeß für die arme Gemeinde, aber sie führte ihn bis zum Ende. Sie führte ihn just zu der Zeit, da in Deutschland die Nazis die Macht übernommen hatten und dort der Nachweis, kein Jude zu sein, die teuerste Ware war.

Dir auf weitere Fragen zu antworten, lehnt Rabbi Matthew ab, und du siehst dich hinausgeworfen. Wer aber kann dich hindern, am heutigen freitagabendlichen Gottesdienst teilzunehmen. Niemand hindert dich. Wohl starrt die ganze Gemeinde auf dich, aber würde es geringeres Aufsehen hervorrufen, wenn eines Freitagabends ein pechschwarzer Gast in einer Synagoge Europas auftauchte?

Zum Unterschied von europäischen Synagogen trennt kein Stockwerk oder Gitter die Männer von den Frauen. Beide Geschlechter sitzen in der Betstube nebeneinander, wie sie zur Sklavenzeit in Onkel Toms Laubhütte gesessen haben mögen. Einige, das Notenheft in der Hand, nehmen die um das Piano angeordneten Stühle ein und bilden den Gesangschor. An der Wand hängt ein Bild Haile Selassies, des Negus von Abessinien und Königs von Juda; mit eingerahmt ist der Brief seiner amerikanischen Gesandtschaft, die für eine Dollarspende zugunsten des Verteidigungsfonds dankt.

Vor dem Altar waltet dein unfreundlicher Freund Rabbi Matthew seines Amtes. Zwei Riesen flankieren ihn, sie halten die Arme verschränkt und sehen aus wie nachgedunkelte Erzengel, die sich auf ein unsichtbares Schwert stützen.

Links zu Füßen der Bundeslade ist Platz eingeräumt für eine besondere Gruppe von Männern. Sie tragen nicht die am Schädel eng anliegenden Käppchen wie die übrigen, sondern fleischfarbene, nämlich schwarze, hohe Biretten, und sind auffallend gutgekleidete, gutbeschuhte und fromme Leute. Daß sie auf das letztere Adjektiv Anspruch haben, zeigen sie durch lautes Auswendighersagen der Gebete im

vorgeschriebenen Tonfall, dem „Nigen"; sie kennen die Stichworte, bei denen sie mit Responsen einzufallen, wissen, wann sie aufzustehen und wann sie sich zu setzen haben. Großartig ist der Moment, da sie mit präzisester Gleichzeitigkeit ihre Talesim entfalten und sie mit einer weit ausladenden, fast kriegerischen Geste über Kopf und Körper schnellen. Nun, mit dem weißen Burnus angetan, sind sie noch schwärzer als vorher.

Wie aus der Predigt hervorgeht, repräsentieren diese Männer das Priestergeschlecht der Kohanim. Bei den weißen Israeliten beweisen die Namen Kohn, Kohner, Cohen und Katz die Abstammung ihrer Träger vom ersten der Hohepriester und verbriefen das Recht, der ganzen Gemeinde den Segen zu erteilen. In den Betstuben Osteuropas gehören alte, gebrechliche, arme Männer zu dieser religiösen Aristokratie, und der Tales hängt oft wie ein fadenscheiniges Kragentuch von ihrem heiseren, hüstelnden Hals. Hier aber, im New Yorker Afrika, rückt das Erzhaus Aarons durchwegs wehrhaft auf den Plan und paßt wahrlich zum Wirkungsbereich ihres Anführers Aaron, zur Wüste. Wenn damals, in der biblischen Zeit, feindliche Heiden von fernen Sandhügeln wütend auf den Gottesdienst der ägyptischen Auswanderer lugten – sie wagten nicht anzustürmen gegen eine solche starke Garde. Auch du wirst dich schön hüten, den Harlemer Kohanim ihren Ritterstand streitig zu machen, obwohl keiner von ihnen Kohn heißt oder Kohner oder Katz!

Das Gebetbuch, das dir der schwarze Küster reicht, gleicht dem, das der Schames der europäischen Bethäuser verleiht. Der Unterschied liegt in der sephardischen Aussprache der Gebete und in der Tonstärke, zu der sich der Nigen der Neger erhebt. Gleich zu Beginn des Gottesdienstes, als sie den Eintritt der Sabbatbraut begrüßten, bot ihr Lied weit mehr als ein Lied. Die sich wölbende Unterlippe schmetterte Fanfaren, aus dem Resonanzboden der breiten Männerbrüste glaubtest du alle Instrumente einer Jazzband einschließlich des Gongs herauszuhören, und die Rezitative sind wahre Spirituals.

Feierlich wird ein Kantus angekündigt, „the Koschat", welches Wort nicht mit dem englischen sh, sondern mit sch geschrieben wird. Der Chor singt vom Blatt, die Ge-

meinde weiß den Text auswendig, und dir, dir ergeht es umgekehrt: Du kennst nicht die hebräischen Worte, wohl aber die Melodie, so daß du einstimmen könntest: „Verlassen, verlassen – Verlassen bin ich – Wie der Stein auf der Straßen – Kein Dirndl mag mich . . ."

Du erinnerst dich des alten Koschat, des Choristen der k.k. Hofoper. Oft hast du ihn in Wien im Café Dobner sitzen gesehen, am Stammtisch der musikalischen Intellektuellen. Ganz Österreich sang seine Volkslieder, alle Militärkapellen spielten sie, er war populär. Aber er hatte den Ehrgeiz, von den modernen Komponisten wie Gustav Mahler, Alexander von Zemlinsky, Arnold Schönberg anerkannt zu werden. Sie anerkannten ihn und seine primitiven Tonverbindungen nicht. Sie spotteten, er habe sich einmal von G-Dur nach Es-Dur verirrt und finde nun nicht mehr heraus. Und wer weiß, ob die Tatsache, daß sein kärntnerisches Liebeslied den äthiopischen Hebräern als hochheilige Hymne dient, sein Renommee im Café Dobner erhöht hätte.

Die Predigt des Abends ist unverhüllt gegen dich gerichtet, das weiße Schaf in der schwarzen Herde, wenn nicht gar den Wolf im weißen Schafspelz. Rabbi Matthew eifert (von zustimmendem Halleluja-Amen begleitet) gegen Neugierige und Späher, die da nahen im Auftrag jüdischer Bleichgesichter, um wahre Juden als Heiden zu entlarven. Da sei heute einer zu ihm gekommen und habe gefragt, ob in der Gemeinde die Beschneidungen von Frauen vorgenommen und auch Mädchen beschnitten werden, der Unverschämte! („Halleluja-Amen, Halleluja-Amen.") Unheimlich funkelt es von allen Seiten auf dich zu, der du am Marterpfahl stehst.

BÖHMISCHE JUDEN EINES JAHRHUNDERTS

Im ersten Jahr des neunzehnten Jahrhunderts nächtigte der deutsche Klassiker Johann Gottfried Seume auf einer Fußwanderung in der böhmischen Ortschaft Budin, „wo allgemeine Verlassenheit zu sein scheint". Da er sich am Abend langweilte, bat er den jüdischen Kaufmann des Ortes, Lasar Tausig, ihm ein gutes deutsches Buch zu borgen. Lasar Tausig hat Lessings „Nathan den Weisen" gerade verliehen und borgt deshalb dem Fremden den vor kurzem herausgekommenen „Beweisgrund zur einzigen vollen Demonstration über das Dasein Gottes" von Immanuel Kant.

Dieses Erlebnis vermerkt Seume in seinem Buch „Spaziergang nach Syrakus". In der Tat ist es erstaunlich, daß so kurze Zeit nach der Judenemanzipation, die geistig von Moses Mendelssohn und politisch von dem mährischen Ghettosprößling Joseph von Sonnenfels inauguriert wurde, ein jüdischer Dorfkaufmann das von wenigen verstandene und von wenigen gekaufte philosophische Werk Kants bereits besaß.

Im Jahre 1832 anerkannte Goethe „die in Böhmen getanenen Vor-Schritte" auf dem Gebiete der Wissenschaft. Diese Anerkennung steht im letzten Brief Goethes, und die Gelehrtenwelt Böhmens war mit Recht stolz auf sie. Der Brief war an den jungen Verfasser einer Dissertation über die Farbenlehre gerichtet. Er hieß Dr. Loewy und war einer jener jüdischen Wissenschaftler, die an den „in Böhmen getanenen Vor-Schritte" in bedeutendem Maße beteiligt waren.

An der Verbreitung einer humanistischen und demokratischen Politik wirkten viele Begabungen aus Böhmen und Mähren, nicht nur in ihrer Heimat, sondern auch im Ausland. Es war in Brüssel, wo Ignaz Kuranda, der Sohn eines Prager israelitischen Buchhändlers, die erste Zeitschrift der

mitteleuropäischen Liberalen gründete, „Die Grenzboten". Als das Blatt 1842 nach Leipzig übersiedelte, war es vor allem der publizistische Wegbereiter der freiheitlichen Erhebung von 1848 und blieb bis zur Bismarckschen Ära das Sprachrohr des Liberalismus. Ignaz Kuranda war Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung und später des österreichischen Reichsrats. Nach Kurandas Tode wurde sein Sohn ins Wiener Parlament gewählt, wo er mit den jüdischen Abgeordneten Hock und Ofner den linken Flügel der Freisinnigen bildete. Ein konsequenter Demokrat war und blieb auch der Prager Viktor Adler, der Begründer der österreichischen Sozialdemokratie; sozialistischer Theoretiker dieser Partei war Otto Bauer, auch er ein böhmischer Jude. In diesem Zusammenhang muß der Kurarzt Dr. Fleckles erwähnt werden, der sich in Karlsbad die Freundschaft von Karl Marx erworben hatte und mit diesem in Briefwechsel stand.

Ein Jugendfreund Ignaz Kurandas, Hermann Jellinek aus Draschwitz in Mähren, Religionsphilosoph und Biograph des Märtyrers Uriel Acosta, hatte seinen Freiheitsdrang mit dem Leben bezahlen müssen. Er fiel im November 1848 in Wien von den Schüssen eines österreichischen Erschießungskommandos. Die feudale Reaktion Österreichs frohlockte über diese Hinrichtung und über diejenige von Robert Blum, Alfred Julius Becher und Julius Froebel. Aber der Protest der Völker erscholl so heftig, daß es keinen Monat dauerte, bevor Kaiser Ferdinand, der vertrottelte Schirmherr dieser Morde, demissioniert wurde.

Unter den Männern der Freiheitsbewegung von 1848 ragte der Prager David Kuh hervor, ein besonderer Feuerkopf als Redner und Schreiber. Seine Schüler bevölkerten die Wiener und Berliner Redaktionen, und auch der große tschechische Prosaist Jan Neruda war aus der Kuhschen Schule hervorgegangen. Ein anderer Jünger David Kuhs war Heinrich Teweles, ein Freund Theodor Herzls; die Memoiren von Teweles sind wenig bekannt, obwohl sie wichtige Briefe Herzls enthalten.

Groß ist die Zahl der jüdischen Literaten des neunzehnten Jahrhunderts, deren Wirkung aus ihren kleinen Heimat-

orten Böhmens und Mährens in die großen Literaturen hinüberreichte. Jaroslav Vrchlitzky (Frida) und Julius Zever sind Klassiker der tschechischen Poesie; Moritz Hartmann inspirierte Henrik Ibsen zum Drama „Volksfeind"; Seligmann Heller leitete mit einem Epos die Welle der Dichtungen vom Ewigen Juden ein; die Novellisten Siegfried Kapper, Leopold Kompert und Vojta Rakous behandelten das Leben der Juden in böhmischen Dörfern und wurden dadurch zu Mitbegründern der Ghettoliteratur, die später in jiddischer Sprache zur Meisterschaft gelangte; ihnen nahe steht S. Kohn, der Verfasser des historischen Romans „Gabriel" und der humorvollen „Prager Ghettobilder". Von Popper-Lynkäus, dem Verfechter der „Allgemeinen Nährpflicht" und Autor der „Phantasien eines Realisten", von J. J. David, dem Dichter der mährischen Landschaft Hana, von Gustav Karpeles, dem Literaturhistoriker, von Ludwig August Frankl, dem Freund Hebbels, vom blinden Romancier Hieronymus Lorm (Landesmann), von Oskar Kraus, dem Schöpfer des lustigen Schülerepos „Die Meyriade", von der Romanschriftstellerin Auguste Hauschner, vom Kritiker Alfred Klaar und dem Lyriker Hugo Salus können, sofern man nicht eine Literaturgeschichte schreiben will, nur die Namen hierhergesetzt werden.

Im internationalen Musikleben spielten Männer aus den böhmisch-mährischen Landgebieten eine unverhältnismäßig große Rolle, aber nicht nur als Komponisten und Virtuosen. Der Dichter und Publizist Alois Jeiteles (geboren 1794 in Brünn) zum Beispiel hat Beethoven der schweren Krise von 1815 entrissen, ihm „frische Lebenskraft und eine freudige Aufregung" gegeben. Beethovens Rettung aus Lebensmüdigkeit und Melancholie begann mit der Vertonung des Liederkreises „An die ferne Geliebte" von Alois Jeiteles, und er blieb dem Dichter zeit seines Lebens dankbar.

Der „urgermanische" Richard Wagner fand die stärksten und verständnisvollsten Biographen seines Schaffens unter den jüdischen Musikliebhabern Böhmens. Insbesondere war es Angelo Neumann, der spätere Prager Theaterdirektor, der den Wagneropern die Bühnen erschloß. Ich erinnere mich eines Vetters meines Vaters, Joseph Stephan Öster-

reicher, der unserem Hause gegenüber ein Posamentengeschäft innehatte. Er war von Jugend an ein fanatischer Parteigänger der „Zukunftsmusik“ und empfing vom Meister zahlreiche Andenken, die er in einem kleinen Museum bewahrte. Wagner hatte während seines Prager Aufenthalts bei J. St. Österreicher gewohnt, und mein Vater erzählte mir, wie er, fast erschreckt, eines Morgens den weltberühmten Kopf mit dem Samtbarret aus dem gegenüberliegenden Fenster auftauchen sah, drei Meter vor sich.

Nach dem Erscheinen von Wagners antisemitischer Schrift „Das Judentum in der Musik“ entbrannte eine Polemik, die sich in nicht weniger als hundertsechzig Broschüren kundtat. Die Gegner von Wagners Angriff deuteten an, daß der Angreifer selbst ein Jude sei. Sie stützten sich dabei auf das Gerücht, daß der jüdische Schauspieler Ludwig Geyer nicht nur der Stiefvater, sondern auch der leibliche Vater Richard Wagners gewesen sei. Selbst Wagners ehemaliger Freund, der Philosoph Friedrich Nietzsche, hatte einmal ausgesprochen, daß Richard Wagner sich als ein Adlerjunges aufspiele, während er doch nur der Sproß eines Geiers sei. Die Bayreuther antworteten mit der Erklärung, welche in die Wagner-Biographien überging: Ludwig Geyer und Frau Wagner hätten einander zu Lebzeiten von Wagners Vater niemals allein gesehen. Diese Behauptung wurde aber um 1939 durch die Auffindung eines Meldezettels widerlegt, laut welchem Hofschauspieler Ludwig Geyer und Frau Wagner 1812, also kurz vor Richard Wagners Geburt, gemeinsam in einem Teplitzer Hotel abgestiegen waren.

In der Tat also ist der Angreifer ein Halbjude gewesen. Aber auch der Angegriffene war einer. Es handelt sich um Eduard Hanslick, einen der bedeutendsten Musikästhetiker seiner Zeit. Er, den Wagner in den Meistersingern karikiert hat (also den lächerlichen Beckmesser, der ursprünglich auch Hanslick oder Hans Lick hieß), ist für Wagner der Inbegriff des Judentums in der Musik.

Ich ein Jude? antwortete Hanslick. Mein Vater ist Arier ohne einen Tropfen jüdischen Bluts, mein Großvater und alle meine Ahnen waren Bauern und haben einen Juden nie in anderer Gestalt zu Gesicht bekommen als in der des Hausierers, der einmal im Jahr an ihrem Feld vorüberkam.

Solch entschiedene Worte konnten nicht angezweifelt werden. Aber es fehlte die Angabe, daß die Mutter Hanslicks eine geborene Kisch aus Prag war, meine Großtante, die ihren Sohn zur Liebe Haydns und Mozarts erzog und ihm keine Liebe für eine zukünftige lärmende Programmusik in Ohr und Herz gesenkt haben konnte.

Demnach waren in der antisemitischen Musikdebatte weder der Angreifer noch der Angegriffene rassenmäßig reine Vertreter ihres Standpunktes. Wären sie es aber auch gewesen, so hätte sich damit der Streit nicht entschieden. Entschieden wurde er durch Gustav Mahler, dessen böhmisches Geburtshaus nahe von jenem des Professors Sigmund Freud stand. Den Symphonien Gustav Mahlers, den schönsten seit Beethovens Tod, hätte selbst Richard Wagner seine Bewunderung nicht versagen können, und in ihnen liegt auch die Beantwortung der von Wagner aufgeworfenen Frage, ob die Juden für das musikalisch Schöne empfänglich und ob sie zu musikalischen Schöpfungen fähig seien.

Darüber hinaus versinnbildlichen Gustav Mahlers Tonwerke die Trinität des jüdischen Künstlers aus Böhmen: sie vereinigen das landschaftsnahe Volkslied der böhmisch-mährischen Berge und Täler mit der internationalen modernen Kunstmusik und lassen die ewige Sensitivität des Judentums mitschwingen.

EINE HAGGADA VON J. OFFENBACH

Die Gemeinde San Bartolo-Nancalpan gehört nicht zum Distrito Federal, dem hauptstädtischen Gebiet, sondern bereits zum Nachbarstaat, und gegenüber dem Bromschen Haus, in das ich zum heutigen Osterabend eingeladen bin, liegt die Hahnenkampfarena und eine Pulqueria des Namens „Ich fühle mich als Flieger". Aus diesen beiden Plätzen dringt ein Lärm zu uns, den wohl weder kämpfende Hähne noch fühlende Flieger als angenehm empfinden können.

Vor dem Abendbrot erhielt wie üblich jeder Gast eine Haggada zugewiesen, die das Textbuch zu den fröhlich-feierlichen Riten des Sederabends und gleichzeitig die Erzählung vom Auszug Israels aus Ägypten bildet. Mein Exemplar war wohl nicht so alt wie die anderen, aber immerhin mehr als hundert Jahre.

Ich, immer auf der Suche, schlug die Titelseite auf und fand darauf zu meiner Überraschung als Herausgeber einen weltberühmten Namen angeführt. „Neu bearbeitet", stand da, „... mit Musikbeilagen der alten, durch Tradition auf uns gekommenen und einigen neu componierten Melodien von J. Offenbach, Cantor der israelitischen Gemeinde in Köln a. Rh., Köln 1838. In Kommission bei Renard & Dubyen." Das Frontispiz bebildert mit Miniaturen, Porträts von Moses, Aaron, Salomon und David sowie einer figurenreichen Szene der Wüstenwanderung, über welche zwei einen Kranz haltende Engel schweben; laut Vermerk ist das Blatt von D. Levy Elkan entworfen und lithographiert. Diesen D. Levy haben die Musikhistoriker als eine Art Sozius aus der Jugendzeit des Operettenkönigs ausgegraben: der junge Maler D. Levy Elkan trat in den Schenken als Schnellzeichner auf, während Jacques Offenbach fiedelte. Das Buch selbst ist bei Clouth & Comp. in Köln gedruckt.

Als es erschien, steckte die von Moses Mendelssohn inaugurierte Anschlußbewegung des Judentums an das Deutsch-

tum noch in den Kinderschuhen. Das erklärt die Tatsache, die der Herausgeber zur Begründung seiner Publikation anführt: Es gäbe von der Haggada nur eine einzige gute deutsche Übersetzung, die von Heidenheim, und auch diese sei in jüdisch-deutscher Sprache, nicht mit deutschen Lettern, sondern mit hebräischen gedruckt.

Über seine kompositorische Arbeit sagt J. Offenbach aus: „Da ich die alten sowohl als die von mir neu componierten Melodien dem hebräischen und deutschen Texte anzupassen hatte, so konnten sämtliche Lieder nicht ohne freie Bearbeitung ins Deutsche übertragen werden. Jedoch habe ich mich dabei stets beflissen, den Sinn möglichst treu wiederzugeben ... Für Nr. 3 (חקל) und Nr. 6 (חד גדיא) haben wir, soviel ich weiß, bis jetzt noch keine Melodie ... Das letztere Lied (das vom Lämmchen Chad Gadjo) habe ich, damit es seiner Bedeutung mehr entspreche und das ganze Fest würdig beschließe, ebenfalls in Musik gesetzt, und zum Überflusse eine Begleitung des Piano beigegeben, obschon es sich mehr für die Deklamation eignen dürfte, auf welchen Umstand in der Composition Rücksicht genommen wurde."

Aus diesen Stellen des Vorworts ergibt sich der Ursprung des populären Liedes vom Lämmchen, „das kaufte sich mein Vater, zwei Susse galt der Kauf ..." – sozusagen die Antwort auf eine Frage, die niemand gestellt hat. Denn wenn wir je gefragt worden wären, von wem es herstamme, hätten wir unbedenklich geantwortet, es stamme wohl aus dunkelstem Altertum, aus biblischer oder nachbiblischer Zeit. Und so dachten unsere Eltern und vielleicht sogar die Großeltern. Nicht aber die Generation vor diesen. Die hat das Lied nie gesungen, nie singen gehört. Denn erst J. Offenbach hat es komponiert.

Jedoch welcher Offenbach? Derjenige, der als Autor unseres Büchleins zeichnet, der Kantor der Kölner Judengemeinde, war der Vater des großen Komponisten Jacques Offenbach. Als solcher und nur als solcher wird er in den musikgeschichtlichen Bänden erwähnt, wobei sein Name verschieden angegeben wird: „Jehuda Eberscht", „Isaak Eberst", „Israel Lewi, genannt Offenbach", „Juda Levy". Geboren 1779 in Offenbach, war er fast sechzig Jahre alt, als die Haggada, in der wir blättern, erschien; ein Jahr

später kam von ihm ein „Allgemeines Gebetbuch für die israelitische Jugend" heraus.

Sein Sohn Jacques stand bei Erscheinen der Haggada im neunzehnten Lebensjahr, hatte bereits das Pariser Konservatorium absolviert und beherrschte die Kompositionslehre weit mehr, als nötig war, um einige fromme Liedchen seines Vaters in Noten zu setzen. Vielleicht war es bloß zu diesem Zwecke gewesen, daß der Kölner Tempelsänger seinen Sohn nach Paris aufs Konservatorium geschickt hatte – kein kleines Opfer für einen Chasan, der noch im Jahr vorher um einen Konfirmationsanzug für seinen jüngsten Sohn Michael geschnorrt hatte. Jacques hat die Aufgabe, zu seines Vaters Haggada die Noten zu schreiben, erfüllt: Aus den Notenbeilagen ertönt unverkennbar die Stimme des zukünftigen Meisterkomponisten. Schon die italienischen Angaben der Tempi (poco andante, andante amoroso, andantino und senza tempo) verraten Kenntnisse, welche dem als Autor angeführten „Cantor der israelitischen Gemeinde" kaum zuzutrauen sind. Um so weniger, als Isaak Eberst nicht etwa ein „geborener Chasan" war, das heißt keiner, der sein Amt vom Vater gelernt und geerbt hatte, sondern ursprünglich ein wandernder Buchbindergeselle gewesen ist. Später trieb er sich als Geiger in Deutz herum, am Rheinufer, wo es noch mehr Tanzereien und Kneipereien gab als im tanzlustigen und trinklustigen Köln. In Deutz hat Offenbach senior ein Singspiel „Der Schreiner in seiner Werkstatt" und zum Geburtstag seines Schwiegervaters eine andere musikalische Szene geschrieben, aber wenn er das „Kompositionen" nannte, so spricht das mehr für seinen Ehrgeiz, als Komponist zu gelten, als dafür, daß es Kompositionen waren.

Über dem Lied Nr. 6, unserem Lämmchen Chad Gadjo, sind die Worte gestochen: „Composée per J. Offenbach". Auch das weist nicht auf den *alten* Offenbach hin – wie sollte ein Tempelsänger in Deutschland wissen, daß das Wort composée mit zwei e geschrieben wird. Wir verstehen nun, warum der Vater trotz allen Ehrgeizes sich nicht mit Jehuda oder Israel Offenbach und erst recht nicht mit Eberscht-Lewy unterfertigt hat, sondern als „J. Offenbach" unterschrieb, was gleichfalls sein Sohn war.

Das Lämmchenlied ist deshalb so populär geworden, weil

es ein Couplet ist mit einem ungleichen, sich bei jeder Strophe verändernden und sich steigernden Refrain, also von jener Eigenart, welche später den Triumphzug der Offenbachschen Arien mitbedingte. Deshalb hat der Meister ein Menschenalter später diesem seinem frühen Kinde die Adoption angedeihen lassen: er hat die Melodie in die „Großherzogin von Gerolstein" aufgenommen.

Das gläubige Haggada-Lied von der ewigen Vorsehung und der strafenden Gerechtigkeit ist Offenbachs erstes Kind, obwohl es nicht ahnen läßt, wie seine nachgeborenen, weit weniger moralischen Geschwister alsbald Frankreich und ganz Europa durchtoben würden.

Ich sitze bei einem Seder in Mexiko, das nach einem aus Deutschland mitgebrachten und von Ägypten handelnden Libretto abgespielt wird. In das Offenbachsche Detail des Büchleins vertieft, höre und sehe ich den Ablauf der Riten nur mit halbem Ohr, mit halbem Auge. Wie weit bin ich von Ägypten, von Wüste und von den Nachfahren, die es jahrtausendelang alljährlich fröhlich feierten, jene Emigration überstanden zu haben. Und das [sie] noch immer feiern, obwohl sie selbst inmitten einer noch ärgeren stecken. Von draußen [tönt, aus einer offenen Hahnenkampfarena und aus einer Pulquería, wüstes Lärmen herüber.]

DAS RÄTSEL
DER JÜDISCHEN INDIANER

Als ich auf dem Rockkragen eines Taxichauffeurs einen Davidstern bemerkte und fragte, was das zu bedeuten habe, erfuhr ich, daß es in Mexiko indianische Staatsbürger jüdischen Glaubens gebe und daß sie sogar eine Synagoge haben.

Mein Freund, Religionshistoriker und spezialisiert in Vergleichender Ritenforschung, schüttelte ungläubig den Kopf, und er schüttelte ihn weiter, als wir selbander den Weg zu jenen raren Glaubensgenossen antraten. Erstens glaube er überhaupt nicht an die Existenz von roten Juden, und zweitens glaube er, wenn es sie doch gäbe, könnten es unmöglich so viele sein, daß sie sich an jedem gewöhnlichen Samstag zum Gebet zusammenfinden. Dieser Argumentation Rechnung tragend, wählten wir das Osterfest.

Der Schaffner mit dem Davidstern hatte mir ohne weiteres angegeben, wo seine Stammes- und Glaubensgenossen ihre Betstube innehaben: Calle Caruso 254. Wir vereinbarten mit einem Taxi den Fahrpreis von anderthalb Pesos. (Die Taxis in Mexiko haben keinen Taxameter.) Alsbald erkannte der Chauffeur, daß er sich verrechnet hatte, denn die Calle Caruso beginnt zwar in der verhältnismäßig nahen Vorstadt Peralvillo, aber dann führt sie so weit nördlich nach Vallejo, daß er einen neuerlichen Peso beanspruchte. Die Regenpfützen auf der ungepflasterten Straße wurden immer tiefer und die Kotberge immer höher. Als schließlich eine Eisenbahnstrecke der Carusostraße einen Damm setzte, ohne daß ein weiteres Haus und gar ein solches mit der Hausnummer 254 abzusehen gewesen wäre, erklärte der Chauffeur, um keinen Fahrpreis der Welt weiterfahren zu wollen.

„Was habe ich gesagt?" fragte mein Freund, Religionshistoriker und spezialisiert in Vergleichender Ritenforschung, doch war das bloß eine rhetorische Frage, und gemeinsam suchten wir zu Fuß jenseits der Bahnstrecke weiter.

Peralvillo und Vallejo sind Elendsbezirke. Wohl sind die Straßen nach Musikern benannt, aber nirgendwo gibt's dort Harmonie, und nirgends fanden wir Passanten, die Musikkenner genug gewesen wären, um jemals Caruso gehört zu haben oder auch nur seinen Namen. Wie wir Europäer die Straßennamen „Cuauhtemotzin" und „Cuauhtemoc" und „Coahuila" nicht auseinanderhalten können, so muß auch für den armen Bewohner von Vallejo selbstverständlich Mascagni und Puccini identisch klingen.

Schließlich fanden wir den verlorengegangenen Caruso wieder und hörten fast im gleichen Augenblick den Schall von Gesang und Schreien, so daß wir nicht zweifelten, in der Nähe der Judenschul zu sein. Das erwies sich jedoch als voreilige Diagnose. Vor einer katholischen Kirche hing auf einem über die Straße gespannten Seil eine zehnfach überlebensgroße ausgestopfte Figur und stellte den Judas dar. Zur Feier des Ostersonntag wird allerorts ein solcher Judas verbrannt, dergestalt, daß ihm aus Kniekehlen und Achselhöhlen, Nase und Mund, aus dem Vorne und dem Hinten Raketen zischen und Schüsse fahren. Dazu jubelt und singt die Zuschauerschaft.

Dagegen herrschte dort, wo sich Caruso mit Donizetti kreuzt und wo unseren Informationen zufolge die Judenschul sein sollte, Menschenleere und Stille. Nur eine uralte Indiofrau hockte an der Straßenecke, und über ihrem Holzfeuer briet sie Fleischstücke und Tortillas, allzeit bereit, die einen in die andern zu füllen, wenn sich ein Käufer blicken ließe. Wir fragten sie nach der Iglesia de los Judíos. Sie hatte keine Ahnung. Vielleicht, dachten wir, stammt die Frau noch aus der Zeit, da es noch keine Kirchen gab, nur Göttertempel, und so fragten wir, ob es hier nicht einen jüdischen Teocali gäbe. Aber auch nun hellte sich keine Runzel auf. Und mein Freund, Religionshistoriker und spezialisiert in Vergleichender Ritenforschung, nickte, als wollte er sagen: Was haben Sie denn geglaubt? (Wortstellung ohne Gewähr.)

Da erschien ein Engel, ein Bronzeengel, und rettete uns. Bisher hatte er in einer Pfütze geplätschert. Die Synagoge sei in dem Haus, vor dem wir stehen, im Hof.

Wir traten in ein großes Zimmer, das wie eine adaptierte

Scheune aussah. Die Wände blitzblank getüncht, ein Podium erhob sich auf der Ostseite, ein Pult darauf. Von der Stirnwand rief es in hebräischen Lettern: „Höre, Israel, Jehova ist unser Gott, Jehova ist es allein."

Außer dieser Inschrift war nichts in dem Raum, was auf Gottesdienst hinwies. Keine Bundeslade, kein religiöses Emblem zierte die Halle. Die Gemeinde bestand aus achtzig Indios, die just aussahen wie Millionen anderer Indios auch. Ihre Sombreros hielten sie auf den Knien, wie es Millionen Indiomänner in den Kirchen tun, und die Frauen hatten, so wie es Millionen Indiofrauen in den Kirchen tun, ihren Kopf mit einem Tuch bedeckt, meist einem Spitzentuch, und die Kinder tollten und krochen überall umher, wie Millionen von Indiokindern in den Kirchen. Um das Pianino hatten sich einige Männer und Frauen postiert, sie waren der Chor. Wir kamen mitten in den Gottesdienst.

Vier oder fünf Kinder sagten in spanischer Sprache Gedichte auf, deren Inhalt der biblischen Geschichte entnommen war, dazwischen sang der Chor das weltliche Volkslied vom „Pripitschek", dem kleinen Herd, auf dem ein Feuerl brennt, und vom warmen Stübchen, in dem der Rabbi die Kinderchen das Alphabet lehrt, aber es wurde nicht im jiddischen Original gesungen, sondern in spanisch. Am Schluß, um den Schluß vorwegzunehmen, erklang die Hatikwah, die gleichfalls kein religiöses Lied, sondern die zionistische Hymne ist.

Ein Mann, anfang der Vierzig, untersetzt, braunhäutig, Typus des Indio (Setzer, mach mir aus dem n kein u, keinen Judio aus dem Indio, denn das wäre das Gegenteil von dem, was ich über den Mann aussagen will!), ein violettes Käppi auf dem Kopf und eine Brille über den Augen, hielt den Gottesdienst ab, halb eine Vorlesung des Wochenabschnitts, halb ein Kolleg über Bibelgeschichte und halb (soweit es drei Hälften gibt) eine Predigt. Er erzählte vom Auszug aus Ägypten, einem Land mit Pyramiden und Götzenanbetung und Menschenopfern und Wüsten und Schlangen und Heuschrecken, und es war, als erzähle er den Hörern von ihrem Lande und ihrer Geschichte, denn das alles gab es und gibt es kaum in einem anderen Lande so sehr wie in Mexiko. Aber als seine Worte einer Parallele mit dem heutigen

Deutschland zuschritten, wurde alles anders. Die Hörer rissen die Augen auf, und ihr glattes blauschwarzes Haar schien sich zu sträuben ob dieser unglaubwürdigen, unfaßbaren Fabel von einem Lande, das beherrscht wird von Blutgier und Bestientum.

Hernach kam etwas, was weder ich noch sonst jemand in einem Gotteshaus gehört, nämlich eine Predigt vom Verfasser dieser Zeilen. Bereits bei unserem Eintreten hatten mein Freund und ich etwa das Maß von Aufsehen erregt, das zwei Indios bei ihrem Eintreten in den Tempel der Berliner Fasanenstraße hervorrufen würden. Nun benutzte der Rabbi die exotischen Besucher dazu, einem von ihnen das Wort zu erteilen. Was ich predigte, wird in einer Sammlung meiner Kanzelreden erscheinen, deren Herausgabe ich mir vorbehalte.

Dann die Hymne, dann war es aus. Wir sprachen mit dem Rabbi, erfuhren von ihm, daß er kein Rabbi sei, sondern ein Rechtsanwalt, Licenciado Baltasar Laureano Ramírez. Mein Freund, Religionshistoriker und spezialisiert in Vergleichender Ritenforschung, wollte von außergottesdienstlichen Gebräuchen erfahren, ob man etwa den Lasso als Gebetriemen verwende oder Schaufäden unter dem Rebozo trage, den Knaben die Rothäute beschneide, ob man die Guajolotes auf rituelle Weise schächte. [Die] Auskünfte waren ausweichend, als schäme man sich, noch sehr rückständig zu sein. Mein Freund schüttelte den Kopf, welche Tätigkeit Licenciado damit zu verhindern hoffte, daß er hinzufügte, in drei Wochen werde die Gemeinde eine Thorarolle bekommen, und zu ihrer feierlichen Einweihung am 8. Juni 1941 seien wir herzlich eingeladen.

Draußen im Hof sammelten sich die Leute der Gemeinde um einen Wasserhahn und tranken; sie tranken gewiß nur, weil sie Durst hatten, und es war nur gewöhnliches Leitungswasser, und sie wußten auch, daß es gewöhnliches Leitungswasser war, aber es schien doch, als seien sie um einen heiligen Bronnen versammelt und – bewußt oder unbewußt – tranken sie gerne von einem Wasser, das in ihrem Gotteshaus floß.

Dabei umstanden sie uns zwei Bleichgesichter neugierig und wollten wissen, ob wir das grause Fabelland kennen,

von dem sie eben so Fürchterliches vernommen. Wir hingegen fragten sie, seit wann sie Juden seien, und sie antworteten, ihre Familien seien es seit Hunderten von Jahren. So lange wie es das Christentum in Mexiko gäbe, gäbe es auch das Judentum, schon seit der Conquista. „Und vielleicht noch länger", sagte eine alte Indiojüdin, und dazu nickten die Umstehenden bedeutungsvoll.

„Nun?" bemerkte ich zu meinem Freund, dem Religionshistoriker und spezialisiert in Vergleichender Ritenforschung, der kopfschüttelnd neben mir die Calle Caruso heimwärts ging. „Nun, glauben Sie jetzt noch immer nicht, daß es jüdische Indios gibt?"

„Nein." Ein Gottesdienst sei bedingt durch den Ritus. Was wir eben sahen, habe keinen Ritus, der mit einem anderen Ritus zu vergleichen sei, am allerwenigsten mit einem jüdischen.

„Glauben denn *Sie*", sagte mein Freund zu mir, „daß diese Gemeinde aus der Zeit der Eroberung Mexikos stammt?"

Das glaubte ich freilich auch nicht. Zwar war mit Hernán Cortez eine Schar Maranen und Conversos gekommen, aber die waren mit Kämpfen und Strapazen und Zerstörungen und Bekehrungen von Heiden zum Christentum so sehr beschäftigt, daß sie unmöglich Zeit finden konnten, unter den Eingeborenen Propaganda für die jüdische Religion zu machen. Und später, als einige von ihnen, wenige übrigens, als Herren auf ihren Encomiendas saßen, konnten sie noch weniger daran denken, den religiösen Überbau zu zerstören, der für den mörderischen Raubzug nach dem Gold aufgerichtet worden war. Wie sollten sie den Indios, denen alles genommen und dafür das Christentum gegeben wurde, diese Gabe sogleich wieder wegnehmen?

Aber selbst wenn sie es gekonnt – wie wäre es möglich, daß durch all die seither vergangenen Jahrhunderte wohl etwas vom Zusammenhalt, aber nichts von der Glaubensübung übriggeblieben, daß unter den Bekennern einer so schriftgläubigen, rationellen Religion nicht eine geistige und materielle Entwicklung nach oben erfolgt wäre. Wie hätte statt ihrer eine Pauperisierung erfolgen können?

„Haben Sie gehört, was die Alte im Hof andeutete?"

Mein Freund, Religionshistoriker und spezialisiert in

Vergleichender Ritenforschung, antwortete lächelnd: „Vielleicht hat sie den alten Kingsborough gelesen."

Er spielte auf die neun Foliobände der mexikanischen Altertümer an, die Lord Kingsborough in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herausgegeben hatte, um in Wort und Bild zu beweisen, daß Mexikos erste Kolonisatoren die Israeliten gewesen seien, gleich nach der Zerstörung des Tempels von Jerusalem.

Nein, die Indios, mit denen wir heute gesprochen, hatten weder mit einem verlorengegangenen Stamm Israels noch mit den Konquistadoren etwas zu tun, sie waren Gruppen von Familien, die sich in der Hauptstadt und in der Provinz zum Judentum bekannten, und mein Freund, Religionshistoriker und spezialisiert in Vergleichender Ritenforschung, ließ, da sie weder eine Religionshistorie noch besondere Riten hatten, die Sache fallen.

Was mich anbelangt, so ging ich ihr weiter nach. Meine Wege führten mich unter anderem nach dem Dorf Venta Prieta bei Pachuca (im Staat Hidalgo), wo ich einem Totengebet beiwohnte, manches aus ihren Familientraditionen, sogar Erinnerungen an Verfolgungen und Pogrome notierte, aber nicht herauskriegen konnte, wo die Geschichte der Juden Mexikos ihren Anfang nimmt. In Venta Prieta gehören dreiundzwanzig Familien der Gemeinde an, im nahen San Augustin zweiundzwanzig, und das ist schon eine verhältnismäßig große Zahl für einen so spärlich bevölkerten Distrikt. Die Indio-Judengemeinde der Stadt Mexiko zählt freilich hundertdreiunddreißig Familien mit dreihundert Menschen, die Stadt Iguala (Staat Guerrero) fünfundsechzig Familien und Panuco im Staat Veracruz dreiundsechzig, die eine holzgebaute Synagoge mit einem Turm besitzen. Achtzehn Familien wohnen in Guadalajara (Jalisco), je vierzehn in Puerto México (Veracruz) und in Acatlipa, im Gebiet der Zuckerrohrplantagen und Zuckerfabriken; je dreizehn im Petroleumhafen von Tampico (Staat Tamaulipas) und in San Pedro (Nayarit), je fünf bis acht Familien in Mérida (Yucatán), in Saltillo (Coahuila), Cerritos (San Luis Potosí), Cuernavaca (Morelos), El Fortin (Veracruz) und Montemorelos (Nuevo León); in vielen hundert Ortschaften leben kleinere Gruppen, oft nur eine

einzige Familie, im ganzen gibt es in Mexiko mehr als dreißigtausend Indios, die sich als Juden bezeichnen und zum größten Teil in der „Congregación de Elohim" organisiert sind.

Der Einladung des Licenciado Ramírez Folge leistend, fand ich mich am 8. Juni wieder in der Calle Caruso ein. Schade, daß mein Freund, Religionshistoriker und spezialisiert in Vergleichender Ritenforschung, nicht mitgekommen war: Diesmal hätte er nicht den Kopf geschüttelt, denn es gab der vergleichsfähigen Riten genug. Der Rabbinerkongreß von USA hatte auf Anregung seines Mitglieds Morris Clark eine Thorarolle gespendet.

Noch war das heilige Pergament in der verschlossenen Bundeslade geborgen, und die Menge unten harrte des Augenblicks, da sie geöffnet würde. Der Mann, neben dem ich zu sitzen kam, bebte vor Erwartung. Von Rasse war er Indio, von Religion Jude, von Beruf Straßenbahnschaffner und dem Namen nach Spanier; er hieß Caudillo Carbajal und sagte mir, daß er vom Großen Carbajal abstamme. Ich nickte respektvoll, aber in Wirklichkeit hatte ich noch keine Ahnung, wer der Große Carbajal war. Caudillo Carbajal erzählte mir, die Thora sei drinnen in dem Schrank, und sie trage ein goldgesticktes Mäntelchen, das habe ein Señor Fulano e Tal gestickt, der für die berühmtesten Stierkämpfer Mexikos die Boleros sticke. Und dieser Fulano e Tal habe auch einen Schofar aus der Stierkampfarena als Spende gebracht – Sie wissen doch, Señor, ein Schofar und ein Schofför sind nicht das gleiche, obwohl beide tuten. Ein Schofar ist ein Horn, aber kein Horn eines Stiers, sondern das eines Widders, und deshalb habe die Gemeinde das Geschenk nicht annehmen können.

Droben auf dem Podium vollzog sich nunmehr eine Schau, die nichts Neues für mich hatte. Ein hüstelnder europäischer Vorsänger ließ seine Stimme erklingen und lenkte mit betontem Selbstbewußtsein alles Geschehen. Gäste aus der weißen Judengemeinde wurden aufgerufen und sprachen Segenssprüche für ihre Familienmitglieder und spendeten Geldbeträge, und hebräische Gebete wurden aufgesagt. Still und atemlos horchten die Indios auf die Töne dieser Sprache und schauten auf die pergamentene beschriebene Rolle, die

aussah wie die alten Kodizes der Azteken, von denen nur wenige dem Feuerbrand der Missionare entrissen wurden.

Ich habe den Rabbi Ramírez in seinem Rechtsanwaltsbüro (Donceles 78, Desp. 107) aufgesucht, um ihn nach jenem Großen Carbajal zu befragen, und erfuhr, daß es sich um Luis de Carbajal den Jüngern handle, dieser war mit seinem Onkel, Luis de Carbajal dem Ältern, nach dem zwei Menschenalter vorher eroberten Mexiko entsandt worden und hatte mit besonderem Privilegium hundert Maranenfamilien mitgebracht. Aber er hatte das hauptsächlich aus Familiensinn getan und im Interesse seines zukünftigen Regierungsgebietes. Von einem Bekenntnis zum Judentum versprach er sich nichts als Unheil für sich und die Bekenner. Aber sein Neffe, eben jener Luis Carbajal el Mozo, ließ sich durch nichts abschrecken, den Glauben seiner Väter auszuüben, zu studieren, zu verbreiten, den Kerkern und Torturen der Inquisition und sogar seiner Verbrennung zu trotzen, und er ist es, den die jüdischen Indios als ihren Stammvater verehren.

ISRAELITISCHE FEIERTAGE IN NEW YORK

Welcher Denkende könnte die untere Ostseite durchwandeln, ohne sich unausgesetzt Fragen zu stellen, allgemeine und Detailfragen und wieder allgemeine?

Warum – so fällt euch gleich eingangs ein –, warum leben die Juden dieses Bezirks gerade in diesem Bezirk? Gibt's in ganz New York nicht Wohnungen und Geschäftslokale, die besser und billiger sind, gibt's nicht schönere Straßen zum Handeln und Wandeln und Tandeln? Weshalb hocken sie überhaupt beieinand? Sind sie beziehungsweise ihre Väter nicht ebendeshalb aus der alten Heimat hinweggesiedelt, weil man sie einpferchen, von Andersgläubigen aussperren und unter Sondergesetz stellen wollte? Warum also bilden sie freiwillig wieder ein Ghetto, nein, nicht eines, sondern anderthalbtausend Ghettos, jedes mit dem Herkunftsort und nach dem Herkunftsanlaß ummauert, hermetisch geschieden von den andern? Warum stecken die Opfer und Opfer-Nachkommen des Kischinewer Pogroms noch heute gassenweise beisammen und wollen mit den Zielscheiben der anderen Pogrome nichts gemein haben? Warum bleibt selbst in jenen Straßen, die fachlich spezialisiert sind, diese landsmannschaftliche Kohäsion erhalten? Warum selbst innerhalb der Religionsgemeinden, die untereinander durch den Grad der Orthodoxie und durch den Nigen, die Aussprache oder Melodie der Gebete, unterschieden sind? Sind nicht selbst die reformiertesten Synagogengemeinden noch immer orthodox zu nennen im Vergleich zu jenen außerhalb dieses Bezirkes?

Haben diese Chassidim nicht mehr gemein mit der wunderrabbigläubigen Sadagoraer Kehille und ihrem Betstübl als diese mit der Kathedrale der Sephardim in Central Park West? Sind sie denn nicht durch anderes als den Ritus und den Nigen, die Betonung der Gebete, weit mehr voneinander gespalten? Kamen nicht die einen, weil sie die Wirtschaftskrise aus der alten Heimat trieb, kamen nicht die anderen

wegen der russischen Maigesetze, kamen nicht andere, um der Dienstpflicht für den Zaren zu entgehen, kamen nicht wieder andere, weil sie viele Töchter und keine Mitgift hatten, und wieder andere, weil sie Konkurs gemacht?

Warum nehmen die Leute hier die neue Welt nicht auf, die sie aufgenommen hat? Warum lernen sie, die doch lernbegieriger und lesehungriger als die bäuerlichen und taglöhnerischen Emigrationen anderer Völker sind, nicht einmal die englische Sprache? Warum gehen [sie] nur in die meist armseligen jiddischen Theater, lesen nur die jiddischen Zeitungen und hören vom ganztägigen Radio nichts als die durch die Reklamenachrichten verkürzte jiddische Stunde?

Ist vielleicht dieses Volk, einzeln als so frech und zudringlich verschrien, als Ganzes scheu und zurückhaltend? Oder ist [es] durch die Verfolgungen in einen Zustand der Verschüchterung und des Mißtrauens geraten, der sich mit dem Tausch des Weltteils nicht verflüchtigt?

Sagtest du „Mißtrauen"? Mißtrauisch – die da? Wer ist noch so vertrauensselig wie sie, was auf der Welt ist so unerschöpflich wie ihre Kreditwilligkeit, einen vor Ewigkeit ausgestellten Wechsel immer wieder zu prolongieren? Wann denn hätte der Erlöser einschreiten müssen, wenn nicht heute? Erfahren sie nicht deutlicher als ihre Ahnen, wie die Feindesschar Jehovas triumphiert? Lesen sie nicht täglich, daß die Verfolgungen, die sie früher als biblische Sage, als persönliches Unglück, als Schuld des einzelnen in den eigenen Reihen oder als Ausschreitung unverantwortlicher Elemente auffassen konnten, jetzt offiziell, durch Regierungen und Gesetze gegen das gesamte Judentum dekretiert werden? Fragen sie nicht einmal jetzt, in der Zeit, da ein deutscher Haman über Europa herrscht, fragen sie nicht einmal jetzt, wie sie die auserwählte Nation des einzigen wahren Gottes sein können, wenn selbiger zusieht, wie man sie in Europa drangsaliert, höhnt, martert, tötet und ihre, seine Heiligtümer zerstört?

Kommt er etwa herbei, schickt er wenigstens den Messias zu Hilfe, wenn sie ihn in höchster Not rufen? Ist er dankbar dafür, daß sie seinen Namen heiligen? Rührt es ihn nicht, zu sehen, wie sie seine Feste feiern? Vermöchten sie sie etwa intensiver, vorschriftsmäßiger und feierlicher zu begehen?

(Was euch, die ihr nur als Besucher durch dieses Ghetto geht, zuerst auffällt und maßlos erstaunt, könnte es dem Gott dieses Ghettos entgehen? Drängt sich nicht schon dir, du Nichtgott, auf Schritt und Tritt die Frage auf, ob diese Welt von ihren Festen lebt oder ihre Feste von ihr? Gibt es denn nichts im Menschenleben als die privaten Feiertage von Beschneidung, Konfirmation, Hochzeit und Tod und dazwischen die allgemeinen religiösen Feste? Besonders in Elridge Street, dieser Straße, die das bedeutet, was die Place St-Sulpice in Paris für den französischen Katholizismus, und ihm auch ähnlich sieht, fällt dir diese Hypertrophie der Feiertage ins Auge, und du fragst dich, ob und wann es eigentlich Wochentage gibt?

Seht ihr in den feierlichen Schaufenstern und im Innern der weithin geöffneten Läden etwas anderes als die Produktionsmittel der Ruhetage? Und sähet ihr sie nicht, müßtet ihr nicht noch mehr erstaunen über das, was in großen Lettern angepriesen wird? . . .

Warum bieten selbst die profaneren Buchhandlungen von Norfolk Street mehr Religionsbücher, Theologica und Devotionalien an als Literatur, unter der wir jiddische Übersetzungen deutscher Klassiker bemerken wie Grillparzers „Melech Ottokars Mazel und Sof" oder Goethes „Zores fün jungen Werther"? Wozu machen sie, die sie doch Buchhandlungen sind, dem Devotionalienhandel von Elridge Street Konkurrenz, wozu vor allem führen sie Palmenwedel, Zitrusfrucht und Weidenruten, die man nur zum Laubhüttenfest braucht? Wer kauft Esrogim nach Sukkes? Wer kauft, um von der Buchhandlung zum Zuckerbäcker hinüberzugehen, wer kauft Hamantaschen nach Purim? . . .)

Aber, fragst du, wie steht's mit den Cafeterien? Sind sie nicht sklavische Ebenbilder der anderen tausend über ganz Amerika verteilten Filialen der gleichen Firma? Können denn sie, unterstellt einer zentral und christlich regierten Unternehmung, irgendeiner Käufergruppe eine Extrawurst braten? Was können sie mit den Vorschriften für israelitische Feiertage zu tun haben? Sofern du solche Fragen stellst – wie würdest du dich wundern, da du beim Eintritt den Speisezettel in hebräischen Lettern geschrieben und auf dem Büfettisch ganz andere Speisen als in den anderen Cafe-

terien aufgestellt sähest? Statt Aal, Krebs, Scholle und ähnlichem Meeresgetier, das sich durch Verzicht auf Schuppen und Flossen das Recht verwirkt hat, vom frommen jüdischen Magen verdaut zu werden, erblickst du hier nur vorschriftsmäßigere Fische. Der Karpfen zum Beispiel und der Hecht, die nennen Flossen und Schuppen ihr eigen, ja die können lachen, wie sollten sie nicht lachen, da sie sogar gefüllt werden? Seht ihr anderswo, was du hier siehst, gehackte Leber, gefüllten Darm, Krautsalat, Scholet, Gänsegrieben, Kascha, Knisches? Und was würdet ihr erst sagen, trätet ihr hier in der Osterwoche ein, und der Automat lieferte dir automatisch dein Sandwich zwischen zwei Mazzesplatten? Vermöchte es dich dann noch zu erstaunen, daß an Sams- und Feiertagen, da kein Geld in die Hand genommen werden darf, die Automaten ihre Ware den Stammgästen ohne Nickelstück ausliefern und am großen Fasttag der Laden gesperrt sei?

Müßtest du da erst fragen, ob es hier Schinken gibt? Nein, seine Rolle spielt hier Pastrami, das Rauchfleisch. Die Scheibe Ananas, die im christlichen Amerika auf dem Schinken serviert wird – wodurch anderes könnte sie substituiert sein als durch Knoblauch?

Gehen die modern gekleideten Mädchen, die entweder noch von einem Engagement in Hollywood träumen oder militante Mitglieder der Damenkleiderhersteller-Gewerkschaft sind, in jene Badeanstalt, auf der nicht die sonst übliche Anpreisung von Pedi-, Mani- und Beauty-Cure, Kopf-, Gesichts- und Körper-Massage, sondern nur das Wort „Koscher" als Empfehlung prangt? Wenn's nicht vor der Hochzeit ist, die ein rituelles Bad erheischt, wann steigen die schönen benos Jisrael in die Wannen dieser „Koschere Mikwe lechol benos Jisroel"?

Frequentieren ihre männlichen Freunde das „Bad mit Besemlach" gegenüber? Ersetzt ihnen, die doch Fußball-, Baseball- und Wasserball-Spieler sind, eine mit Reisigbesen verabreichte Tracht Prügel nach dem Schwitzbad, ersetzt sie ihnen die moderne Trainingsgymnastik samt Punchingball und Elektromassage?

Wer sollte sich dafür schämen, mit einem Leistenbruch behaftet zu sein, und warum würde er sich nicht von seiner

Krankenkasse, der jiddischen Sektion der International Worker's Order ein Bruchband verschreiben lassen? Wenn sich aber keiner schämen würde und alle beim IWO organisiert wären, wozu dann der Aufruf auf dem Trödlerladen: „Schämt euch nicht von wegen eurem Kile, kommt herein und meßt an!" Würde der sozialistische „Vorwärts" einen Wolkenkratzer besitzen, wenn nicht jeder jedem zu den Feiertagen einen inserierten Glückwunsch senden täte? Wie stehen die Geschäfte des Leichenversandhauses nach Palästina, wollen wirklich viele Bewohner Ost-New-Yorks nach ihrem Tode die Strapazen einer weiten Reise unternehmen, um in der heiligen Erde bestattet zu sein? Was versprechen sich die Hörer der zahllosen Religionsschulen und Seminare von einem rabbinischen Beruf in der Zukunft? Und können – angesichts soviel religiösen Vertrauens – die christlichen Judenmissionen, die einladende Lokale haben, nennenswerte Erfolge haben?

Jedoch, ist das alles die Frage? Findet sich nicht all das, die Trödler, die Flickschneider, die Stopper, die Fleischer, die nicht nach amerikanischem Gewicht, sondern nach Kilo und Gramm verkaufen, überall in den Ghettos der alten Welt? Wandeln nicht auch die Geschäftsträger, das heißt die, die ihr Geschäft mit sich tragen, auch in Polen und Bessarabien mit Brezeln, heißen Knisches oder heißen Bobbes durch die Gasse?

Gibt es nicht auch dort koschere Kleider (das sind solche, zu deren Herstellung nur Wolle oder nur Leinen, nicht aber beide dieser Stoffe verwendet sind), koscheres Salz und vielleicht sogar das koschere Wannen- und Klosettreinigungspulver? Selbst die Altmetalläden mit den gleichen Waren haben überall ihresgleichen, und überall müßte man sich die Frage stellen: Wo können sie für ihre Öllampen, Kupferkessel, Mörser, Türglocken mit Klöppeln, Eisenkassen und Rasiermesser im elektrischen Jahrhundert noch Käufer finden? Und die Devotionalienhandlungen und Synagogen und Talmudschulen und Schächter und Beschneider, finden sie sich nicht erst recht in den Ghettos der osteuropäischen Städte? Da es doch in New York nichts gibt, was es nicht gibt, warum sollte [es] in dieser größten aller Judensiedlungen nicht auch alle Eigenheiten ihrer Quellengebiete geben? Warum

sollen die Frommen gerade hier aufhören, ihren Gebräuchen nachzugehen und ihre Feste zu feiern, wie sie sie seit Tausenden von Jahren gefeiert haben?

Aber diese letzte Frage – ist sie nicht schon ihre Gegenfrage? Ist es nicht eben das Phantastische, daß alle Riesenwogen des New Yorker Tempos am Ufer des Ostflusses zerschellen? Ist der Juden Widerstandsfähigkeit gegen Pharao von Ägypten und Ferdinand von Spanien und Peter Stuyvesant von New Amsterdam und Alexander III. von Rußland und Hitler von Deutschland so erstaunlich wie ihre Widerstandsfähigkeit gegen New York? Während die Fahrstühle in den Himmel sausen, die Untergrundbahn durch den Felsen jagt, die Autostraßen den Verkehr zu einem Todesrennen umgestalten, während die Eßmaschine der Modern Times geruhsam idyllisch ist gegen die Massenabfütterung in den Geschäftszentren, während eine Erfindung die andere überflügelt, auf daß eine Minute Arbeitszeit gewonnen werde, während sich die Frauen maschinellen Prozeduren unterziehen, um schöner zu sein und ihr Altern zu verzögern, während Stunde auf Stunde neue Schlagzeilen der Zeitungen in englischer Sprache Sensation auf Sensation verkünden, während aus Europa die grauenhaftesten Verfolgungen von Juden gemeldet werden, während Kapital und Arbeit einander mörderische Schlachten liefern – was tun die Ostjuden Ost-New-Yorks in der Zwischenzeit? Sind sie nicht beeinflußt davon? Lernen sie wenigstens Englisch, verzichten sie etwa darauf, daß sich die Bräute bei der Hochzeit ihren Kopf kahl scheren und eine Perücke aufstülpen, moderieren sie ihre Speisegesetze, verzweifeln sie an der Allmacht Gottes, verkürzen sie ihre Feiertage?

Was fragt ihr so dumm?

SELTSAMES MUSEUM DES HERRN TENENBAUM

Die mehr als gewagte Theorie Lord Kingsboroughs, die ersten Besiedler von Mexiko (oder „Messiko", das heißt: Land des Messias) seien die Juden der jerusalemitischen Zeit gewesen, hat hier in einem Privatmuseum ihr Pendant. Eigentlich wäre es richtiger zu sagen, daß das Pendant weniger in dem Museum selbst besteht als in den Ansichten seines Gründers und Verwalters – wie man denn überhaupt dessen Sammlungen, die unanfechtbar sind, und seine Theorien auseinanderhalten muß.

Herr J. Tenenbaum ist vor dreiundsiebzig Jahren in Łódź auf die Welt und vor siebzehn Jahren in Mexiko auf die neue Welt gekommen und hat sich schon als Antiquitätenhändler mehr für die entdeckerische als für die geschäftliche Seite seines Handels interessiert. Alle guten und minder guten Eigenschaften des Amateurs und Autodidakten (Herr Tenenbaum hat nie eine Schule besucht) sind bei ihm zur Gipfelhöhe entwickelt, er ist ein von Buchweisheit und Vorurteilen unbelasteter Entdecker und Enträtsler, manchmal ein Phantastiker und manchmal ein Sherlock Holmes der mexikanischen Vorzeit, fanatisch als Sammler und noch fanatischer als ihr Systematiker und ihr Anordner, mitteilungsbedürftig und hungrig danach aus, Besucher zu haben, um ihnen sein Museum zu erklären und seine Theorien.

Diese Theorien hat er in sechsundfünfzig Büchern niedergelegt, die nur als Manuskript bestehen und auch als solche nur von außen gezeigt werden. Seiner Haupttheorie nach sollen alle die hunderttausend Götzenbilder, „Idolos", die die mexikanischen Museen füllen, überhaupt keine Götzenbilder sein, wie überhaupt die aztekische Mythologie mit ihren vielfachen Götternamen eine Interpretation der Konquistadoren und der ihnen nachfolgenden Mönche sei, die mit dem Nachweis des Heidentums eine Apologie für die grausame Unterwerfung der Indios schaffen wollten. Kolumbus

stellt in einem seiner Berichte auf der westlichen Hemisphäre Monotheismus und eine Haltung beim Gebet fest, die durchaus der europäischen gleicht. Dieser Satz des Kolumbus und Kolumbus überhaupt hat Herrn Tenenbaum veranlaßt, nach Spanien zu reisen, in den Archiven von Madrid und Sevilla die Handschriften durchzupausen und sich in der Überzeugung zu bekräftigen, daß Kolumbus – der sich mit dem Namen „Ferens" und kabbalistischen Zeichen unterzeichnete – in Wirklichkeit „Perez" hieß. Der Name „Colombo" bestehe aus den hebräischen Worten „Kol beom bo", auf deutsch „die Stimme des Volkes (von Westindien) kommt". Der Name Amerika stammt nach Tenenbaum von dem Ausruf des Kolumbus: „Am Erez ka", „Volk und Land sind da". Und Kolumbus ist mit dem Carbajal verwandt, dem Gründer der Judensiedlung von Mexiko (1580), eine Ansicht, der auch die adeligen Nachkommen von Kolumbus huldigen, indem sie noch vor wenigen Jahren beim spanischen Hof ansuchten, sich Colon de Carbajal nennen zu dürfen.

Weder aber sei Kolumbus der erste jüdische Entdecker Amerikas noch Carbajal der erste jüdische Besiedler Mexikos gewesen. Schon in der Zeit des Moses war das Volk dieser beiden Männern der westlichen Hemisphäre begegnet. Wie hätten denn sonst, fragt Herr Tenenbaum, die Juden zu ihrem Weg von Ägypten nach dem angrenzenden Palästina vierzig Jahre gebraucht? Nur ein Narr wartet auf Antwort, und deshalb gibt sie Herr Tenenbaum selbst: die Wanderung ging eben via Amerika. In Columbia gibt es einen Berg, den schon die Indianer „Zion" nannten, und viele andere uramerikanische Urortsnamen decken sich mit solchen der Bibel. Eine zweite Emigration setzte zur Zeit der Zerstörung des salomonischen Tempels ein und eine dritte mit der Judenvertreibung aus Spanien.

Solche panbabylonischen Gedankengänge versucht nun Herr Tenenbaum nicht nur aus seinen Funden, sondern auch etymologisch zu begründen; er hat Verwandtschaften zwischen mexikanischer und hebräischer Sprache gesucht und ein ganzes Buch über Worte zusammengestellt, die ähnlich klingen. Um nur eine dieser Analogien zu nennen: „Molkachete" zum Beispiel heißt der Stein, auf dem die Mexi-

kanerin den Mais zerklopft, und die hebräischen Worte „malke tschite" bedeuten „klopf das Getreide".

Was die Parallelen zwischen der aztekischen Religion und der mosaischen anlangt, so sind solche schon den Konquistadoren aufgefallen und allen Missionaren. Sie sprachen von einem Werk des Teufels, der die Bibel verfälschte, um Verwirrung zu stiften. Seither ist manches entdeckt worden, was die Mönche mit noch mehr Entsetzen erfüllt und der recht ehrenwerte Lord Kingsborough mit Händereiben begrüßt hätte; auf der gigantischen Felsenskulptur bei Huichtla (nächst Chapingo und Texcoco) zum Beispiel finden sich zwölf Schilder, die bei gutem Willen als die Wappen der zwölf Stämme Israels gedeutet werden können. „Die besten Beweise sind in meinem Museum", sagt Herr Tenenbaum, und da mag er recht haben ...

Wohl das künstlerisch schönste Stück unter diesen Beweisen ist die skulpierte Schale einer Kokosnuß, gefunden bei Veracruz, unzweifelhaft sehr alt, unzweifelhaft indianisch, unzweifelhaft bildhauerisch meisterhaft und unzweifelhaft die kühnste Auffassung des Sündenfalls: Adam und Eva vollführen den ersten Beischlaf, den die Menschen je vollführten, hinter ihnen grinst die Schlange, neben ihnen liegt die angeknabberte Frucht der Erkenntnis. Nur schade, daß der Künstler seinem Werk keine Jahreszahl beigesetzt hat.

Die Büste eines Jünglings, der das Doppeldreieck, den Schild Davids auf einem Stirnband als Diadem trägt. Überhaupt viele Ornamentreste mit dem „Mogen David". Wenn es nur nicht in allen Kulturen so viele Mogenkreuze gäbe, wie es die Hakensterne und andere Ornamente gibt.

Auf einer Vitrine steht „Typos hebreos", jüdische Gesichtstypen auf mexikanischen Keramiken und Statuetten – sie sind bestenfalls ebenso überzeugend wie die Typen von Eskimos, von Griechen, Ägyptern oder Negern, von denen Herr Tenenbaum ganze Kompanien aus dem mexikanischen Boden scharrte.

Etwas Besonderes ist das Reliefbildnis eines Knaben, der einen auf den Hüften befestigten Verband um den Geschlechtsteil trägt. Das soll die Beschneidung darstellen. Aber wenn man Herrn Tenenbaum gegen Herrn Tenenbaum aus-

spielt, neigt man zur Ansicht, daß das Relief Modell für die kunstgerechte Anlegung einer Bandage ist – es muß ja nicht gerade eine Zirkumzision oder gar eine rituelle Zirkumzision sein, die an dieser Stelle eine Bandage erfordert.

Hält doch Herr Tenenbaum selbst die meisten der Skulpturen, die man überall als Kalenderplatten, Opferaltäre und vor allem als Idole vignettiert findet, für falsch vignettiert. Er erachtet sie für Ornamente, teils für Votivdarstellungen von Episoden, teils für Porträts, teils für Gebrauchsgegenstände, teils für Gegenstände des Kunstgewerbes und vor allem für Lehrmittelbehelfe.

Wie man die kostbaren Kodizes der Mexikaner verbrannte, um einem Dementi ihres Heidentums und ihrer Menschenopferwut vorzubeugen, so habe man die Plastiken, soweit man sie nicht zerschmetterte, zu Götzenbildern gestempelt. Wohl habe es Opferungen und Hinrichtungen gegeben, aber sie seien aus Buße und aus Sühne erfolgt wie bei allen Völkern. Daß ihre Zahl und ihr Datum vom Kult vorgeschrieben gewesen sei, dafür fehle der Beweis. Die gleiche Ornamentik wie auf den sogenannten Opfersteinen und Kalendersteinen findet sich auf den steinernen Reifen, durch die man bei den Ballspielen den Gummiball zu schlagen hatte.

So grandios die Urkultur der Indios war, Herrn Tenenbaums Hypothesen möchten sie noch grandioser machen, als sie war. Und wirklich: für nicht wenig Unglaubliches kann er kraft seiner Museumsobjekte Anhaltspunkte beibringen. So zum Beispiel mit Resten und Modell eines Unterseeboots! Die auf dem Wasser rudernden Krieger zogen es hinter und unter ihrem Canoe her, um es in dem Augenblick auftauchen zu lassen, da der Feind seine Pfeile verschossen hatte. Dafür, daß die Mexikaner der vorspanischen Zeit das Radio kannten, hat Herr Tenenbaum eine Erklärung, die ebenso schwer zu verstehen ist wie eine Erklärung des modernen Radios; irgendwie hängt sie mit der Verbindung verschiedener natürlicher und künstlicher Echos zusammen. Auch die Figur eines Fliegers mit angeschnalltem Flugzeugmodell hat er aus zahllosen Scherben rekonstruiert, und zwar mit großem Erfolg: Die Postbehörde ließ den alten Flieger im Museum des Herrn Tenenbaum photo-

graphieren und zeichnen, um sich auf der 40-Centavos-Flugpostmarke mit dem aztekischen Piloten brüsten zu können. Daß Herr Tenenbaum auch die zugehörige Fliegerbrille, die Windschutzvorrichtung für den Mund und sogar ein Fliegerabzeichen fand, ist klar wie die Antwort auf unsere Frage, ob die Skulptur nicht ein geflügeltes Fabelwesen, einen Gott darstelle: „Wozu braucht man einen geflügelten Gott, wenn man selbst fliegen kann?"

Für irdischere Dinge gibt es schlagendere Beweise. Da sind Lampen mit Brennöl für Straßenbeleuchtung, die im abendlichen Tenochtitlan pausenlos funktionierten. Auch den Gebrauch von Gas und Dampf kannte man, Siebe, Filtrierapparate, chemische Retorten und andere Instrumente. Da gibt es aus dem Handwerkskasten der Perlenfischer Schlitten, die auf dem Meeresboden dem Fischerboot nachgeschleift wurden. Da gibt es Maschinen aus der Papierfabrikation und ganze Webstühle aus der Textilindustrie. Da gibt es alle Arten von Spielzeugen und Spielen, der Godemichés nicht zu vergessen, die zur Erhöhung der Illusion mit warmem Wasser gefüllt und zur Täuschung der Besucher auch als Flöten verwendet werden konnten. Medizinische Instrumente sind der Clou der Sammlung, chirurgische, gynäkologische, anatomische, dentistische und sogar kardiologische Modelle, Darstellungen von Abszessen und Lepra, Reste eines anknöpfbaren Bruchbands, Hörrohre aus Jade, Stethoskope, optische Linsen, Brillen und ein Fernglas, Vaginalspiegel, Mutterspritzen, Sonden und Pessare (den Halbanschen ähnlich) in allen Größen, Arzneitöpfe mit verschiedenen Bildern für die verschiedenen Medikamente; ein Topf für Fußbäder trägt das bunte Relief eines Menschenfußes auf seiner Außenwand.

Der seltsamen Vorliebe, die die Indios schon zu Zeiten Moctezumas den Abnormitäten und Mißbildungen entgegenbrachten, trägt der Inhalt mancher Vitrine Rechnung: das Porträt einer Frau mit drei Brüsten, eine Figur, halb Tiger, halb Mensch, eine andere halb Frau, halb Fisch, zwei zusammengewachsene Frösche, ein Mensch mit zwei Köpfen, ein anderer mit Händen an den Achselhöhlen. „Alles Götter, lauter Idole", bemerkt Herr Tenenbaum ironisch.

Inmitten seiner Abnormitäten und Absurditäten erklärt er

jedem, der es hören will, seine Theorie und Praxis, und dazu macht ein Orchester von Schlaginstrumenten die Begleitmusik. Es sind die von der Regierung entsandten Tischler, die zu den dreißigtausend Objekten fünftausend Vitrinen machen zu fünfundzwanzig Pesos pro Stück, die die Regierung bezahlt. Denn Herr Tenenbaum hat sein Privatmuseum dem Staatsmuseum vermacht, und zwar so, daß eine Hälfte diesem als Sonderabteilung angegliedert wird, die andre als Wandermuseum durch die USA und Mexiko reisen soll. Präsident Cárdenas kam sich persönlich zu Herrn Tenenbaum bedanken, blieb eine Stunde unter den Kuriositäten und schrieb sich dann mit schmeichelhaften Worten in das Gedenkbuch ein. Wir erlauben uns, [uns] dieser Äußerung bescheiden anzuschließen, ohne uns die Theorien zu eigen zu machen, die den Anlaß unseres Schreibens bildete.

DIE FAMILIE CARBAJAL

CARBAJAL DER ÄLTERE

Ein Kulturgemälde von großen Ausmaßen, eine sittengeschichtliche Darstellung des ersten Jahrhunderts, in welchem Mexiko von den Spaniern besiedelt worden ist, stellt das eben erschienene zweibändige Buch des Historikers Alfonso Toro über die Familie Carbajal dar. (Editorial Patria, S.A., México.) Dieses Werk ist eine Meisterleistung der Quellenforschung, ein aufregender Roman von geschichtlicher Wahrheit und ein unentbehrliches Dokument für jeden, der sich für die Judenfrage interessiert. Wir können von dieser warmen Anerkennung nichts subtrahieren, auch angesichts der Tatsache nicht, daß wir in der Grundauffassung mit dem Verfasser nicht übereinstimmen. Alfonso Toro ist zwar keineswegs ein Antisemit, aber seine Geisteshaltung ist von weitverbreiteten Vorurteilen beeinflußt – was jüdische Frömmigkeit ist, ist ihm Fanatismus, was Standhaftigkeit ist, nennt er Starrköpfigkeit, was die geschäftlichen Usancen in einem eben unterjochten Lande, einer neuen Kolonie sind, bezeichnet er als Äußerungen jüdischen Händlergeistes und so fort. Aber gegen seinen Willen ringt ihm das Schicksal und die Handlungsweise seiner Modelle mehr und mehr Bewunderung ab, und Taten und Tatsachen sprechen zu ihm und durch ihn zu den Lesern deutlicher, als jede vorgefaßte Theorie zu sprechen vermöchte. Diese Tatsachen sind so phantastisch, daß sie unglaubwürdig scheinen müßten, wenn sie nicht in den Tausenden von Protokollen, Zeugenverhören und Tatbestandsaufnahmen des Inquisitionsgerichts stünden; Professor Toro hat sie alle durchstudiert und gibt für jedes Faktum seine Quelle an.

Die Familientragödie der Carbajals beginnt mit dem Auftritt einer sehr merkwürdigen, schwankenden Figur. *Luis Carbajal el Viejo,* geboren 1539 als Sohn neugetaufter Juden in Mogodorio, Portugal, diente als Knabe am Königshof

und segelte 1567 als junger, aber schon verheirateter Mann nach Neuspanien. Seine Frau Doña Guiomar de Rivera lehnt es ab, mit ihm zu fahren, weil er die Gesetze Mosis zuwenig befolgt. Carbajal hat auf seiner Reise auch einen vom König erhaltenen Befehl auszuführen und führt ihn aus, indem er sich in Jamaika mit der Hälfte seiner Mannschaft ausschifft und sich dreier im Hafen liegender englischer Piratenschiffe bemächtigt.

Dieses Abenteuer hält Carbajal auf, und während er weiterfährt, um nach dem Hafen von Tampico zu kommen, spielen sich in Veracruz blutige Abenteuer ab. Dort erwartet man die Flottille des neuen Vizekönigs Don Martín Enríquez und begrüßt, als sich die großen Karavellen am Horizont zeigen, den neuen Landesherrn mit Salutschüssen und Flaggenparaden und holt ihn feierlich in den Hafen ein. Aber o Schrecken! Die Angekommenen sind weder der Vizekönig noch sein Gefolge – es ist der Feind, derjenige, um dessentwillen man den Hafen seit Jahren mit Wällen befestigt und mit Kanonen bestückt hat, es ist kein anderer als John Hawkins (von den Spaniern „Juan de Aquínez" genannt), der englische Seeräuber und Sklavenhändler mit seinen furchtbaren Spießgesellen.

John Hawkins läßt nun seine Artilleristen die Geschützstellungen beziehen, um gegen Widerstand geschützt zu sein, wenn er die Hafenstadt brandschatzen wird.

Soweit ist es jedoch noch nicht, vom Meer her naht Gefahr, dreizehn große Segler. Das ist die wirkliche Armada des Vizekönigs.

Gegen solche Übermacht hätte Hawkins nur wenig Chance, und so bietet er dem Neuankömmling Frieden an. Don Martín Enríquez akzeptiert und kann, wenn auch unbegrüßt, so doch auch unbehelligt, in dem Hafen landen, den der Todfeind Spaniens besetzt hält. Don Martín ist entschlossen, den schändlichen Vertrag schändlich zu brechen, und tut es auch. Die englischen Kanoniere auf der Insel San Juan Ulúa werden überwältigt, und gegen die Karavellen des Engländers läßt der Spanier Feuerschiffe los. Mit beschädigten Fahrzeugen, ohne ein Stück Proviant an Bord, lichtet John Hawkins die Segel, entflieht.

Zu dieser Zeit ist Luis Carbajal eben in seinem Bestim-

mungsort Tampico angekommen und hat das Amt des Alkalden übernommen. Da wird Gefahr gemeldet. Ein Heer von Lutheranern und Flibustieren rücke heran. Die Einwohner Tampicos werden von Panik ergriffen, aber Luis Carbajal beschwichtigt sie und beginnt gegen die Nahenden etwas, was er später in seiner Verteidigungsschrift einen „Krieg" nennen wird.

Der Gegner ist weder stark noch angriffslustig, er besteht aus den Matrosen der Seeräuberflotte, die Hawkins wegen Mangels an Proviant aussetzen mußte, um sie vor dem Hungertod zu retten. Carbajal nimmt sie gefangen, läßt sie zum Vizekönig nach der Stadt Mexiko eskortieren; dort verfallen sie als Ketzer der Inquisition und werden 1574 verbrannt. Was geht mich das an, mag Carbajal denken, ich bin ein gläubiger Katholik und habe nichts mit Ketzerei und Ketzergericht zu tun.

Ist er doch vorläufig in hohen Gnaden beim Vizekönig, und der bedient sich Carbajals starker Hand, wo immer sie nötig ist. In den Gegenden von Mazapil und Jalpa erheben sich die Indios gegen die sie furchtbar unterdrückenden Kolonisten und schlagen die gegen sie ausgesandten Truppen, so daß sich der Vizekönig an Carbajal wenden muß. Diesem gelingt der Feldzug. Von Panuco aus, wo er seinen Wohnsitz aufschlägt, baut er Kirche und Fort, pazifiziert das ganze Gebiet, das dreieinhalb Jahrhunderte später eines der wichtigsten Petroleumlieferanten der Welt werden wird. Auf einem Feldzug gegen die rebellierende Huesteca entdeckt und erschließt Carbajal ein fruchtbares Riesenland, das er mit dem Namen „Nuevo Reino de León" tauft, die heutige Provinz Nuevo León.

Als vierzigjähriger Mann fährt Carbajal nach der Pyrenäenhalbinsel zurück, um vor der Krone verschiedene Ansprüche geltend zu machen und um seine Gattin zu bewegen, mit ihm nach Neuspanien zu kommen. Das letztere mißlingt, Doña Guiomar will auch weiterhin von dem Abtrünnigen, das heißt christlich gesinnten Christen, nichts wissen.

So sucht er bei seiner Schwester Doña Francisca Familienleben. Doña Francisca war verheiratet mit einem Rodriguez de Matos, der starb und sie mit neun Kindern zurückließ. Ihr viertes Kind heißt Luis und wird bald darauf, um von

seinem Onkel unterschieden zu werden, *Luis Carbajal el Mozo* heißen, der Jüngere. Er ist dazu ausersehen, eine Rolle zu spielen, die über die Familientragödie der Carbajals weit hinausreicht, ihn zu einem der ausdauerndsten, kühnsten und merkwürdigsten Märtyrer der jüdischen Religion machen wird.

Aber vorläufig sind wir noch bei Luis Carbajal dem Älteren. Der findet bei Hofe erstaunlich günstigen Wind. Denn eben sind aus Neuspanien, und zwar gerade aus den Gegenden um Tampico, woher er kommt, beunruhigende Nachrichten eingetroffen. Nicht weniger als vierhundert Spanier wurden von den Chichimeco-Indios niedergemacht, Kirchen und Kapellen vernichtet, Meßgeräte und Ornate profaniert, ganze Ortschaften dem Erdboden gleichgemacht.

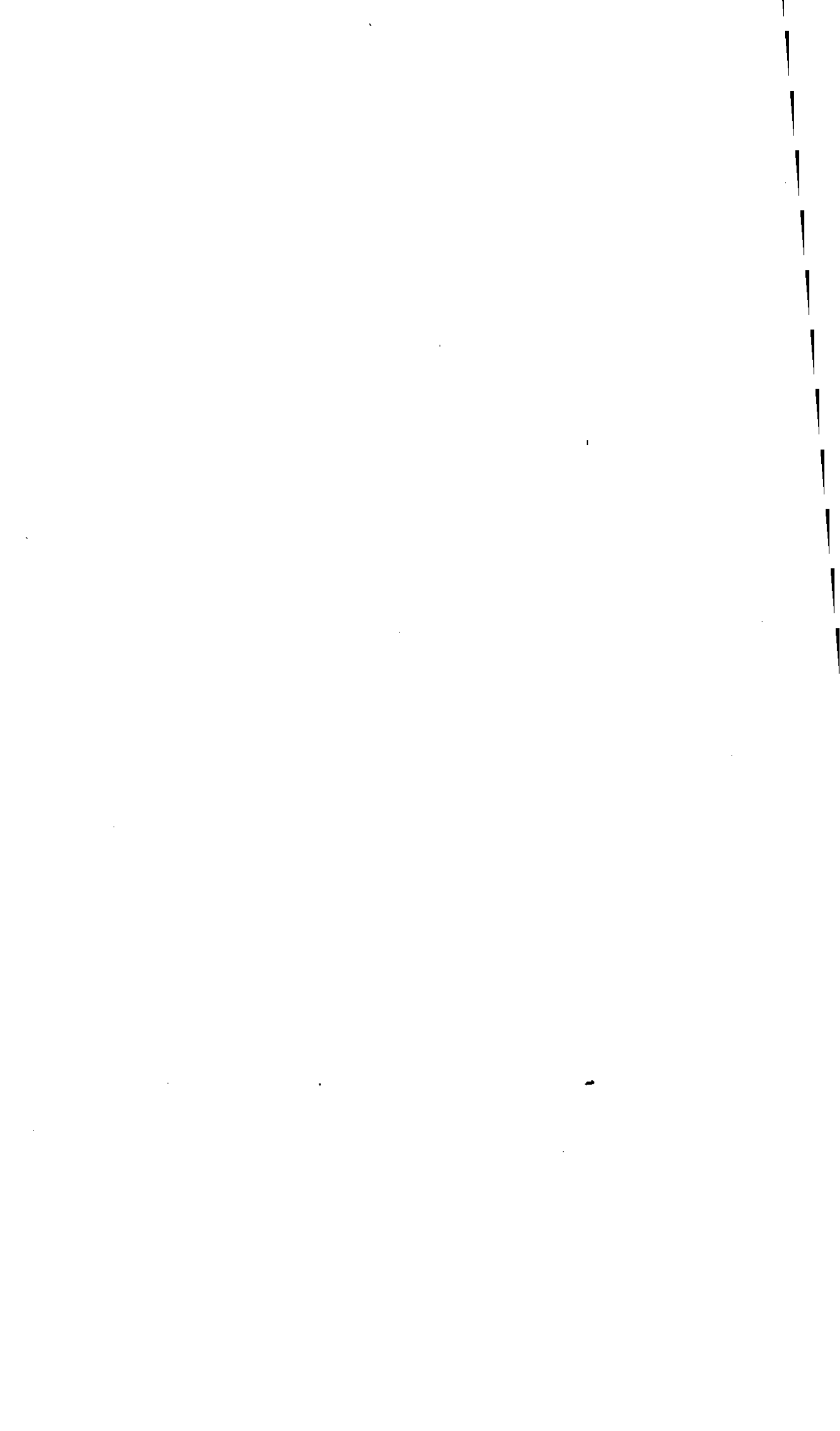
Die verlangte Hilfe sehen das Indienkollegium und der Hof in der sofortigen Ernennung Carbajals des Älteren zum Regenten über das Aufstandsgebiet. In dem Bestallungsdekret vom König am 14. Juni 1579 wird Luis Carbajal, nunmehr Gouverneur und General-Kapitän des von ihm entdeckten Neuen Königreichs von León in Neuspanien, ein Landbesitz von zweihundert Meilen im Geviert zugewiesen. Das seltsamste aber ist der Passus, daß er hundert Kolonisten nach seiner Wahl aus Spanien mitnehmen darf, also ohne daß von ihm, dem Judensohn, das verlangt wird, was man sonst sogar von unverdächtigen christlichen Auswanderern verlangt: las pruebas que eran cristianos viejos.

Ohne Zweifel hat Carbajal selbst das Unterbleiben dieser Religionsprüfung verlangt, denn in ihm stand der Entschluß fest, seine ganze Familie nach Mexiko zu bringen. Veranlaßte ihn nur der jüdische Familiensinn dazu? War er ein Zionist avant la lettre, der von der Schaffung eines Judenstaates in Amerika träumte? So phantastisch auch immer seine Pläne gewesen sein mögen, noch phantastischer ist die Tatsache, daß seine Bedingung bewilligt wird, diese Bedingung, die der Gesetzgebung und der Katholisierungspolitik Spaniens geradezu ins Gesicht schlägt.

Carbajals Geschwister und andere Maranenfamilien nehmen die Reise-Einladung begeistert an, denn längst schon hatten sie unter sich die Absicht besprochen, auszuwandern – nach Frankreich oder in ein anderes Land, wo sie

ohne Angst vor der Inquisition ihren jüdischen Glaubensgebräuchen nachgehen könnten. Warum sollte das nicht auch in Neuspanien möglich sein?

In einer urca, einem Huker, segeln am Dreifaltigkeitstage (Santísima Trinidad) des Jahres 1580 die Carbajals und andere dem alten Glauben treu gebliebene Maranen aus dem Hafen von Sevilla in die Neue Welt.



ANHANG

NACHBEMERKUNG

Hauptstücke dieses Bandes bilden die beiden Reportagensammlungen, die 1934 in deutschsprachigen Exilverlagen herauskamen: „Geschichten aus sieben Ghettos" im Verlag Allert de Lange, Amsterdam, mit Zeichnungen von P. L. Urban, und „Eintritt verboten" bei Editions du Carrefour, Paris. Hinzu kommen verschiedene Reportagen vor allem aus den dreißiger Jahren, die den Faschismus in Deutschland und den Spanischen Bürgerkrieg zum Gegenstand haben, und elf Arbeiten aus dem Nachlaß, die Kisch nach seiner Rückkehr aus der Emigration in eine erweiterte Ausgabe der Ghetto-Geschichten aufnehmen wollte und die hier erstmals publiziert werden.

Obwohl sieben Beiträge des Bandes „Geschichten aus sieben Ghettos" aus früheren Sammlungen übernommen worden sind, eine andere, erheblich verkürzt, in „Marktplatz der Sensationen" wiederkehrt, haben wir uns, entgegen dem bisher in der Ausgabe gehandhabten Prinzip, entschlossen, die Sammlung ungekürzt zu bringen. Erst durch die Vollständigkeit der Texte ist der Titel gerechtfertigt, erst im Nebeneinander und in der Abfolge der Berichte und Erzählungen wird die besondere Bedeutung dieses Bandes erkennbar.

Kisch geht aus von der Situation und der Geschichte der Juden in Prag und in Böhmen. Bereits in den zwanziger Jahren stieß er bei seinen Recherchen und Untersuchungen, vor allem als er den Band „Prager Pitaval" vorbereitete, auf Schicksale und Begebenheiten, die „die Tragik eines versprengten, ausgesperrten, zur Ruhelosigkeit verurteilten und inquisitorisch gequälten Volkes" (Werner Türk in den „Neuen Deutschen Blättern", Nr. 5, II. Jg., 1935) deutlich werden lassen. Mit den Reportagen über Paris, Amsterdam und Schanghai, die zum Teil speziell für die „Geschichten aus sieben Ghettos" geschrieben wurden, geht Kisch über den lokalen Bereich hinaus und formuliert übergreifende Kriterien, die für den politischen Tageskampf wichtig sind. Auf diese Weise versucht er in einer Zeit zunehmender faschistischer Pogrome in Hitlerdeutschland zum Verständnis der Lage und der Geschichte des jüdischen Volkes und zum Selbstverständnis der Juden beizutragen.

Der Anekdotenerzähler und Fabulierer Kisch tritt in den Ghetto-Geschichten stärker als sonst in den Vordergrund. Erinnerungen aus der Prager Kindheit und aus den frühen Journalistenjahren werden lebendig und präsentieren eine Fülle unverfälschter jüdischer Gestalten mit all ihren sympathischen Eigenheiten, aber auch mit allen aus jahrhundertelangem Ghettodasein erwachsenen Schwächen und skurrilen Zügen. Kisch zeigt, daß die Lösung des jüdischen Problems keine religiöse und keine nationale, sondern eine Klassenfrage ist. In den „Notizen aus dem Pariser Ghetto" schreibt er, daß „Solidarität auf Grund von Religion und Rasse utopisch ist" und daß die Juden allein durch den entschlossenen Kampf „gegen Dumpfheit und Reaktion und für eine Welt ohne Ghetto und ohne Klassen" sich aus der Miserabilität und Bedrohtheit ihrer Lage befreien können.

Die Reportage „Den Golem wiederzuerwecken" übernahm Kisch, erheblich umgearbeitet, aus der Sammlung „Der rasende Reporter" von 1925, wo sie den Titel „Dem Golem auf der Spur" trägt. „Die Messe des Jack Oplatka" und „Der tote Hund und der lebende Jude" sind bereits in „Hetzjagd durch die Zeit" von 1926 enthalten. Diese Texte weisen nur geringfügige Änderungen auf und wurden für Band V unserer Ausgabe nicht berücksichtigt. „Ex odio fidei ...", „Dantons Tod und Poppers Neffe" und „Der kabbalistische Erzschelm" stammen aus dem „Prager Pitaval" von 1931 (Band II/2 unserer Ausgabe). „Romanze von den Bagdad-Juden" trägt in „China geheim" (Band III der Ausgabe) den Titel „Kapitalistische Romanze von den Bagdad-Juden". Bei diesen Texten sind von Kisch zum Teil größere Änderungen und Ergänzungen vorgenommen worden. Die Geschichte „Lobing, pensionierter Redakteur" übernahm Kisch, stark gekürzt, in den Abschnitt „Die alten Herren" seines Erinnerungsbuches „Marktplatz der Sensationen" (Band VII der Ausgabe).

Die Ausgabe „Tales from seven Ghettos", Translated into English by Edith Bone, Robert Anscombe & Co. Ltd., London 1948, ist gegenüber der Edition von 1934 um sieben Texte erweitert worden. Es handelt sich um folgende Arbeiten: „Lower East Side, New York" („Die untere Ostseite von New York oder Die Rolle der Gelegenheit"), „Bible and Babel in the new world" („Die Bibel und Babel in der Neuen Welt"), „Divine service in black" („Schwarzer Gottesdienst"), „The ties of death are strong" („Die werbende und bindende Kraft des Todes"), „Leather trade" („Lederbranche"), „Indio village under the star of David" („Das Rätsel der jüdischen Indianer"), „The murderers built a mauso-

leum for their victims" („Mörder bauten dem zu Ermordenden ein Mausoleum"). Die letzte Arbeit ist im „Prager Pitaval" (Band II/2 der Ausgabe) enthalten. Die anderen sechs Beiträge bringen wir in der Nachlese.

Die Sammlung „Eintritt verboten" vereinigt Reportagen, die vorwiegend Anfang der dreißiger Jahre entstanden sind. „Die Reisen nach Spanien und Belgien verarbeitete er unter dem Titel ‚Eintritt verboten' zu einem seiner besten Reportagenbücher", schrieb Bruno Frei 1935 in den „Neuen Deutschen Blättern" (Nr. 5, II. Jg.). Arbeiten wie „Menschen im Quecksilber, Quecksilber im Menschen", „Borinage, vierfach klassisches Land" oder „Seide aus Lyon" gehören zu den großen, klassischen Reportagen Kischs. Hier werden ganze Produktionsbereiche, Industriebezirke mit ihren vielfältigen ökonomischen, sozialen, politischen und historischen Aspekten und Beziehungen auf anekdotisch-interessante Weise zum literarischen Gegenstand. Kisch begnügt sich nicht mit der bloßen Beschreibung des Einzelfalls, der Reiz seiner Darstellung resultiert aus dem dialektischen Spannungsverhältnis von Oberfläche und Wesen einer Erscheinung.

„Eintritt verboten", das ist das Signum für die kapitalistische Wirklichkeit Anfang der dreißiger Jahre, für eine Gesellschaftsordnung, die dem Arbeiter den „Eintritt in die Arbeit" und in ein menschenwürdiges Leben verwehrt. „Eintritt verboten", das ist zugleich das Kennzeichen für die Situation des antifaschistischen und revolutionären Schriftstellers, der sich durch Verbote und Schikanen in seiner Arbeit behindert sieht. Mit der Schilderung der eklatanten Widersprüche des modernen Kapitalismus, seiner Krisen- und Krankheitssymptome, liefert Kisch einen wichtigen literarischen Beitrag zur Unterstützung des Kampfes der revolutionären Arbeiterbewegung, des Kampfes gegen den Hitlerfaschismus in Deutschland.

„Borinage, vierfach klassisches Land" nahm Kisch in den Auswahlband „Abenteuer in fünf Kontinenten" von 1935 auf. In der wesentlich veränderten und erweiterten Ausgabe „Abenteuer in fünf Kontinenten" von 1948, die noch von Kisch zusammengestellt wurde, sind enthalten: „Drei Reden über Pelzwerk", „Borinage, vierfach klassisches Land", „Belgisches Städtchen mit 3000 Irren", „Das Räderwerk von Monte Carlo", „Ich bade im wundertätigen Wasser", „Menschen im Quecksilber, Quecksilber im Menschen". Einige kleinere inhaltliche und stilistische Änderungen aus der Sammlung von 1948 wurden in unsere Ausgabe übernommen.

In die Nachlese wurden neben den Nachlaß-Texten alle jene Arbeiten verwiesen, deren Buchveröffentlichung erst später erfolgte. Berücksichtigt wurden vor allem die Auswahlbände „Abenteuer in fünf Kontinenten" von 1935 und 1948, in die Kisch neben Beiträgen aus früheren Sammlungen einzelne neue Texte aufnahm. Außerdem wurden verschiedene Spanienreportagen aus der 1961 von Gisela Kisch herausgegebenen Sammlung „Unter Spaniens Himmel" einbezogen. Die Texte sind chronologisch geordnet.

„Rettungsgürtel an einer kleinen Brücke" wurde in der „Weltbühne", Heft 22, XXIV. Jg. (1928), abgedruckt und 1935 und 1948 in die Sammlung „Abenteuer in fünf Kontinenten" übernommen. Dort ist die Arbeit mit der Jahreszahl 1924 versehen. Nach Aussage von Gisela Kisch war die Reportage für den Band „Der rasende Reporter" von 1925 vorgesehen, wurde aber vom Verlag aus politischen Gründen eliminiert.

Bei der Reportage „Der erste Schub" handelt es sich um eine veränderte Fassung des ersten Teils des Erlebnisberichts „In den Kasematten von Spandau", der in der „Arbeiter-Illustrierten-Zeitung", Heft 11–16, XII. Jg. (1933), abgedruckt wurde. Der überarbeitete Text wurde in der Monatsschrift „Freies Deutschland", Nr. 4, II. Jg., März 1943, veröffentlicht und in die „Abenteuer in fünf Kontinenten" von 1948 übernommen. Das im Nachlaß enthaltene Manuskript des Berichts „In den Kasematten von Spandau" bringen wir in Band VIII unserer Ausgabe.

Die Satire „Briefwechsel mit Adolf Hitler" nahm Kisch, mit der Jahreszahl 1933 versehen, in die Ausgaben „Abenteuer in fünf Kontinenten" von 1935 und 1948 auf.

Die Spanienreportagen „Valencia heute", „Im ausgeräumten Prado", „Die Häuser und Paläste von Madrid", „Die drei Kühe" und „Soldaten am Meeresstrand" wurden von Gisela Kisch zusammen mit anderen Arbeiten in der Sammlung „Unter Spaniens Himmel", Deutscher Militärverlag, Berlin 1961, vereinigt.

„Valencia heute" erschien in der „Deutschen Zentral-Zeitung", Nr. 144, vom 26. Juni 1937.

„Im ausgeräumten Prado" wurde in der „Neuen Weltbühne", Nr. 39, XXXIII. Jg. (1937), abgedruckt.

„Soldaten am Meeresstrand" wurde unter dem Titel „Die verwundeten Kameraden der Internationalen Brigaden" in der Zeitschrift „Internationale Literatur. Deutsche Blätter", 6. Heft, 8. Jg. (1938), veröffentlicht. Als Einzelpublikation erschien der Bericht im Verlag der Interbrigaden, Barcelona/Madrid 1938, und wurde in den Band „Abenteuer in fünf Kontinenten" von 1948 aufgenommen. Der Text der Buchveröffentlichung ist

gegenüber der Zeitschriftenpublikation verschiedentlich gekürzt. Die Notizen zur Geschichte des Badeortes Benicasim zu Anfang der Reportage entfielen. Für Benicasim wurde Seebad, Kurort usw. eingesetzt. An einer Stelle heißt es ursprünglich: „Benicasim liegt, wenn man von Barcelona nach Valencia fährt, just am Wege, es liegt auch auf dem Wege zur Front von Teruel."

„Die Häuser und Paläste von Madrid" wurde ebenfalls in der Zeitschrift „Internationale Literatur. Deutsche Blätter", 8. Heft, 8. Jg. (1938), abgedruckt.

„Die drei Kühe. Eine Bauerngeschichte zwischen Tirol und Spanien" erschien in der Zeitschrift „Das Wort", Heft 4, III. Jg. (1938). Als Einzelveröffentlichung kam die Erzählung im Amalien-Verlag (Verlag des österreichischen Bataillons), o. O. (Barcelona/Madrid), o. J. (1938), heraus und wurde in die Sammlung „Abenteuer in fünf Kontinenten" von 1948 übernommen.

„Notizen über ein Nachbarhaus" erschien unter dem Titel „Mein Nachbar – der Ballhausschwur. Verlebendigte Geschichte" in der „Volks-Illustrierten", Nr. 10, II. Jg. (1937). An einigen Stellen erweitert und aktualisiert, wurde es mit der Jahreszahl 1940 in die Auswahl „Abenteuer in fünf Kontinenten" von 1948 aufgenommen.

Die Arbeiten aus dem Nachlaß, die zum Komplex der Ghetto-Geschichten gehören, sind höchstwahrscheinlich in den Jahren 1939 bis 1946 in den USA und in Mexiko entstanden. Lediglich bei „Lederbranche" und „Böhmische Juden eines Jahrhunderts" wäre eine frühere Datierung möglich. Sechs dieser Texte sind, wie oben angegeben, bereits in der englischen Ausgabe von 1948 enthalten.

Nach seiner Rückkehr aus dem mexikanischen Exil plante Kisch die Herausgabe einer erweiterten Ausgabe der Ghetto-Geschichten. Im Jahre 1947 stand er in Verhandlungen mit Vera und Curt Ponger, die in ihrem Wiener Verlag „Continental Edition" den Band unter dem Titel „Geschichten aus 14 Ghettos" erscheinen lassen wollten. Das Manuskript lag Mitte 1947 abgeschrieben vor, als dem Verleger Bedenken kamen. Im Brief Curt Pongers an Kisch vom 12. Juni 1947 heißt es: „Nachdem Vera und ich nochmals das Buch gelesen haben und es uns außerordentlich gut gefällt, so werde ich eine Frage anschneiden, die uns im Verlauf einer Diskussion gekommen ist. Die Frage ist, ob es richtig wäre, das Buch ‚Geschichten aus 14 Ghettos' als erstes Deiner Bücher nun in Österreich erscheinen zu lassen, oder ob es nicht günstiger wäre, mit einem anderen

Buche zu beginnen, evtl. ‚Entdeckungen in Mexiko', das wir gestern bekommen haben, oder etwas Ähnlichem. Der Grund, warum uns Bedenken gekommen sind, ist der spezifische Inhalt dieses Bandes, der vielleicht für die heutige Situation in Österreich noch etwas zu früh wäre."

In einem Brief vom 9. Januar 1949 an Curt Ponger forderte Gisela Kisch das Manuskript der Ghetto-Geschichten zurück. Im Laufe des Frühjahrs 1949 befand sich das Manuskript wieder in den Händen der Witwe und ging im Mai an den Aufbau-Verlag. Am 2. Januar 1950 schrieb der damalige Leiter des Aufbau-Verlages Erich Wendt an Gisela Kisch: „Über die ‚Geschichten aus den Ghettos' wollte ich mit Dir sehr gern sprechen. Bodo [Uhse] und ich haben sehr lange darüber diskutiert. Schließlich sind wir zu dem schmerzlichen Entschluß gekommen, das Buch für einige Zeit zurückzustellen. Nach Hitler ist es doch eine ungeeignete Kost. Der Hitlerismus steckt den Leuten zu tief in den Knochen. Was früher harmlos war, ist heute schädlich, dabei ist das Buch so schön, daß uns dieser Entschluß sehr schwergefallen ist und wir immer wieder untersuchten, ob wir es nicht doch herausbringen können . . ."

Im Kisch-Nachlaß sind verschiedene handschriftliche und maschinenschriftliche Notizen über die Anordnung der Texte vorhanden. Ein Zettel in Maschinenschrift mit handschriftlichen Notizen, der der Geschichte „Lederbranche" beiliegt, gibt folgende Reihenfolge an: 1. „Lederbranche" 2. „Die untere Ostseite New Yorks" 3. „Die werbende und bindende Kraft des Todes" 4. „Mörder bauten dem zu Ermordenden ein Mausoleum" 5. „Den Golem wiederzuerwecken" 6. „Friedhof, reichend von Industrie-Revolution zum Imperialismus" 7. „Bibel und Babel in der Neuen Welt" 8. „Schwarzer Gottesdienst" 9. „Böhmische Juden eines Jahrhunderts" 10. „Eine Haggada von Offenbach" 11. „Das Rätsel der jüdischen Indianer" 12. „Israelitische Feiertage in New York" 13. „Seltsames Museum des Herrn Tenenbaum" 14. „Juden und Indios" 15. „Die Familie Carbajal".

Die Nummern 4 und 6 sind in den Band II/2 unserer Ausgabe eingeordnet worden, Nummer 5 ist schon in der Sammlung von 1934 enthalten. Die Arbeit „Juden und Indios" liegt nur spanisch vor, die deutsche Fassung wurde noch nicht aufgefunden. Die Nummern 1 bis 3, 7, 8 und 11 wurden bereits in die englische Ausgabe von 1948 aufgenommen.

Die Manuskripte aus dem Nachlaß, der im Museum für tschechische Literatur in Prag aufbewahrt wird, waren zum Teil noch nicht für den Druck vorbereitet; sie enthalten Vermerke, Frage-

zeichen und stenographische Hinweise des Autors. Schreib- und Abschreibefehler wurden stillschweigend korrigiert; fehlende Wörter sind durch eckige Klammern gekennzeichnet. Für den Text wurde jeweils die letzte Fassung zugrunde gelegt.

Das Typoskript von „Lederbranche" weist geringe handschriftliche Korrekturen von Kisch auf.

„Die untere Ostseite New Yorks oder Die Rolle der Gelegenheit" liegt in vier überarbeiteten Fassungen vor. Die erste Fassung trägt den Titel „Die untere Ostseite New Yorks", die zweite und dritte Fassung „Die Ostseite New Yorks und ihr Geschäftsleben". Die zweite Fassung enthält am Schluß den Vermerk: Ein zweiter Artikel folgt. Wahrscheinlich handelt es sich um den Aufsatz „Israelitische Feiertage in New York". Die vierte Fassung ist mit der Notiz versehen: Letzte unkorrigierte Fassung. Das Manuskript wurde von Kisch nur noch teilweise überarbeitet. An einzelnen Stellen brechen die Korrekturen ab, und es mußte auf die dritte Fassung zurückgegriffen werden. Die Passagen aus der dritten Fassung sind durch eckige Klammern gekennzeichnet.

Von der Reportage „Die werbende und bindende Kraft des Todes" gibt es zwei Manuskripte. Die erste Fassung mit Korrekturen von Kisch enthält die Notiz: 14. 9. 47 für Ponger korr. Das zweite Manuskript trägt den Vermerk: Letzte unkorr. Fassung.

„Die Bibel und Babel in der Neuen Welt" liegt in sieben Fassungen vor, die sich zum Teil überschneiden. Die einzelnen Manuskripte haben folgende Überschriften: „Das alte Testament in der Neuen Welt" (3 Fassungen), „Biblische und indianische Realien" und „Bibel und Babel in der Neuen Welt". Das Manuskript der letzten Fassung enthält folgende Bleistiftnotizen: 20. 5. 47 Ponger. Edith Bone. 19. 5. 49 Wendt. Nach den Hinweisen auf den Titelseiten der Manuskripte sind Auszüge aus dieser Arbeit an folgenden Stellen veröffentlicht worden: „Juden und Indios" in „Tribuna Israelita", Nr. 8, Juli 1945, und „Biblische und indianische Realien" als „Similitudes entre... Religión Bíblica y Judía" in „Tribuna Israelita", 15. August 1945. Eine Passage der Arbeit wurde weiter ausgeführt in dem Aufsatz „Seltsames Museum des Herrn Tenenbaum".

Das Typoskript von „Schwarzer Gottesdienst. Bei den Negerjuden von New York" mit Korrekturen und Streichungen von Kisch enthält auf der Titelseite verschiedene Vermerke: Kopie unkorr. Edith Bone. Korr. Ponger 29. 9. 47. 19. 5. 49 Wendt.

Auf der Titelseite des Manuskripts „Böhmische Juden eines

Jahrhunderts" weist eine Notiz darauf hin, daß der Artikel unter der Überschrift „Judíos de Bohemia de un siglo" in der „Tribuna Israelita" vom 15. Oktober 1945 abgedruckt wurde.

„Eine Haggada von J. Offenbach" liegt in drei korrigierten Manuskripten vor. Die beiden ersten Fassungen tragen den Untertitel „Aufgefunden in Mexiko". Am Ende der dritten Fassung brechen die Korrekturen ab, so daß auf die zweite Fassung zurückgegangen werden muß. Dieser Textteil ist durch eckige Klammern gekennzeichnet.

Das Typoskript von „Das Rätsel der jüdischen Indianer" weist starke Korrekturen und Streichungen Kischs auf.

Das Manuskript von „Israelitische Feiertage in New York" enthält auf der Titelseite den Vermerk: Ergänzungen zu „Lower East Side". Offenbar handelt es sich um den am Schluß der zweiten Manuskriptfassung von „Auf der unteren Ostseite New Yorks" erwähnten zweiten Artikel. Zweieinhalb Seiten des Manuskripts, die etwa sinngemäß den Inhalt von „Lower East Side" bilden, sind gestrichen. Damit die Übergänge sichtbar bleiben und kein allzu großer Bruch entsteht, haben wir den ersten und einen mittleren Abschnitt des gestrichenen Textes eingefügt, die nicht in den Aufsatz „Auf der unteren Ostseite New Yorks" aufgenommen wurden. Die gestrichenen Textteile stehen in eckigen Klammern.

Auf der Titelseite des Manuskripts von „Seltsames Museum des Herrn Tenenbaum" findet sich der Vermerk: Szabad Magyarság (Hungria Libre), Mex., Juli 1943.

„Die Familie Carbajal. Carbajal der Ältere" liegt in drei Fassungen vor. Eine Fassung unter dem Titel „La Familia Carvajal" trägt den Vermerk: Von Paul Mayer, „Los judíos bajo la Inquisición", Trib. Isr. Auch dieses Manuskript weist handschriftliche Korrekturen Kischs auf und stimmt weitgehend mit den anderen Fassungen überein. Nach Aussage von Gisela Kisch hat Kisch auch in Mexiko unter verschiedenen Pseudonymen geschrieben; offenbar handelt es sich um einen dieser Artikel.

Wir waren bemüht, Orthographie und Interpunktion des Textes behutsam dem heutigen Gebrauch anzupassen. Bei der Zusammenstellung des Bandes, der Bearbeitung des Textes und den Anmerkungen wurden wir von Edelgarde Oehlandt unterstützt.

Fritz Hofmann

ANMERKUNGEN

Geschichten aus sieben Ghettos

7 *kerk* – (niederl.) Kirche.
Plein – (niederl.) Platz.
Qua fuit a saeclis . . . – (lat.) Wo seit Jahrhunderten unter dem Zeichen von Moses und Aaron ein Tempel gestanden hat, steht jetzt ein prächtigeres, für den Erlöser wiederhergestelltes Gotteshaus.
8 *Dubbeltje* – (niederl.) Zehncentstück.
Cadeaux – (franz.) Geschenke.
Onder Rabbinaal Toezicht – (niederl.) Unter Aufsicht des Rabbiners.
Verkoop van 2e Handsch Gereedschappen . . . – (niederl.) Verkauf von Geräten und brauchbaren Materialien aus zweiter Hand.
Koopjes – (niederl.) Gelegenheitskäufe.
Mezijes – (jidd.) preiswürdige, preisgünstige Ware.
9 *Calle* – (span.) Straße.
Torquemada – Tomás de Torquemada (1420–1498), ab 1483 Großinquisitor, Begründer und Oberhaupt der spanischen Inquisition, veranlaßte 1492 die Vertreibung der Juden.
10 *Chmelnitzki* – Bogdan Chmelnitzki (1595–1657), ukrainischer Kosakenhetman.
Guardia Reale – guardia real: (span.) königliche Garde.
Guardia Civile – guardia civil: (span.) Wache, Gendarmerie.
11 *Parnassimos Senhores . . . se estron est esnoga construida* – (port.) Unter den ehrenwerten Herren . . . ist der Tempel errichtet worden.
boa entrada do Sabbat – (port.) Einen guten Sabbatbeginn.
boa semana – (port.) Eine gute Woche.
12 *Bedeutende, wundersame Gräber . . .* – Goethe, „Ruysdael als Dichter“ (1813).
embaixador – (port.) Botschafter, Gesandter.
13 *Tratado da Immortalidade da alma* – (port.) Traktat von der Unsterblichkeit der Seele.

13 *anno criação do mundo 5383* – (port.) im Jahre 5383 nach Erschaffung der Welt.

Uriel da Costa – Uriel Acosta, auch Gabriel da Costa (1590 bis 1640), jüdischer Religionsphilosoph.

Zewi – Sabbatai Zewi (1626–1676), jüdischer Kabbalist und messianischer Schwärmer, Begründer der religiösen Bewegung des Sabbataismus.

14 *Greco* – El Greco, eigentlich Domenico Theotocopuli (1541 bis 1614), griechisch-spanischer Maler, lebte ab 1577 in Toledo.

15 *Menasse* – Menasse ben Israel (1604–1657), jüdischer Schriftsteller und Philosoph.

16 *Huygens* – Constantijn Huygens (1596–1687), niederländischer Dichter.

Maurits von Oranien – Maurits (1567–1625), Prinz von Oranien, ab 1585 Statthalter der Niederlande.

17 *misera plebs* – (lat.) das arme Volk.

19 *mit äußerst verschnörkelten Anfangsbuchstaben* – In der Ausgabe „Geschichten aus sieben Ghettos" von 1934 ist hier von P. L. Urban eine Skizze eingefügt, die auf die schnörkelreiche Handschrift Kischs anspielt.

22 *Tachles* – (jidd.) Geschäfte.

25 *Er blickt hinauf in die Höh'* – „Er schaut nur hinauf in die Höh'", heißt es bei Heine.

Fischer & Kahn – „Schiffer und Kahn", heißt es bei Heine.

26 *Caveant consules* – (lat.) Die Konsuln mögen sich hüten.

27 *Cumae* – Antike Stadt in Italien, von griechischen Kolonisten gegründet, Mutterstadt Neapels. In der Nähe von Cumae besiegten 474 v. u. Z. die Syrakuser die Flotte der Etrusker. – In der englischen Ausgabe von 1948 ist dafür Cannae eingesetzt.

33 *Bis 1830, bis zu welcher Zeit ...* – Karl Marx, „Die Revolution in China und in Europa", „New-York Daily Tribune" vom 14. Juni 1853. Aus dem Englischen.

34 *Gleichzeitig ist im Hinblick auf Indien zu bemerken ...* – Karl Marx, ebenda.

35 *Gewiß ist es richtig ...* – Karl Marx, ebenda.

36 *ci-devants* – (franz.) ehemaligen.

37 *Hardoon al Raschid* – Anspielung auf Harun ar-Raschid, Kalif von 786 bis 809.

Trebitsch-Lincoln – Ignaz Timotheus Trebitsch-Lincoln (geb. 1879), internationaler politischer Agent, 1920 Pressechef bei Kapp-Lüttwitz, ging 1925 nach China, wurde dort politischer Berater der Kuomintang.

39 *Ex odio fidei ...* – (lat.) Aus Glaubenshaß.
Hic gloriose sepultus ... – (lat.) Hier liegt in Glorie begraben der Katechumene Simon Abeles, den der eigene jüdische Vater aus Haß gegen den christlichen Glauben erschlagen hat.
41 *Jean Calas durch das flammende Libell Voltaires* – Jean Calas (1698–1762), Kaufmann in Toulouse, wurde unschuldig zum Tode verurteilt. Voltaire bewirkte durch seine Schrift „Sur la tolérance à cause de la mort de Jean Calas" (Über die Toleranz aus Anlaß des Todes von Jean Calas) eine Revision des Urteils.
43 *in hoc passu* – (lat.) in diesem Falle.
Jessenius – Jan Jessinski (1564–1621), tschechischer Arzt.
vertebra colli – (lat.) Halswirbel.
44 *in limine* – (lat.) von Anfang an.
45 *Semael* – Gestalt aus der jüdischen Mythologie, die als Verführer und Verderber auftritt.
in contradictorio – (lat.) im zweiseitigen Verfahren, durch Behauptung und Widerspruch.
46 *Custodiam* – custodia: (lat.) Bewachung, Gefängnis.
47 *in proprio sanguine* – (lat.) in eigenem Blut.
in ipso festo ... – (lat.) an jenem Tag des Knaben Simon Tridentinus, der auch von den Juden zu Tode gequält worden ist.
48 *in carceribus* – (lat.) im Kerker.
Malefikant – Übeltäter, Verbrecher.
51 *Platte* – Gruppe, Rowdies.
52 *That's right* – (engl.) Das ist richtig.
I have something for you – (engl.) Ich hab etwas für dich.
You know – (engl.) Du weißt.
Pompesfunebre – pompes funèbre: (franz.) Leichengepränge, hier etwa: Bestattungshelfer.
Missa pro defunctis – (lat.) Totenmesse.
aus Kowed – um der Ehre willen.
Always – (engl.) Immer.
Siderl – (jidd.) Gebetbuch.
53 *Machlojkes* – (jidd.) Zwist, Unfriede.
for such a child – (engl.) für solch ein Kind.
Son of a bitch! – (engl.) Sohn einer Hündin!
54 *a long story* – (engl.) eine lange Geschichte.
Halewaj – (jidd.) Gebe Gott.
Birretum – Kopfbedeckung der katholischen Geistlichen.
55 *What could he do?* – (engl.) Was konnte er tun?

55 *Domine non sum dignus* – (lat.) Herr, ich bin es nicht wert.
Levate – (lat.) Erhebt euch.
Flectamus genua – (lat.) Wir beugen die Knie.
My word of honour – (engl.) Mein Ehrenwort.
Ite missa est – (lat.) Geht, die Messe ist vorbei.
gebenscht – (jidd.) gesegnet.
Insensorium – Incensarium, Räucherfaß.
56 *at the end* – (engl.) zum Schluß.
Lavacrum – Taufdecke.
Powidelbuchtel – Pflaumenbuchtel.
57 *Damned my soul* – (engl.) Verflucht sei meine Seele.
Sacrilegium immediatum – (lat.) Unmittelbarer Frevel.
58 *That's the whole story* – (engl.) Das ist die ganze Geschichte.
59 *Connaît-on jamais rien de pire ...* – Die deutsche Version dieses Liedes vgl. S. 63.
66 *Vit-on jamais rien de plus sot ...* – Vgl. die ersten beiden Zeilen des Liedes auf S. 63.
Mährische Brüder – Auch Böhmische Brüder: Auf hussitischen Traditionen fußende religiöse Vereinigung, die im fünfzehnten Jahrhundert unter Handwerkern und armen Bauern in Böhmen und Mähren entstand.
67 *on y faisait une figure très mince* – (franz.) man machte sehr lange Gesichter.
68 *ex praesidio* – (lat.) vom Präsidium.
Prison – (franz.) Gefängnis.
70 *Feuillants* – Klub der Feuillants, politisches Zentrum des liberalen Adels und des Großbürgertums in der Französischen Revolution.
„Journal de la Montagne" – (franz.) etwa: Zeitschrift des Berges, Organ der Jakobiner.
72 *homme opulent* – (franz.) sehr reicher Mann.
Les Frey sont nés juifs ... – (franz.) Die Freys sind geborene Juden unter dem Namen de Troupouska aus Brünn in Mähren, geadelt unter dem Namen von Schönfeld. Zwei Brüder sind hier, und drei stehen im Dienste Österreichs. Die Komtesse, ihre Schwester, ist vor drei Jahren getauft worden. Es gibt noch zwei weitere Schwestern in Wien, von denen die eine alleinstehend und getauft ist. Sie wird ausgehalten von einem deutschen Baron. Der ältere in Paris lebende Frey ist verheiratet, seine Frau lebt mit zwei Töchtern in Wien; und einen sechzehnjährigen Sohn, den er in der Revolutionsarmee untergebracht hat, gibt er für seinen Neffen aus.

74 *Chanuka* – (jidd.) Weihefest, Fest zur Erinnerung an die Wiedereinweihung des Tempels.
Mendelssohn – Moses Mendelssohn (1729–1786), Schriftsteller und Philosoph der Aufklärung, trat für religiöse Toleranz und die Emanzipation der Juden ein.
78 *Mensendieck* – Die holländisch-amerikanische Gymnastikreformerin Bess Mensendieck (1884–1958) entwickelte eine spezielle Frauengymnastik.
79 *parch pro toto* – Wortspiel zu pars pro toto: (lat.) der Teil für das Ganze.
83 *Toches* – (jidd.) Hinterteil, Gesäß.
89 *Zewi* – Sabbatai Zewi (1626–1676), jüdischer Kabbalist und messianischer Schwärmer, Begründer der religiösen Bewegung des Sabbataismus.
90 *Bodleyana* – Nach Thomas Bodley (1545–1613) benannte Bibliothek der Universität Oxford.
92 *Retabliert* – Wiederhergestellt.
98 *Kérem szépen* – (ung.) Bitte schön.
101 *Karäer* – Jüdische Sekte, die den Talmud verwarf.
Sohar – Hauptschrift der Kabbala.
104 *non vesta* – (lat.) keine Jungfrau.
Marschall Belle-Isle – Charles-Louis-Auguste Fouquet (1684–1761), Herzog von Belle-Isle, Marschall von Frankreich, erstürmte 1741 Prag, mußte sich 1742 nach Eger zurückziehen.
105 *Rabbi Löw* – Jehuda Löwe ben Bezalel (1525–1609), Kabbalist und Rabbiner in Prag.
Kwitel – (jidd.) Zettel.
108 *Chewra Kadischa* – (jidd.) Beerdigungsbrüderschaft.
Po nikwar niwlass – Po nikbar niwlat: (hebr.) Hier ist begraben das Aas von ...
109 *Kodosch* – Hebräische Inschrift.
115 *trefe* – treife: (jidd.) unrein im religiösen Sinne.
Lizitationen – Steigerungen.
Boucherie, Charcuterie et Triperie – (franz.) Fleischerei, Schweineschlächterei und Geschäft für Innereien.
Maison de Confiance – (franz.) Haus des Vertrauens.
Haschgosche – (jidd.) Aufsicht.
116 *Fermez la porte, s. v. p.* – (franz.) Die Tür schließen, bitte (s'il vous plaît).
Fabrique du pain azyme – (franz.) Fabrik für ungesäuertes Brot.
117 *Epicerie* – (franz.) Kolonialwarenhandlung.
Sschojre – (jidd.) Ware.

117 *pessachdige* – (jidd.) für das Passahfest bestimmte.
Raisins – (franz.) Weintrauben.
Pommes de terre – (franz.) Kartoffeln.
Cibelos – ciboules: (franz.) Zwiebeln.
Asperges – (franz.) Spargel.
Légumes – (franz.) Gemüse.
Sic transit gloria mundi – (lat.) So vergeht der Ruhm der Welt.
sage-femme – (franz.) Hebamme.
118 *Cimetière* – (franz.) Friedhof.
Kardinal Rohan, der dem Schwindler Cagliostro hineinfiel – Der italienische Abenteurer und Hochstapler Alexander Graf von Cagliostro (1743–1795) kam 1785 nach Paris und überredete den Kardinal Louis-René-Edouard, Prinz von Rohan-Guémenée (1735–1803), zum Kauf eines kostbaren Perlenhalsbandes, das die französische Königin Marie-Antoinette erhalten sollte; löste dadurch die sogenannte Halsbandaffäre aus, die die Mißstände am französischen Hof enthüllte.
119 *Birobidschan* – Hauptstadt der Jüdischen Autonomen Oblast im Osten der RSFSR.
120 *Blum* – Léon Blum (1872–1950), französischer Politiker und Schriftsteller, seit 1920 an der Spitze der Sozialistischen Partei.
Petljura – Simon Wassiljewitsch Petljura (1877–1926), Führer der ukrainischen bürgerlichen Nationalisten, 1919 von den Bolschewiki verjagt.
121 *affichieren* – anpreisen.
Pri figs – prix fixe: (franz.) fester Preis.
a Dischkretion – à discrétion: (franz.) nach Belieben.
Tous les jours ... – (franz./jidd.) Täglich Krapfenspezialitäten.
Poissons farcis – (franz.) Gefüllte Fische.
Nüdelach avec Paveau – pavot: (franz.) Mohn; etwa: Mohnnudeln.
Lokczen kes – (jidd.) Suppennudeln.
gefilté kiczke avec Fertel – (jidd./franz.) gefüllte Wurst mit kleingeschnittenen Teigstücken.
Roti de veau avec kaché – (jidd./franz.) Kalbsbraten mit Grütze.
presque jamais – (franz.) fast immer.
aujourd'hui – (franz.) heute.
vieillard – (franz.) Greis.
brocante – (franz.) Trödel.

122 *Les représentants des maisons allemandes ne sont pas reçu* – (franz.) Vertreter deutscher Firmen werden nicht empfangen.

123 *Kille* – auch Kehille, Kile oder Kol: (jidd.) Gemeinde.

125 *Rudolf II.* – Rudolf II. (1552–1612), deutscher Kaiser ab 1576, residierte viele Jahre in Prag.

Adar – adur, oder: (hebr.) Monat des jüdischen Kalenders, dem März entsprechend.

Tycho de Brahe – Tycho Brahe (1546–1601), ab 1599 kaiserlicher Astronom und Mathematiker in Prag.

126 *Der Meister braucht von dem Worte Anmauth ...* – In der Ausgabe „Der rasende Reporter" von 1925 hatte Kisch eingefügt: „... schreibt Brentano im Wiener ‚Dramaturgischen Beobachter' von 1814 ..."

127 *Magus* – (lat.) Magier, Zauberer.

129 *Ruthsche „Kronika Král. Prahy"* – František Ruth (1854 bis 1926), tschechischer Schriftsteller. „Kronika Král. Prahy" (Die Königskrone von Prag) erschien 1903.

130 *Claudius Frollo ... Quasimodo ... Esmeralda* – Gestalten aus Victor Hugos „Nôtre-Dame de Paris".

131 *Thaumaturg* – (griech.) Wundertäter, Gaukler.

Baal Schem – (hebr.) Herr des guten Namens, Bezeichnung für den Begründer des Chassidismus, Israel Ben Elieser (um 1750), der einen lebenszugewandten Glauben forderte.

Pelagius von Eclamum – Der schottische Mönch Pelagius (gest. um 418), Begründer des Pelagianismus, lehrte, daß der Mensch nicht unter dem „Fluch der Erbsünde" stehe und die Freiheit der sittlichen Entscheidung besitze. Seine Lehren wurde 431 von der Kirche verurteilt. Julianus von Eclanum gehört zu den Verteidigern und Schülern des Pelagius.

Ludwig XI. – Ludwig XI. (1423–1483), ab 1461 König von Frankreich.

Nekome – (jidd.) Schadenfreude.

132 *Schames* – (jidd.) Synagogendiener.

Seine Worte merkt ich ... – Anspielung auf Goethes Ballade „Der Zauberlehrling".

134 *Wenzel Fiala* – Vgl. „Prager Pitaval", Band II/2 unserer Ausgabe, S. 18.

135 *Tag von Königgrätz* – In der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 siegten die preußischen Truppen über die österreichische Armee.

Eintritt verboten

141 *Abdurrahman III.* – Abd ar Rahman III. (890–961), ab 929 Kalif von Córdoba.

142 *Rektifikator* – Linienmesser.

158 *What did he say?* – (engl.) Was sagte er?

Entrée formellement interdite – (franz.) Eintritt streng verboten.

159 *Vous êtes Français? Non, monsieur, je suis Allemand* – (franz.) Sind Sie Franzose? Nein, mein Herr, ich bin Deutscher.

164 *Zuaven* – Fußtruppe der ursprünglich aus Algeriern, später aus Europäern bestehenden französischen Kolonialarmee.

165 *Pius IX.* – Giovanni Maria Graf von Mastai-Ferretti (1792 bis 1878), als Pius IX. Papst ab 1846.

Ineffabilis – (lat.) Unaussprechlich, wunderbar. Die Bulle „Ineffabilis" mit dem Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Mariä wurde am 8. Dezember 1854 verkündigt.

168 *Gablonz* – Heute Jablonec.

mass of glassbeads in assorted colours – (engl.) hundert Dutzend Glasperlen, nach Farben sortiert.

Eine Brigade japanischer Marinetruppen – Anfang 1932 überfielen die Japaner Schanghai. Mit Unterstützung der Bevölkerung leistete die 19. Armee einen Monat lang Widerstand.

Cancel order – (engl.) Auftrag rückgängig machen.

169 *packets* – (engl.) Pakete.

Rocailles – (franz.) Perlen.

Anular orden – (span.) Auftrag annullieren.

170 *Grundmann* – Franz Grundmann (1863–1921), Gewerkschaftsfunktionär und Schriftsteller.

171 *in patria sua* – (lat.) in seinem Vaterland. Nach dem Sprichwort: Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland.

Adler – Viktor Adler (1852–1918), Begründer und reformistischer Führer der Sozialdemokratischen Partei Österreichs.

172 *Steinnuß* – Elfenbeinnuß, Samen verschiedener Palmen, der zur Knopfherstellung verwendet wird.

174 *Bangles* – (engl.) Armringe, Armbänder.

176 *chatons* – (franz.) gefaßte Edelsteine.

181 *Rost* – Nico Rost (1896–1967), niederländischer Schriftsteller und Journalist.

Grand-Guignol-Szenen – Grand Guignol, Theater in Paris, in dem vorwiegend Schauerstücke gespielt wurden.

181 *Sukkurs* – Hilfe, Verstärkung.
dekrepit – hinfällig, altersschwach.
183 *Max* – Gabriel Max (1840–1915), österreichischer Maler.
Novaine – Neuntägige Andachts- und Fastenzeit.
184 *Broederschap der Sinte Dimphna tot bevrijding van de Krankzinnigkeit* – (niederl.) Brüderschaft von der heiligen Dymphna zur Erlösung vom Wahnsinn.
Vreemdelinge – (niederl.) Fremde, Nichtmitglieder.
186 *Als men schreef ...* – (niederl.) Als man den 30. Mai 600 schrieb, ist die heilige Dymphna hier von ihrem eigenen Vater enthauptet worden.
187 *Verpleegster* – (niederl.) Krankenpfleger.
189 *cause célèbre* – (franz.) aufsehenerregender Vorfall.
190 *tres faciunt Irrenhaus* – Anspielung auf: tres faciunt collegium: (lat.) Drei bilden ein Kollegium.
191 *Zangvereeniging „Hollandia" ...* – (niederl.) Gesangverein „Hollandia", heute nur für Damen. Zutritt für männliche Personen verboten. Kein Tausch von Büchern.
Wilhelmus von Nassauen – Wilhelm I. (1533–1584), Prinz von Oranien, Graf von Nassau; Führer der Niederländer im Kampf um die nationale Unabhängigkeit von Spanien, ab 1579 Statthalter.
193 *Vrije en kosteloose ingang ...* – (niederl.) Freier und kostenloser Eintritt für Pfleglinge der Staatskolonie.
194 *I like Gheel, indeed ...* – (engl.) Ich liebe Gheel, doch, auf jeden Fall. Aber ich muß hinzufügen, es ist ein zu gefährlicher Ort.
196 *Michel* – Louise Michel (1833–1905), französische Schriftstellerin und Lehrerin, Mitkämpferin der Pariser Kommune.
197 *Roi* – (franz.) König.
198 *Coquelin le Grand* – (franz.) Coquelin der Große; Benuit Constant Coquelin (1841–1909), berühmter französischer Schauspieler.
un ambassadeur – (franz.) ein Botschafter.
200 *Bandar-log, das Affenvolk* – Anspielung auf „Das Dschungelbuch" (1895) von Joseph Rudyard Kipling (1865–1936).
203 *Sioni-Wolfpack* – Das Wolfsrudel in Kiplings „Dschungelbuch" lebt in den Sionibergen.
209 *non opossumus* – kein Opossum. Wortspiel zu: non possumus: (lat.) wir können nicht.
213 *Chantant* – Kurzbezeichnung für café chantant: (franz.) Konzertcafé, Tingeltangel.
214 *Trente-et-Quarante* – (franz.) Dreißig und Vierzig.

215 *Louis II.* – Louis II. (1870–1949), Fürst von Monaco ab 1922.
Karl III. – Karl III. (1818–1889), Fürst von Monaco ab 1856.
Zéronissimus – Wortspiel aus Serenissimus und zéro: (franz.) null.
Fürst Albert – Albert I. (1848–1922), Fürst von Monaco ab 1889.
216 *Prinz Rainier* – Rainier III. (geb. 1923), Fürst von Monaco ab 1949.
217 *rouge, noir, blanc* – (franz.) rot, schwarz, weiß.
220 *Comité Électoral* – (franz.) Wahlkomitee.
cagnotte – (franz.) Spielkasse, Trinkgeld.
222 *en prison* – (franz.) im Gefängnis, aufbewahrt.
225 *Le jeu est fait* – (franz.) Das Spiel ist gemacht.
die „Schießende Krawatte" – Vgl. „Referat eines Verbrechers über die Polizeiausstellung", in: „Der rasende Reporter", Band V unserer Ausgabe, S. 148.
226 *Le gain scientifique ...* – (franz.) Der wissenschaftliche Erfolg bei Roulette oder Trente-et-Quarante durch die Gesetze des Zufalls.
227 *Vous êtes Monsieur Kisch ...* – (franz.) Sie sind Herr Kisch, nicht wahr?
229 *Dernière Douzaine* – (franz.) Letztes Dutzend.
Refait – (franz.) nochmaliges Spiel.
230 *Bist du Ingenieur geworden?* – Kisch besuchte 1903/04 die Bauingenieurschule in Prag.
Cercle de la Méditerranée – (franz.) Mittelmeerklub.
232 *Inverse* – (franz.) Gegenteil.
Nansen heute nacht gestorben – Der norwegische Polarforscher Fridtjof Nansen (geb. 1861) starb am 13. Mai 1930.
233 *lumineuse* – (franz.) leuchtend, beleuchtet.
234 *Estaminet* – (franz.) Kneipe.
235 *Société Anonyme* – (franz.) Aktiengesellschaft.
Défense de circuler ... – In der Ausgabe „Abenteuer in fünf Kontinenten" von 1948 heißt der Satz: „Es ist unter Androhung gerichtlicher Verfolgung verboten, die Abraumhalden zu betreten."
236 *Novaine* – Neuntägige Andachts- und Fastenzeit.
238 *Inconnu* – (franz.) Unbekannt.
239 *Borains* – Bewohner der Borinage.
Nun lebe ich schon beinahe zwei Jahre bei ihnen ... – Vincent van Gogh an seinen Bruder Theo vom 24. September 1880.

241 *Meunier* – Constantin Meunier (1831–1905), belgischer Bildhauer und Maler, gestaltete nach 1880 vorwiegend Themen aus dem Industriegebiet der Borinage.
Courbet – Gustave Courbet (1819–1877), französischer Maler und Graphiker, Mitkämpfer der Pariser Kommune.
De Groux – Charles-Corneille-Auguste de Groux (1825 bis 1870), belgischer Maler.
Steinlen – Théophile-Alexandre Steinlen (1859–1923), französischer Maler und Graphiker, unterstützte mit seiner Kunst den Kampf des Proletariats.

242 *Marlborough s'en va-t-en guerre* – (franz.) Marlborough zieht in den Krieg.
Malplaquet – Bei Malplaquet besiegten die Armeen der Österreicher und der Engländer unter Führung des Prinzen Eugen und des Herzogs von Marlborough am 11. September 1709 die Franzosen.

243 *Von hier und nun beginnt eine neue Epoche der Geschichte ...* – Goethe, „Kampagne in Frankreich", 19. September 1792. „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus ...", heißt es bei Goethe.
C'est ici ... – In der Ausgabe „Abenteuer in fünf Kontinenten" von 1948 heißt es: „Hier wurden am 24. August 1914 feige von den Boches füsiliert ..."

244 *Détruit par les Allemands 1918, reconstruit 1923* – (franz.) Von den Deutschen zerstört 1918, wiederhergestellt 1923.

245 *Verlaine* – Der französische Dichter Paul Verlaine (1844 bis 1896) schoß 1873 auf Arthur Rimbaud. Die zweijährige Gefängnisstrafe verbüßte er in der Strafanstalt von Mons.
Plutôt des bouges ... – In der Ausgabe „Abenteuer in fünf Kontinenten" von 1948 ist das Gedicht folgendermaßen übersetzt: „Rings haust die Not / In brüchiger Wand. / Die Schlote sind rot. / Charleroi – ist's das, / Ein ekler Duft – / Wo immerdar / Arbeit, Gefahr / Rollt, rattert, pufft? / Ach, graues Land. / Metallschrei heiß, / Menschenschweiß, / Atemverbrannt. / Im schwarzen Feld / Die Gnomen gehn, / Ein hohes Wehn / Beweint die Welt."

247 *Belgien, das Paradies des kontinentalen Liberalismus ...* – Karl Marx, „Das Kapital", Erster Band, Dritter Abschnitt, Achtes Kapitel, 7. Der Kampf um den Normalarbeitstag. Rückwirkung der englischen Fabrikgesetzgebung auf andere Länder. (Fußnote.)
die nicht mehr verlangten ... – Ebenda, Siebenter Abschnitt, Zweiundzwanzigstes Kapitel, 4. Umstände, welche unabhängig von der proportionellen Teilung des Mehr-

werts ... (Fußnote.) Einen Teil des Zitats hat Kisch sinngemäß übernommen.

248 *Anfang Februar 1867 ...* – Ebenda.

250 *Défense mobile* – (franz.) bewegliche Verteidigung.
Tous les Saints – (franz.) Alle Heiligen.

251 *Bouillabaisse* – (franz.) Fischsuppe.

258 *Rhodes* – Cecil Rhodes (1853–1902), britischer Politiker, erwarb durch Beteiligung am südafrikanischen Diamantengeschäft ein großes Vermögen.

262 *De Daad* – (niederl.) Die Tat.
Zonnestraal – (niederl.) Sonnenstrahl.

267 *totum pro parte* – (lat.) Das Ganze für den Teil. Umkehrung von pars pro toto: (lat.) der Teil für das Ganze.

268 *Périer* – Casimir Périer (1777–1832), französischer Bankier und Staatsmann, 1831/32 Ministerpräsident.
Und diese fürchterliche Wahrheit ... – Ludwig Börne, „Briefe aus Paris", Sechzigster Brief (1. Dezember 1831).

269 *fil de trois bouts* – (franz.) dreidrähtiger Faden.
fil de huit bouts – (franz.) achtdrähtiger Faden.

270 *Défense de cracher* – (franz.) Spucken verboten.
Herriot – Edouard Herriot (1872–1957), französischer Politiker, Führer der Radikalsozialisten, mehrfach Bürgermeister von Lyon, 1924/25 und 1932 Ministerpräsident.

272 *Haute-Nouveauté* – (franz.) große Neuheit, letzter Schrei.

273 *Diligence* – (franz.) Eilpost.

276 *Feria del Pilar* – (span.) Messe der heiligen Jungfrau vom Pfeiler.
antigua, acreditada ... – (span.) alte, angesehene, berühmte und ausgezeichnete Stierzüchterei ...

278 *Picadores* – (span.) Stierkämpfer zu Pferde.

279 *Stiere, geben Sie Gedankenfreiheit* – Anspielung auf die Forderung des Marquis von Posa in Schillers „Don Carlos" III, 10.
Corrida – (span.) Stierkampf.
Chulo – (span.) Stierfechter, Gehilfe.

282 *Espada* – (span.) erster Stierfechter.

283 *Estocada* – (span.) Degenstich.

Nachlese

291 *Noske* – Gustav Noske (1868–1946), sozialdemokratischer Politiker, Anfang 1919 Befehlshaber der Berliner Reichswehrtruppen, die die revolutionäre Bewegung der Berliner

Arbeiter niederschlugen, von 1919 bis 1920 Reichswehrminister.

293 *Dr. Apfel* – Der Rechtsanwalt Alfred Apfel trat vor 1933 in vielen politischen Prozessen gegen linke Intellektuelle als Verteidiger auf.

294 *Mühsam* – Der Schriftsteller Erich Mühsam (1878 bis 1934) wurde im Konzentrationslager Oranienburg ermordet.

Kläber – Kurt Kläber (1897–1959), sozialistischer Schriftsteller. Er floh nach seiner Entlassung über die Tschechoslowakei in die Schweiz.

295 *Goethes Ulrike* – Ulrike von Levetzow (1804–1899); Goethe begegnete ihr 1821 in Marienbad.

297 *DAZ* – „Deutsche Allgemeine Zeitung", 1861 als „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" gegründete reaktionäre großbürgerliche Tageszeitung, erschien bis 1945.

300 *Johst* – Hanns Johst (geb. 1890), Literat im faschistischen Deutschland, Verfechter des nazistischen „Führer- und Reichsgedankens", war 1933 Dramaturg am Schauspielhaus Berlin.

Ewers – Hanns Heinz Ewers (1871–1943), Verfasser von Schauerromanen, gelangte vom Okkultismus und Mystizismus zum Faschismus; sein Roman „Horst Wessel" erschien 1932.

301 *Blasco Ibáñez* – Vicente Blasco Ibáñez (1867–1928), spanischer Schriftsteller und Politiker, Verfechter der bürgerlichen Republik, mußte 1924 wegen seines republikanischen Manifests gegen die präfaschistische Diktatur Primo de Riveras nach Frankreich emigrieren.

Generalslampassen – Breite Generalsstreifen an den Uniformhosen.

303 *Krieg! Ist das der Name?...* – Schiller, „Wallensteins Tod" II, 2.

305 *señoritos* – (span.) junge Herren, Stutzer.

jeunesse dorée – (franz.) goldene Jugend. Bezeichnung für die konterrevolutionäre adlige und bourgeoise Jugend während der Französischen Revolution.

306 *ante portas* – (lat.) vor den Toren. Die Front verlief von November 1936 an durch das Stadtgebiet von Madrid.

307 *Tiepolo* – Giovanni Battista Tiepolo (1696–1770) und dessen Sohn Giovanni Domenico Tiepolo (1727–1804), italienische Maler und Graphiker.

Carolus Quintus – Karl V. (1500–1558), deutscher Kaiser von 1519 bis 1556.

309 *Ribera* – Jusepe de Ribera (1591–1652), spanischer Maler und Radierer.
Murillo – Bartholomé Esteban Murillo (1618–1682), spanischer Maler.
Hidalgos – (span.) Ritter, Adlige.
alerta – (span.) Feuerwehr.
310 *Los desastres de la guerra* – (span.) Die Schrecken des Krieges. Anspielung auf den graphischen Zyklus von Goya (1810–1813).
„Der 3. Mai 1808" – Mit dem Aufstand in Madrid am 2. Mai 1808 begann der revolutionäre Kampf des spanischen Volkes gegen die Napoleonische Fremdherrschaft.
315 *Mitrailleusen* – (franz.) Maschinengewehre.
316 *Saint-Saëns* – Camille Saint-Saëns (1835–1921), französischer Komponist, Organist und Pianist.
Brancardiers – (franz.) Krankenträger, Sanitäter.
319 *Exsudat* – (lat.) Ausgeschwitztes, Erguß bei nasser Rippenfellentzündung.
Hämothorax – Hämatothorax, Bluterguß im Pleuraraum.
321 *What damned kind of gauze have you sent me?* – (engl.) Was für ein verfluchtes Zeug von Gaze haben Sie mir da geschickt?
323 *Comenius* – Jan Amos Komenský (1592–1670), tschechischer Theologe und demokratischer und humanistischer Pädagoge.
Orbis Pictus – (lat.) Gemalte Welt; eines der Hauptwerke von Komenský (1658).
326 *Salvo Conducto* – salvoconducto: (span.) Geleitbrief.
327 *Corregidor* – (span.) Landrichter. „Der Corregidor", komische Oper von Hugo Wolf (1896).
329 *Dorten aß ich auch Garbanzos...* – Heinrich Heine, „Atta Troll", Caput XI.
333 *Flamenco* – Andalusischer Volksgesang.
334 *Demijohns* – (engl.) Korbflaschen, Ballons.
Capronis – Ziegenböcke. Verächtliche Bezeichnung für die Bomber des faschistischen Italiens.
338 *Puerta del Sol* – (span.) Sonnentor.
341 *Benedict XV.* – Benedict XV. (1854–1922), Papst ab 1914.
la indulgencia plenaria in articulo mortis – (span./lat.) der vollständige Ablaß im Falle des Todes.
346 *12. Februar* – Am 11. und 12. Februar 1934 erhoben sich die österreichischen Arbeiter gegen die klerikal-faschistische Diktatur der Regierung Dollfuß.

365 *Pétain* – Henri-Philippe Pétain (1856–1951), reaktionärer französischer General und Politiker, von 1940 bis 1944 Staatschef der faschistischen Vichyregierung.
Kolossalgemälde – „Schwur im Ballhaus" von Jacques-Louis David (1791).
373 *restringiert* – einschränkt.
„Neue Freie Presse" – Bedeutende bürgerliche Wiener Tageszeitung, 1864 gegründet.
380 *Marriage Offices* – (engl.) Büros für Heiratsvermittlung.
381 *Yom Kippur* – jam-kiper: (jidd.) Tag der Sühne, Buß- und Fasttag.
Chanuka – (jidd.) Weihefest, Fest zur Erinnerung an die Wiedereinweihung des Tempels.
Whole Wheat Mazzes – (engl.) Reine ungesäuerte Weizenbrote.
382 *First Independent American Passah Macrons Bakery* – (engl.) Erste unabhängige Bäckerei Amerikas für Makronen zum Passahfest.
Wir haben in Paris bemerkt ... – Vgl. „Notizen aus dem Pariser Ghetto", S. 115 ff.
Roosevelt – Franklin Delano Roosevelt (1882–1945), nordamerikanischer Politiker, von 1933 bis 1945 Präsident der Vereinigten Staaten.
It is smart to eat kosher! – (engl.) Es ist schick, koscher zu essen!
383 *Barber shops* – (engl.) Barbierläden.
385 *wie ihn Ruysdael gemalt* – Vgl. „Auswanderer, derzeit Amsterdam", S. 12.
386 *Maatschappij* – (niederl.) Gesellschaft.
387 *Kehille* – (jidd.) Gemeinde.
388 *undertaker* – (engl.) Unternehmer, Leichenbestatter.
389 *Kislev* – (jidd.) Monat des jüdischen Kalenders, dem Dezember entsprechend.
Sukkoth – sukkes: (jidd.) Laubhüttenfest.
Schewuoth – (jidd.) „Wochenfest", Pfingsten.
Chewra Kadischa – (jidd.) Beerdigungsbrüderschaft.
391 *Moctezuma* – Moctezuma II. (1466–1520), Herrscher der Azteken.
Díaz – Bernal Díaz del Castillo (1495–1584), spanischer Konquistador und Chronist, schrieb die „Wahre Geschichte der Eroberung Neuspaniens" (deutsch 1632).
392 *Müller* – Max Müller (1823–1900), deutscher Sprach- und Religionsforscher, ging 1847 nach England. Seine „Lectures on the Origin and Growth of Religion" („Vorlesungen über

den Ursprung und die Entwicklung der Religion") erschienen 1878 (deutsch 1880).

392 *die religiösen Zeremonien ...* – Alexander von Humboldt, „Pittoreske Ansichten der Cordilleren und Monumente amerikanischer Völker" (1810).

394 *Historia Antigua de la Nueva España* – (span.) Alte Geschichte Neuspaniens (d. h. Mexikos und eines großen Teils von Mittelamerika).

395 *Relaciones* – (span.) Berichte, Erzählungen.

Index librorum prohibitorum – (lat.) Verzeichnis der verbotenen Bücher.

Antiquities of Mexico ... – (engl.) Klassische Altertümer Mexikos mit Reproduktionen alter mexikanischer Malereien und Hieroglyphen.

398 *Mikwe Jisroel, esto es ...* – (span.) Mikwe Jisroel bedeutet: Israels Hoffnung. Ein Werk, mit größter Sorgfalt von dem hebräischen Theologen und Philosophen Menasse ben Israel verfaßt. Es handelt von der ungewöhnlichen Verbreitung der zehn Stämme und ihrer unvermeidlichen Rückführung mit den übrigen in die Heimat. Mit vielen Fakten, merkwürdigen Geschichten und der Darlegung verschiedener Prophezeiungen, vom Verfasser gewissenhaft gedeutet. Gewidmet den ehrenwerten Herren ...

400 *Tenenbaum* – Vgl. „Seltsames Museum des Herrn Tenenbaum", S. 435 ff.

objets d'art – (franz.) Kunstgegenstände.

Tipos hebreos – (span.) hebräische Typen.

Archaeological Studies among the Ancient Cities of Mexico – (engl.) Archäologische Untersuchungen in alten Städten Mexikos.

La estrella de David en Chiapas – (span.) Der Davidstern in Chiapas.

401 *Nom de plume* – (franz.) Deckname.

Philosophical and Antiquarian Researches ... – (engl.) Philosophische Untersuchungen und Altertumsforschungen über die Ureinwohner Amerikas.

402 *Catáloga de Salón Secrete ...* – (span.) Katalog des Geheimkabinetts (Phalluskult) des Nationalmuseums von Mexiko.

403 *A Star in the West* – (engl.) Ein Stern im Westen.

405 *Royal Order of Ethiopian Hebrews ...* – (engl.) Königlicher Orden der Äthiopischen Hebräer, eingetragene Gesellschaft, Befolger der Zehn Gebote.

407 *You just think, you are a bright boy, he?* – (engl.) Du denkst wohl, du bist ein aufgeweckter Bursche, was?

408 *absolutement hebrew* – (engl.) absolut unverständlich.
Falaschas – Bevölkerungsgruppe jüdischen Glaubens in Äthiopien.
Mohel – (jidd.) Beschneider.
410 *Responsen* – Antworten.
Talesim – (jidd.) Gebetmäntel.
Schames – (jidd.) Synagogendiener.
411 *Koschat* – Thomas Koschat (1845–1914), österreichischer Komponist.
412 *wo allgemeine Verlassenheit zu sein scheint* ... – Johann Gottfried Seume, „Spaziergang nach Syrakus", Budin.
„Beweisgrund zur einzigen vollen Demonstration über das Dasein Gottes" – Kants Schrift „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes" erschien 1763.
die in Böhmen getanen Vor-Schritte – Es handelt sich um den (keineswegs letzten) Brief Goethes an Joseph Sebastian Grüner vom 15. März 1832. „... jene in Prag geschehenen Vorschritte zu schätzen und anzuerkennen", heißt es bei Goethe.
413 *Fleckles* – Ferdinand Fleckles (1836–1894); vgl. „Karl Marx in Karlsbad", Band II/2 unserer Ausgabe, S. 404 ff.
416 *Gustav Mahler, dessen böhmisches Geburtshaus* ... – Gustav Mahler wurde 1860 in Kalischt in Mähren, Sigmund Freud 1856 in Freiberg in Mähren geboren.
417 *Haggada* – (jidd.) Erzählung, besonders die Erzählung vom Auszug des jüdischen Volkes aus Ägypten, die an den ersten beiden Passah-Abenden rezitiert wird.
Pulqueria – (span.) Ausschank.
Seder – (jidd.) Ordnung, die Zeremonie an den ersten beiden Passah-Abenden, an der alle Hausgenossen teilnehmen.
418 *Susse* – Sous, französische Münze.
419 *Chasan* – Vorbeter, Vorsänger in der Synagoge.
420 *„Großherzogin von Gerolstein"* – Die Operette „Die Großherzogin von Gerolstein" von Offenbach wurde 1867 uraufgeführt.
422 *Tortillas* – (span.) Maisfladen.
Iglesia de los Judios – (span.) Kirche der Juden.
424 *Rebozo* – (span.) Umschlagtuch.
Guajolotes – (span.) Truthähne.
425 *Maranen* – Verächtliche Bezeichnung für zwangsweise bekehrte Juden, die heimlich ihrem alten Glauben treu blieben.
Convertos – (span.) Konvertierte, Bekehrte.

425 *Encomiendas* – (span.) Besitzungen. Mit den Encomiendas war das Recht zur Ausbeutung der ansässigen Indios verbunden.
426 *Kingsborough* – Vgl. „Die Bibel und Babel in der Neuen Welt", S. 395 ff.
427 *Congregación de Elohim* – (span.) Vereinigung der Juden.
Carbajal – Vgl. „Die Familie Carbajal", S. 441 ff.
430 *Haman* – Urbild eines Judenfeindes.
431 *„Melech Ottokar Mazel und Sof"* – „König Ottokars Glück und Ende" von Grillparzer, 1823 uraufgeführt.
Esrogim – (jidd.) Früchte, über denen am Laubhüttenfest (sukkes) ein Segen gesprochen wird.
Purim – (jidd.) Freudenfest zur Erinnerung an die Errettung des jüdischen Volkes durch Esther.
432 *Scholet* – Vgl. S. 121.
Kascha – (jidd.) Graupen, Grütze.
Knisches – (jidd.) eine Art Pastete.
Mikwe – (jidd.) Bassin, in dem die Frauen das rituelle Reinigungsbad nehmen.
433 *International Worker's Order* – (engl.) Internationale Vereinigung der Arbeiter.
Kile – (jidd.) Gemeinde.
434 *Eßmaschine der Modern Times* – Anspielung auf eine Szene in Charly Chaplins Film „Modern Times" („Moderne Zeiten").
435 *Kingsborough* – Vgl. „Die Bibel und Babel in der Neuen Welt", S. 395 ff.
436 *Carbajal* – Vgl. „Die Familie Carbajal", S. 441 ff.
437 *Mogen* – (jidd.) Schild.
440 *Cárdenas* – Lázaro Cárdenas y del Rio (1895–1970), mexikanischer Staatsmann, von 1934 bis 1940 Präsident von Mexiko.
441 *Toro* – Alfonso Toro (1873–1952), mexikanischer Historiker, von 1925 an Direktor des Nationalmuseums in Mexiko.
443 *Alkalde* – Bürgermeister.
Flibustiere – Seeräuber.
Nuevo Reino de León – (span.) Neues Königreich von León.
444 *las pruebas que eran cristianos viejos* – (span.) der Nachweis, daß sie alte Christen waren.
avant la lettre – (franz.) vor dem Buchstaben, vor der schriftlichen Fixierung.

INHALT